2717

Bibl. Mont

Bibl. Mont. 2717-2

Geschichte

des

Deutschen Reiches

von dessen

Ursprunge bis zu dessen Untergange.

Von

A. von Kotzebue,

Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Zweyter Band.

Leipzig,

bey Paul Gotthelf Kummer.

1815.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Herrn Reichs-Kanzler

Grafen Romanzoff,

dem vertrauten Kenner der Geschichte,

dem großmüthigen Beförderer jeder Wissenschaft,

dem Manne,

dessen das Vaterland noch in künftigen Jahrhunderten stolz und dankbar sich erinnern wird,

widmet

dieses Buch

Ehrfurchtsvoll und mit reinem Herzen

der Verfasser.

Vorwort.

Dem zweyten Bande dieser Geschichte hat der Verfasser nichts beyzufügen, als eine kurze Anzeige der vornehmsten Quellen, aus welchen er schöpfte. Das Vertrauen auf die ältern derselben ist in der Meinung der Gelehrten wohl begründet; der Verfasser gesteht, daß Erfahrung ihn gegen alle Geschichte mißtrauisch gemacht hat, in so fern sie nicht auf Urkunden sich stützt.

Wippo, der sächsische Annalist, Otto von Freysingen, Lambert von Aschaffenburg, Adam von Bremen, die Urspergische Chronik, Gregors Episteln, Sigebert, Waltram, Bruno, Albert von Stade, Arnold von Lübeck, Olenschlagers Urkunden-Buch, die Sachsen- und Schwabenspiegel, und mehrere bekannte Sammlungen sind unter den ältern fleißig benutzt. Die neuern wurden schon in der Vorrede zum ersten Bande namhaft

gemacht, doch nicht Hüllmann's vortreffliche Geschichte vom Ursprung der Stände, und dessen deutsche Finanzgeschichte des Mittelalters; Sartorius fleißige Geschichte des hanseatischen Bundes und Heeren's geistreiche Schrift von den Folgen der Kreuzzüge.

Inhalt

des zweyten Bandes.

11. Conrad der Zweyte . . . . . Seite 3
12. Heinrich der Dritte 17
13. Heinrich der Vierte 24
14. Heinrich der Vierte und Papst Gregor der Siebente . . 50
15. Heinrich der Fünfte 109
16. Der Kaiser und die Fürsten 119
17. Die Geistlichkeit 127
18. Der Adel 136
19. Der Krieger 145
20. Der Bürger 148
21. Die Bauern 155
22. Rechtspflege. Erziehung. Gelehrsamkeit. Kunst. Sitten . 158
23. Lothar von Sachsen 165
24. Conrad der Dritte 177
25. Friedrich der Erste mit dem Zunamen Rothbart . . . 186

26. Heinrich der Sechste . . . . . Seite 215
27. Philipp und Otto der Vierte 222
28. Friedrich der Zweyte 231
29. Conrad der Vierte und Wilhelm von Holland 243
30. Richard von Cornwall und Alfons von Castilien . . . 246
31. Gemälde vom damaligen Zustande der Deutschen . . . 251

Geschichte

des

deutschen Reiches.

Zweyter Band.

11.

Conrad der Zweyte.

Der Fürsten viele buhlten um die deutsche Königskrone; manche sogar des Sinnes, auch wohl mit gewaffneter Faust sie zu erkämpfen; darum war in Deutschland große Bewegung nach des unbeerbten Heinrichs Tode; ein hastiges Reiten, und Boten senden von Hofe zu Hofe, ein stilles Besprechen mit Freunden, dann ein lauteres Berathen in den Versammlungen der Provinzen, endlich die große Vereinung zwischen Maynz und Worms, wo die deutschen Völkerschaften, von ihren Herzogen geführt, an des Rheinstroms beyden Ufern sich lagerten. Da erschien Heinrich von Bayern, ein Schwager des Verstorbenen: Adalbert von Kärnthen, der neue Herzog, der die Straße nach Welschland den Deutschen offen hielt; Ernst von Schwaben; Gozilo und Friedrich von Nieder- und Oberlothringen; Conrad der Jüngere von Franken; zum ersten Mal als Wahlfürst Othelrich von Böhmen; auch Bernhard von Sachsen aus Herrmann Billungs Geschlecht, obgleich sonst lau in deutschen Angelegenheiten, weil er, stets im Kampfe mit den slavischen Nachbarn, sie lieber berauben als bekehren mogte. Da erschienen die Erzbischöffe von Maynz, Trier und Cöln, Bamberg, Metz und Straßburg, Costnitz, Augsburg,

Freysingen, Regensburg; auch Prälaten und Herren in großer Zahl — und die Wahlmänner alle, so geistlich als weltlich, prunketen mit stattlichem Gefolge, also daß der Rheinstrom seine beyden Ufer so herrlich noch nimmer geschmückt sah.

Es pflegt ein erledigter Thron stets ein Volk aufzuregen, weil der Mensch, gern in der Zukunft lebend, seine Wünsche und Hoffnungen auf ihn pflanzt. So war am Rhein ein fröhliches Getümmel, unter welchem Heinrichs Witwe, Cunegunde, mit schlauem aber redlichen Bemühen die Gemüther lenkete, vorgebend oder wahr sprechend, ihr habe der Sterbende vertraut, wen er für den würdigsten halte, ihm die Reichskleinodien zu überliefern, nämlich Conrad dem Franken. Aber dieses Namens ragten zwey Vettern an Weisheit und Tapferkeit hervor, Conrad der Aeltere, auch der Salier zubenamt, mehr durch Verdienste ausgezeichnet als durch Macht, und Conrad der Jüngere, Herzog der Franken, beyde Conrad des Weisen Enkel; zwischen ihnen schwankte die Wahl, darob der Jüngere unmuthig schien, bis der Aeltere ihn auf die Seite zog, also sprechend: „laß durch Scheel„sucht nicht den Ruhm uns verscherzen, den zu er„werben die Gelegenheit sich darbeut. Wir sind Vet„tern, unsere Freundschaft hat Natur gegründet, „darum sey sie unzertrennlich. Sollten wir hadern, „so mögten die Fürsten, um den Streit zu schlichten, „einen Dritten wählen, und die Nachwelt würde sa„gen: beyde waren der Krone unwürdig. Mich „aber will bedünken, es treffe die Wahl dich oder „mich, so werde ich in dir, du in mir geehrt. Mei„ne Stimme geb' ich Dir von Herzen, und ist die „Krone Dir bestimmt, so bin ich der Erste Dir zu „huldi-

„huldigen. Lieber! gelobe mir ein Gleiches.“ Darauf gab der Jüngere ihm den redlichen Handschlag.

Als nun das Volk den Maynzer Erzbischoff befragte, wer zu wählen sey? und dieser unbedenklich Conrad den Aeltern nannte, hierauf die Bischöffe, der von Cöln ausgenommen, ihm beystimmten, so traf die Reihe nun die weltlichen Herren, zuerst unter ihnen den Herzog der Franken, Conrad den Jüngern. Der erhob sich freudig, mit lauter Stimme seinen Vetter wählend. Da faßte der Salier dankbar seine Hand und setzte ihn neben sich. Dem schönen Beyspiele folgten alle Fürsten, nur Friedrich von Lothringen nicht, der, nebst dem Cölner Erzbischoff, unmuthig aus der Versammlung schied. Doch Conrad der Jüngere, nach Art großer Seelen nichts halb thuend, eilte ihnen nach, gewann beyde durch kluge Ueberredung, und führte die Gewonnenen vor des Vetters Thron, so der Nachwelt beweisend, daß er selbst eines Thrones vielleicht der würdigste war. Das Volk, zujauchzend, bestätigte die Wahl.

Allein wer war das Volk? doch nur der Fürsten bewaffnetes Gefolge und was etwa an Zuschauern die Neubegier aus der Nähe des Wahlfeldes herbey gelockt hatte. Es gab noch kein deutsches Volk.

Der neue König, um gesalbt zu werden, wurde 1024
nach Maynz geführt, mit großem Jubel dort aufgenommen, und auf dem feyerlichen Gange zur Kirche schon von Bittenden umringt, die der Gerechtigkeit erste Handlung von ihm heischten. Geduldig sie hörend, wie es einem Könige ziemt, stand er unter ihnen, und als die Bischöffe, unwillig ob der unterbrochenen Feyerlichkeit, den Zug nicht aufzuhalten foderten, sprach er ernst: „Gerechtigkeit üben, es

„sey mir bequem oder nicht, ist meiner Pflichten „Erste." Das Wort gewann ihm schnell die Herzen.

Doch ganz neidlos mogte schwerlich die Wahl geblieben seyn, nur bey der Stimmen entschiedenem Uebergewicht hatte der Neid murrend geschwiegen. Aber nach dem ersten Freudentaumel zuckten viele die Achseln, bedauernd, daß eine so treffliche Wahl dennoch müsse widerrufen werden, wenn Conrad nicht zu einem schweren Opfer sich entschließen wolle. Er war vermählt mit Gisela, einer schwäbischen Fürstentochter, einer Zierde ihres Geschlechts, die er, obschon zwiefache Witwe, doch so leidenschaftlich liebte, daß er einst, allen Hindernissen seiner Verbindung trotzend, sie entführt hatte. Mit ihrem Besitz wuchs seine Zärtlichkeit durch Hochachtung genährt; sie war sein und des Volkes Abgott, aber — mit ihm verwandt; zwar nur im fünften Grade, doch schien das vormals schon dem züchtigen Eiferer Heinrich dem Zweyten genug, um durch ernstliche Erinnerungen das liebende Paar in seinem Glück zu stören. Jetzt ergriffen einige Bischöffe den lockern Vorwand, ihm die schreckliche Wahl zu stellen zwischen seiner Gattin und der Krone. Dieser entsagen mogte er nicht, die Gattin verstoßen wollte er nicht, obschon sie selbst, der deutschen Frauen Edelste, seinem Ruhme ihre Liebe zu opfern bereit war. Sie sprach zu den versammelten Fürsten mit so sanfter Ueberredung, mit so würdevoller Ergebenheit, daß Alle, von ihrer männlichen Tugend und weiblichen Zartheit ergriffen, einer solchen Lebensgefährtin Unentbehrlichkeit erkannten und durch bittenden Ernst den Priestern Schweigen auferlegten. Begrüßt von allgemeinem Frohlocken wurde sie zu Cöln gekrönt, und blieb dem Gemahl auf dem Throne eine milde, weise Rathgeberin.

Löb-

Löblich begann er seine Regierung mit einer Reise durch Deutschland, die den Ruf seiner Weisheit und Güte mehrte. Oft war es auch nur Schlauheit, die ein herrschsüchtiges Gemüth verbarg. Denn von Anbeginn trachtete Conrad, nicht nur alte Kaiserliche Macht wieder herzustellen, sondern den Fürsten Fesseln zu schmieden; aber geschickt wußte er sein Ziel in den glänzenden Nebel der allgemeinen Wohlfahrt zu verhüllen. Ein Zeitgenosse hat ihn zu ehren vermeint, indem er Karln, dem sogenannten Großen, ihn an die Seite gestellt, dem er wohl in manchem zu vergleichen war; doch das grausame, blutdürstige Gemüth besaß er nicht. Das Völker-Recht zu beugen schien auch ihm nicht selten unbedenklich, allein er fuhr nicht wie ein Sturm durch den Wald, er suchte mehr, der Mittagssonne gleich, die Wipfel der Bäume sich zuzuneigen. Alles Gute, Nützliche mogt' er gern befördern, wenn es seinem Hauptzweck nicht hinderlich war. Karls Menschen-Verachtung konnte Gisela's Gemahl nicht hegen; auch der Einzelnen Glück oder Elend schien ihm nicht gleichgültig. Um der Krieger Zuneigung hat er gebuhlt, die Priester oft reich gemacht, wohl wissend, daß, um zu herrschen, er von jenen die Waffen, von diesen die Zungen leihen müsse.

Zu Minden feyerte Conrad das erste Weih- 1025
nachtsfest mit damals gewöhnlicher Pracht. An diesem Feste pflegten die Könige mit der Krone auf dem Haupte, von den eingeladenen Großen des Reichs umgeben, zu erscheinen. Man nannte es den vollen Hof. Damals wollte er Sachsens strenge Gesetze den mildern Reichs-Gesetzen gleich stellen, entsagte jedoch dem menschenfreundlichen Wunsche, vernehmend, daß die Sachsen fest am Alten hingen, und den Grundsatz hegend, daß auch Glück nicht aufgedrun-

„sey mir bequem oder nicht, ist meiner Pflichten „Erste.“ Das Wort gewann ihm schnell die Herzen.

Doch ganz neidlos mogte schwerlich die Wahl geblieben seyn, nur bey der Stimmen entschiedenem Uebergewicht hatte der Neid murrend geschwiegen. Aber nach dem ersten Freudentaumel zuckten viele die Achseln, bedauernd, daß eine so treffliche Wahl dennoch müsse widerrufen werden, wenn Conrad nicht zu einem schweren Opfer sich entschließen wolle. Er war vermählt mit Gisela, einer schwäbischen Fürstentochter, einer Zierde ihres Geschlechts, die er, obschon zwiefache Witwe, doch so leidenschaftlich liebte, daß er einst, allen Hindernissen seiner Verbindung trotzend, sie entführt hatte. Mit ihrem Besitz wuchs seine Zärtlichkeit durch Hochachtung genährt; sie war sein und des Volkes Abgott, aber — mit ihm verwandt; zwar nur im fünften Grade, doch schien das vormals schon dem züchtigen Eiferer Heinrich dem Zweyten genug, um durch ernstliche Erinnerungen das liebende Paar in seinem Glück zu stören. Jetzt ergriffen einige Bischöffe den lockern Vorwand, ihm die schreckliche Wahl zu stellen zwischen seiner Gattin und der Krone. Dieser entsagen mogte er nicht, die Gattin verstoßen wollte er nicht, obschon sie selbst, der deutschen Frauen Edelste, seinem Ruhme ihre Liebe zu opfern bereit war. Sie sprach zu den versammelten Fürsten mit so sanfter Ueberredung, mit so würdevoller Ergebenheit, daß Alle, von ihrer männlichen Tugend und weiblichen Zartheit ergriffen, einer solchen Lebensgefährtin Unentbehrlichkeit erkannten und durch bittenden Ernst den Priestern Schweigen auferlegten. Begrüßt von allgemeinem Frohlocken wurde sie zu Cöln gekrönt, und blieb dem Gemahl auf dem Throne eine milde, weise Rathgeberin.

Löb-

Löblich begann er seine Regierung mit einer Reise durch Deutschland, die den Ruf seiner Weisheit und Güte mehrte. Oft war es auch nur Schlauheit, die ein herrschsüchtiges Gemüth verbarg. Denn von Anbeginn trachtete Conrad, nicht nur alte Kaiserliche Macht wieder herzustellen, sondern den Fürsten Fesseln zu schmieden; aber geschickt wußte er sein Ziel in den glänzenden Nebel der allgemeinen Wohlfahrt zu verhüllen. Ein Zeitgenosse hat ihn zu ehren vermeint, indem er Karln, dem sogenannten Großen, ihn an die Seite gestellt, dem er wohl in manchem zu vergleichen war; doch das grausame, blutdürstige Gemüth besaß er nicht. Das Völker-Recht zu beugen schien auch ihm nicht selten unbedenklich, allein er fuhr nicht wie ein Sturm durch den Wald, er suchte mehr, der Mittagssonne gleich, die Wipfel der Bäume sich zuzuneigen. Alles Gute, Nützliche mogt' er gern befördern, wenn es seinem Hauptzweck nicht hinderlich war. Karls Menschen-Verachtung konnte Gisela's Gemahl nicht hegen; auch der Einzelnen Glück oder Elend schien ihm nicht gleichgültig. Um der Krieger Zuneigung hat er gebuhlt, die Priester oft reich gemacht, wohl wissend, daß, um zu herrschen, er von jenen die Waffen, von diesen die Zungen leihen müsse.

Zu Minden feyerte Conrad das erste Weih- 1025
nachtsfest mit damals gewöhnlicher Pracht. An diesem Feste pflegten die Könige mit der Krone auf dem Haupte, von den eingeladenen Großen des Reichs umgeben, zu erscheinen. Man nannte es den vollen Hof. Damals wollte er Sachsens strenge Gesetze den mildern Reichs-Gesetzen gleich stellen, entsagte jedoch dem menschenfreundlichen Wunsche, vernehmend, daß die Sachsen fest am Alten hingen, und den Grundsatz hegend, daß auch Glück nicht aufgedrun-

drungen werden müsse. Auch die Slaven, Sachsens unruhige Grenz-Nachbarn, huldigten ihm durch Tribut.

Mehrere Städte besuchend zeigte er sich dem Handel stets geneigt. Magdeburgs Vorrechte wurden durch ihn erneuert und vermehrt. Die Reichs-Acht sprach er aus über Jeden, der Handels-Straßen verderben oder vernachlässigen werde. Räuber mit harten Strafen bedrohend, wachte er über öffentliche Sicherheit. Dankbarkeit und Vertrauen bewiesen ihm die Fürsten, schon jetzt bewilligend, daß Heinrich, sein noch unmündiger Sohn, einst nach ihm regieren solle.

1026 Conrads Herrschsucht offenbarte sich zuerst gegen seiner Gattin Oheim, den König Rudolph von Burgund. Dieses schöne Reich begriff damals die heutige Provence, Dauphiné, Franche Comté, Lyon, le Bougey, la Bresse, Savoyen und einen großen Theil der Schweiz. Der schwache, kinderlose Fürst (denn seine Unterthanen galten ihm nicht für Kinder) hatte, wie bereits erzählt worden, Heinrich dem Zweyten seine Staaten als Erbe zugesagt, und meinte nun, nach dessen Tode, des Versprechens ledig zu seyn; denn nicht als deutschem Kaiser, sondern als dem Sohne seiner Schwester, wollte er das Königreich ihm zuwenden. Wenn er überhaupt nach seinem Gefallen, ohne des Volkes Zustimmung, mit dem Reiche schalten konnte, (was zu behaupten ferne sey,) so war wohl kein Zweifel, daß es jetzt bei ihm stand, welchen seiner entfernten Verwandten er durch seine Gunst erfreuen wolle. Conrad aber foderte, als ihm gebührend, des Vertrags Bestätigung, und als Rudolph sich deren weigerte, fiel jener ihm feindlich ins Land und eroberte Basel.

Der

Der vermittelnden Gisela kluge Sanftmuth that den Waffen Einhalt, und später, bey persönlicher Zusammenkunft, widerstand der Oheim ihren Bitten nicht; der Vertrag wurde erneuert, ohne Rücksicht auf den Grafen Odo von Champagne, der sein Neffe gleich Heinrich dem Zweyten war; ohne Rücksicht auf die murrenden Burgunder.

Wohl mögte Conrad entschuldigt werden, wenn er nur als Vormund seines Stiefsohnes gehandelt hätte, denn auch Gisela stand dem Könige von Burgund als Blutsverwandtin nahe, und sie hatte einen Sohn, Ernst, ihrer ersten Ehe Frucht, der mit Recht an dieses Erbe nähern Anspruch machen durfte, als seiner Mutter dritter Gemahl. Der Jüngling verbarg seinen Unwillen nicht, zumal da Conrad, gleichsam spottend, die Abtey Kempten zum Ersatz für ein Königreich bot. Der Prinz wollte nach Burgund entrinnen, um dort seine Rechte geltend zu machen, der alte furchtsame König nahm ihn aber nicht auf. Da verleitete ihn sein empörtes Gemüth, die Waffen gegen Conrad zu ergreifen, auf mächtigen Anhang vertrauend; allein er ward verlassen, mußte in seines Stiefvaters Gnade sich ergeben, und büßte den gerechten Unmuth auf dem festen Schlosse Giebichenstein bey Halle. Zwar die Freyheit erhielt er nach einigen Jahren wieder, doch zu tief war schon der Haß gewurzelt und des Prinzen Erbitterung wuchs durch die Zumuthung, er solle seinen Freund, den Grafen Kyburg, verläugnen; denn es hatte dieser Graf treulich bey ihm gehalten, auch, während er auf Giebichenstein gefangen war, des Königs Zorn in festen Schlössern getrotzt. Nun stellte Conrad dem Befreyten die unwürdige Frage: ob er seinem Herzogthume Schwaben oder dem Freunde entsagen wolle?

wolle? und als der schwärmerische Jüngling die Herzogliche Würde geringer achtete, als Freundes
1032 Treue, da beraubte Conrad wirklich ihn des Herzogthums, ja auch der Liebe seiner Mutter; denn sie erklärte — ob zürnend oder überredet, ist ungewiß — daß sie ferner keinen Theil an ihres Sohnes Schicksal nehme.

Vielleicht wurde gehofft, dieses grausame Mittel werde den Starrkopf beugen, aber es trieb ihn zur Verzweiflung. Er floh zu dem nicht minder unbesonnenen Freunde, und beyde spornte die erlittene Kränkung zu unedler Rache. Aus Kyburgs Schlosse Falkenstein verheerten und plünderten sie die umliegende Gegend, bis der Prinz in einem Gefechte das bemakelte Leben verlor. Doch immer noch nicht unbestritten durfte Conrad, nach
1032 des burgundischen Königs Tode, von dem ertrotzten Erbe Besitz ergreifen; denn Graf Odo von Champagne benutzte der Burgunder Widerwillen gegen den deutschen König, eroberte Herzen und Schlösser, behauptete sich zwey Jahre lang, mußte aber endlich Conrads Waffenglücke weichen. Die Burgundische Krone schmückte des Siegers Haupt. Erzwungene Huldigung empfing der aufgedrungene Herr. Es hatte, während dieser Händel, auch jener edle Conrad der Jüngere sich gegen ihn erklärt. Wenn solche Männer mißbilligen, ist Unrecht zu vermuthen. Als Conrad durch Gewalt die Ruhe hergestellt, erneuerte auch sein Vetter ohne Groll die angelobte Treue.

Italien war, als Conrad den deutschen Thron bestieg, nach alter Weise, durch innere Zwietracht gährend. Einen deutschen Herrn wollten die Priester, von ihm der alten Schenkungen Bestätigung erwartend; einen Franzosen begehrten die weltli-

weltlichen, doch vergebens, ihre Krone Frankreichs Könige Robert und seinem Sohne antragend. Nicht Ruhm noch Vortheil (so schien es Beyden) überwogen Verdruß und Gefahr einer schwankenden, angefochtenen Herrschaft über fremde, stets wankelmüthige Völker. Geneigter fanden diese, das Abentheuer zu bestehen, den Herzog von Aquitanien, Wilhelm von Poitou. Doch Conrad, von der Geistlichkeit geladen, erschien mit Heeresmacht in Welschland, sein Nebenbuhler wich, und Er wurde zu Mayland, bald darauf zu Rom feyerlich gekrönt. 1027
Als Kaiser ging er nach Apulien, und erweiterte durch Eroberungen die Grenzen der Normänner, ihnen den Schutz derselben gegen die Griechen auferlegend.

Neun Jahre später zog er wiederum nach Welsch- 1036
land, um innere Zwietracht durch eine berühmt gewordene Lehnsverordnung zu schlichten. Ein harter Verweis, dem Erzbischoff von Mayland öffentlich ertheilt, machte diesen stolzen Prälaten zu seinem unversöhnlichen Feinde. Als dessen Zorn in heftigen Worten aufflammte, mußte er zwar gefänglicher Haft sich fügen, entkam aber bald, wiegelte Mayland auf, trotzte hinter dessen Mauern, und versuchte den Grafen Odo von Champagne dem Kaiser entgegen zu stellen. Doch dieser alte Nebenbuhler, an Geist und Macht dem Feinde nicht gewachsen, fiel schon in Lothringen durch des Herzogs Hand.

Noch ein Mal zeigte Conrad sich in Rom, entsetzte den, vom Kloster Cassino verklagten, Fürsten von Capua, und würde, nach befriedigtem Ehrgeiz, vergnügt Welschland verlassen haben, hätte er nicht dem Tode den, auf seinem ersten Zuge nicht abgefoderten, Tribut zwiefach jetzt entrichten müssen. Denn nicht nur seines Heeres größere Hälfte fiel durch

Seu-

Seuchen, auch sein Stiefsohn, Herzog Herrmann von Schwaben und seines eigenen Sohnes junge Gemahlin, die Tochter des Dänen-Königs Canut. Er selbst kam heim, doch kränkelnd, und erlangte nimmer die vormalige Gesundheit wieder.

Fremde Reiche waren es, die Conrads kostbare Zeit, beste Kraft und zuletzt sein Leben verzehrten. Vorübergehend war sein Zwist mit Ungarn, wegen Grenzstreitigkeiten dieses Landes mit Oestreich, oder wegen dessen Fehde mit Bayern. Des Kaisers Ernst führte schnell den Frieden herbey. Vorübergehend, obschon bedenklicher, war auch gegen Polen der Krieg. Hoffärtig hatte Boleslaus den Königstitel angenommen. Sterbend theilte er zwischen beyden Söhnen das Reich. Doch Miseco vertrieb den deutschgesinnten Bruder Otto, den
1029 Conrad schützte, obschon im ersten Feldzug nicht mit Glück. Das erweckte des Feindes Uebermuth, und, im Verein mit Herzog Othelrich von Böhmen, wagte er sogar deutsche Grenzländer zu plün-
1031 dern. Das Kriegsglück wandte sich. Der flüchtige Miseco wollte, um die Kaiserliche Gunst wieder zu gewinnen, den verbündeten Othelrich ausliefern. Conrad verschmähte solchen Verrath, und als sein Schützling Otto ermordet wurde, (von wem? warum? ist ungewiß) begnadigte er den durch Unglück gebesserten Miseco.

Auch gegen die Tribut weigernden Leutizier wandte er seines Schwertes Schärfe siegreich. Die Obotriten und Wagrier ließ er zum alten Gehorsam zwingen. Hamburg, von ihnen zerstört, ging wiederum durch sie nach und nach aus seinem Schutt hervor.

Dem verschwägerten Dänen-König Canut trat er, nebst Schleswig, die Markgrafschaft jenseit der

Eyder

Eyder ab, vielleicht weil es schwierig war, gegen Slaven und Dänen die Grenze zu vertheidigen; vielleicht aus persönlicher Freundschaft, denn Canut, Andachts halber zu Rom anwesend, als Conrad gekrönt wurde, hatte sein Vertrauen gewonnen. Die Eyder wurde beyder Reiche Grenze.

Noch eine wohlthätige Reise (doch nicht für Deutschland) unternahm Conrad kurz vor seinem Tode nach Burgund. Dort hatten, unter dem schwachen Rudolph schon, die Großen jeden Zügel abgeworfen, unter sich in stetem Hader, nur einig, wenn es galt Unterthanen zu peinigen. Conrad versammelte sie zu ernster Unterredung, alten Gesetzen die verlorne Kraft erneuernd. Des Raubens und Befehdens war so viel geworden, daß endlich die Priester vorschlugen, wenigstens einen Theil der Woche sich im Namen Gottes der bösen Gewohnheit zu enthalten. Man nannte diesen Sündenstillstand Gottes Frieden. Von Mittwoch Abends bis Montag früh sollte Jedermann seines Lebens und seiner Habe sicher seyn. Könige und Päpste wetteiferten, die heilsame Verordnung aufrecht zu erhalten. So that auch Conrad in Burgund. Damals harrte sehnsuchtsvoll der Rechtliche, aber Machtlose, auf Sonnenuntergang am Mittwoch, und Sorgen raubten ihm den Schlaf in der Nacht vor dem Montage.

Burgund verlassend fühlte er seines Lebens Ziel 1039
gesteckt. Er ging nach Friesland und starb zu Utrecht. Ohne Zweifel hätte dieser kräftige Mann seinem Vaterlande viel werden können; der böse Gelust nach fremder Herrschaft raubte ihm diesen Ruhm; denn wo er auch, bisweilen ruhend von Kriegesabentheuern in fremden Landen, das Gute gründete, da gebrach es ihm doch stets an Zeit, es zu befestigen. Ein

König

König aber macht sein Volk glücklicher, wenn er, wenig Gutes vorfindend, das wenige sichert, als wenn er neues unsicher schafft. Trefflich Ein Reich verwalten ist schwer, zwey fast unmöglich. Selbst in Einem Reiche muß oft der Fürst mit fremden Augen sehen, im zweyten immer. Des fremden Volkes Große kennt er nicht, mißtraut ihnen, sendet Statthalter, wiederum dort unwillig empfangene Fremdlinge. Aengstliche Wachsamkeit fordert die neue Herrschaft über seufzend Gehorchende. Sie betrachten sich als Stiefkinder und sind es auch. Doch was durch ihre Huth an Zeit und Kraft dem Fürsten entzogen wird, das fühlen auch die rechten Kinder. Gäbe es einen Entschuldigungsgrund für Eroberungen (alles ungerecht Erworbene ist Eroberung), so wäre es der ernste Vorsatz, Menschen zu beglücken. Weil aber, diesen Zweck in mehr als Einem Staate zu erreichen, mehr als Eines Fürsten Kraft bedarf, so handelt ein Fürst nicht weise, auch nicht gut, wenn er die entlegene Herrschaft an sich reißt; denn er mindert seines Volkes Liebe ohne die des fremden zu gewinnen; er ladet mit dem besten Willen sich das folternde Bewußtseyn mangelhaft erfüllter Pflichten auf; er selbst kann die nicht lieben, welchen er sich aufgedrungen, denn zwischen sein Herz und sein Gewissen tritt ewig der Vorwurf verletzter Volksrechte.

Mag Conrad minder streng getadelt werden, weil er nach Italiens Kronen strebte; seine Vorgänger hatten die böse Gewohnheit zur andern Königsnatur gemacht, und es mogte schwer seyn, eine bessere Ansicht zu gewinnen, noch schwerer sie mitzutheilen; aber daß er Burgund rechtmäßigen Erben entzog; daß er ein Volk, seiner nicht begehrend, an Sprache und Sitte ihm fremd, durch Gewalt unterjochte,

jochte, blos um den verworfensten Leidenschaften, Herrschsucht, Habgier, zu fröhnen — das bleibt ein böser Makel. Vergebens hat Wippo, sein lobpreisender Hofkaplan, ihn bey der Nachwelt einzuschmeicheln versucht, denn es mangelt der einzige Pfeiler, auf den Conrads Fürstenruhm sich gründen müßte: Deutschlands durch ihn vermehrte Glückseligkeit. Selbst der Gottesfriede war nicht sein Werk. Aber im gemeinen Leben wacker, gemüthlich und edel ist er gewesen, denn er hing mit treuer Liebe an einer edlen Gattin, wollte seines Feindes Othelrich durch Verrath nicht Meister werden, trug überhaupt keinen Groll versöhnten Feinden nach. Hätte nicht der schwere Irrthum ihn befangen, die Völker wären blos Gewinne im Kriegsspiel der Fürsten, so würde noch die Nachwelt um ihn trauern wie seine Gemahlin Gisela, deren Schmerz jeden Trost verschmähte. Vergebens bat ihr Sohn, durch ihre milde Klugheit ihn zu leiten, wie sie wohl oft den Vater geleitet hatte; mit dem Tode des geliebten Gemahls verlor die Herrschaft jeden Reiz für sie. Unweit Cassel, im Kloster Kaufungen, wollte sie ihn beweinen. Dort baute sie eine Kirche, deren Weihe an seinem Gedächtnißtage feyerlich begangen wurde, am feyerlichsten durch sie selbst; denn zum letzten Mal erschien die edle Frau im Kaiserlichen Schmuck, den sie, während des Gottesdienstes, mit dem Nonnengewand vertauschte. Unter Weinen, Fasten und Beten verflossen ihre letzten Tage. Conrads Leichnam wurde, von vielen Tausend Leidtragenden stets umringt, nach Speyer geführt, um in der Kirche zu ruhen, die er selbst gegründet hatte.

Denkwürdiger, als dieser Kirche angefangener 1027
Bau, ist für die deutsche Nachwelt der Bau des Schlosses Habsburg. Es besaßen zu jener Zeit

die

die Grafen von Altenburg ein offenes Land zwischen Schwaben und Burgund gelegen, ein Tummelplatz der Fehdelustigen Nachbarn. Schloß Altenburg, auf einer Ebene mit verfallenen Mauern, gewährte keinen Schutz. Da ersah in dessen Nähe Graf Ratbot einen steilen Felsen, und, mit Hülfe seines Bruders Werner, eines Straßburger Bischoffs, erbaute er Schloß Habsburg auf demselben, eine starke Schutzwehr und vieler Edlen Zufluchtsort, die aus Schwaben, der Gegend um Zürch und aus dem Aargau unter Ratbots Panier sich sammelten. So wurden Er und seine Nachkommen Grafen von Habsburg genannt.

Ferner soll der Deutsche sich erinnern, wie Schlesien, unter Conrads Regierung, von Deutschen bevölkert und angebaut wurde. Richsa, eine
1031 deutsche Fürstin, vermählt mit Miseco dem Beherrscher der Polen, doch dem Vaterlande stets ergeben, hatte viele Deutsche mit nach Polen geführt, und von Jahre zu Jahre deren mehrere nach sich gezogen, durch ihren Einfluß reich begabt, zu Würden erhoben. Eine Fürstin, dem Gemahl in fremdes Land folgend, muß dieses Landes Eingeborne werden, oder dessen Liebe entsagen. Die Polen sahen scheel zu dem Vorzug, den ihres Herrn eheliche Zärtlichkeit Fremdlingen einräumte. Die Gemüther gährten, viele murrten laut. Die kluge Richsa, des bedenklichen Haders Ausbruch vorbeugend, erbat und erhielt für ihre Deutschen von Miseco das Land Schlesien, damals ein geringes, schlecht angebautes Land, wohin die Eifersucht den Fremdlingen nicht folgte, wo aber bald durch ihren Fleiß der Ueberfluß sein Horn ausschüttete. Reichthum und Macht sind unzertrennlich. In Kurzem erhoben sich Schlesiens Markgrafen, der polnischen Herrschaft trotzend.

12.

Heinrich der Dritte.

Schon als Knaben hatte Conrad diesen Heinrich krönen lassen, ihm das Herzogthum Bayern verliehen, auch Schwaben nach dem Tode seiner Stiefbrüder, endlich ihm sogar die burgundische Krone auf das Haupt gesetzt, auf dem er, abweichend von seiner Vorfahren verderblichen Theilungs-Gewohnheit, künftig alle Macht vereinen wollte. Der zwei und zwanzigjährige Jüngling schien durch Muth und Tapferkeit dieses Vorzugs nicht unwerth; auch das, in jener Zeit so seltene, Bücherlesen hatte seine kluge Mutter nicht fruchtlos ihm empfohlen, darum seine Thronbesteigung schöne Hoffnungen erregte. Leichter überhaupt erweckt Jugend Vertrauen. Die burgundischen Großen huldigten zu Ingelheim. Selbst ein alter Feind, der Erzbischoff von Mayland, vererbte seinen Haß nicht auf den Sohn. Wie kommt es, daß mit diesen Anlagen, dieser Ausbildung, dieser glücklichen Stellung am Eingang der Laufbahn, doch abermals in siebenzehn Jahren für deutsches Volksglück nichts geschah? — Die Geschichte antwortet:

Die Könige beherrschten nur die Großen, diese wiederum das Volk. Des Königs Zeit und Mühe raubte das Bestreben, der Großen stetes Uebergreifen unter sich und gegen ihn zu zügeln; seinen Augen blieb des Volkes Schicksal entrückt. Das war abhängig von der Fürsten Persönlichkeit. Der Schwabe konnte glücklich seyn, indessen der Bayer seufzte; der Sachse konnte sich des Daseyns freuen, indessen der

Franke es verfluchte. Es gab in Deutschland nie ein allgemeines Volksglück, weil die Könige, durch Vergeudung ihrer Kräfte außer Deutschland, sich der Macht es zu schaffen selbst beraubten.

So war auch unter Heinrichs berühmten Thaten keine, die dem Vaterlande stillen Wachsthum, innere Wohlfahrt verlieh. Alles nur nach außen berechnet und das Fernste stets der nächste Reiz für seine Thätigkeit. Der Böhmen Herzog weigerte Gehorsam, dreyjähri-
1042 ges Blutvergießen und Verheeren erzwangen neue Huldigung. Doch war zu diesem Kriege ein Grund vorhanden, zu dem mit Ungarn keiner. Dort hatte König Stephan einen Neffen, Peter, und einen Schwager, Obo, hinterlassen; Jenen wählten die Ungarn, Dieser vertrieb den Gewählten. Ein unruhiger Nachbar Deutschlands war der Vertriebene gewesen, nichts knüpfte seinen Vortheil an den des deutschen Reichs; Empfehlung brachte er nur dem Kaiser vom östreichischen Markgrafen Albrecht, und diese entschied den weitaussehenden Krieg. Nie sollte ein Fürst bedenklicher seyn, als wenn es gilt, in fremder Staaten innere Händel sich zu mischen.

Siegreich durchzog Heinrich das Land, und die Ungarn suchten Frieden. Dem eingedrungenen König opferten sie gern, doch Heinrichs Schützling wollten sie nicht wieder aufnehmen. Da ließ er unbedenklich ihn fallen, und setzte einen andern auf den Thron, den, bald nach dem Rückzug der Deutschen, doch jener Obo auch vertrieb. Nun mußte ein zweyter Feldzug vorbereitet werden. Obo wandte
1042 das Ungewitter ab, indem er, auf ein Stück Landes verzichtend, den Leithastrom zur Grenze zwischen Ungarn und Oestreich machte, der es auch geblieben bis auf diesen Tag.

Die

Die übrigen, nicht mehr bekannten Friedensbedingungen hielt Obo nicht. Da mußte Heinrich 1043
abermals mit dem Schwerte erinnern. Obo unterlag. Peter bestieg den Thron aufs neue, und empfing, sammt dem Adel, das ungarische Reich zu Lehn vom deutschen Kaiser. Doch nur mit verhaltenem Groll hatte sich der Adel den schon einmal verweigerten Schützling aufdringen lassen, dessen Vorliebe für die Deutschen der Ungarn Erbitterung 1046
mehrte. Freyheit, Licht der Augen, und endlich auch das Leben verlor er durch Empörung. Der neu erwählte König Andreas entschuldigte beym Kaiser was geschehn, versprach Gehorsam und Tribut, hielt aber nicht Wort. So brach der Krieg aufs 1051
neue aus, und endigte für Deutschland mit dem Verlust aller sogenannten Rechte, die das Schwert errungen hatte. Das ist, über lang oder kurz, jedes Krieges Ausgang, wo ein Fürst unberufen gegen ein Volk in die Schranken tritt.

Gen Rom zu ziehen war auch ein Ehrenpunct, den Deutschland gewöhnlich theuer bezahlte. Heinrich that wie seine Vorfahren. Seltene Ruhe herrschte 1046
damals in Italien, Verwirrung nur in Rom, wo Geistlichkeit, Adel und Volk wechselsweise Päpste schufen und vernichteten, bald diesen mit der Tiare schmückten, bald jenen aus dem Thore jagten. Drey Päpste zu gleicher Zeit wohnten einst in Rom. Heinrich ließ sie sämmtlich durch eine Kirchenversammlung entsetzen, und sein Einfluß hob den Bischoff Suidger von Bamberg, einen gebornen Sachsen, auf den päpstlichen Thron, der, nun Clemens II. genannt, am Weihnachtstage ihn krönte. Künftig (so wurde aufs neue angelobt) sollte kein Papst ohne Kaiserliche Zustimmung gewählt werden.

die Grafen von Altenburg ein offenes Land zwischen Schwaben und Burgund gelegen, ein Tummelplatz der Fehdelustigen Nachbarn. Schloß Altenburg, auf einer Ebene mit verfallenen Mauern, gewährte keinen Schutz. Da ersah in dessen Nähe Graf Ratbot einen steilen Felsen, und, mit Hülfe seines Bruders Werner, eines Straßburger Bischoffs, erbaute er Schloß Habsburg auf demselben, eine starke Schutzwehr und vieler Edlen Zufluchtsort, die aus Schwaben, der Gegend um Zürch und aus dem Aargau unter Ratbots Panier sich sammelten. So wurden Er und seine Nachkommen Grafen von Habsburg genannt.

Ferner soll der Deutsche sich erinnern, wie Schlesien, unter Conrads Regierung, von Deutschen bevölkert und angebaut wurde. Richsa, eine
1031 deutsche Fürstin, vermählt mit Miseco dem Beherrscher der Polen, doch dem Vaterlande stets ergeben, hatte viele Deutsche mit nach Polen geführt, und von Jahre zu Jahre deren mehrere nach sich gezogen, durch ihren Einfluß reich begabt, zu Würden erhoben. Eine Fürstin, dem Gemahl in fremdes Land folgend, muß dieses Landes Eingeborne werden, oder dessen Liebe entsagen. Die Polen sahen scheel zu dem Vorzug, den ihres Herrn eheliche Zärtlichkeit Fremdlingen einräumte. Die Gemüther gährten, viele murrten laut. Die kluge Richsa, des bedenklichen Haders Ausbruch vorbeugend, erbat und erhielt für ihre Deutschen von Miseco das Land Schlesien, damals ein geringes, schlecht angebautes Land, wohin die Eifersucht den Fremdlingen nicht folgte, wo aber bald durch ihren Fleiß der Ueberfluß sein Horn ausschüttete. Reichthum und Macht sind unzertrennlich. In Kurzem erhoben sich Schlesiens Markgrafen, der polnischen Herrschaft trotzend.

12.

Heinrich der Dritte.

Schon als Knaben hatte Conrad diesen Heinrich krönen lassen, ihm das Herzogthum Bayern verliehen, auch Schwaben nach dem Tode seiner Stiefbrüder, endlich ihm sogar die burgundische Krone auf das Haupt gesetzt, auf dem er, abweichend von seiner Vorfahren verderblichen Theilungs-Gewohnheit, künftig alle Macht vereinen wollte. Der zwei und zwanzigjährige Jüngling schien durch Muth und Tapferkeit dieses Vorzugs nicht unwerth; auch das, in jener Zeit so seltene, Bücherlesen hatte seine kluge Mutter nicht fruchtlos ihm empfohlen, darum seine Thronbesteigung schöne Hoffnungen erregte. Leichter überhaupt erweckt Jugend Vertrauen. Die burgundischen Großen huldigten zu Ingelheim. Selbst ein alter Feind, der Erzbischoff von Mayland, vererbte seinen Haß nicht auf den Sohn. Wie kommt es, daß mit diesen Anlagen, dieser Ausbildung, dieser glücklichen Stellung am Eingang der Laufbahn, doch abermals in siebenzehn Jahren für deutsches Volksglück nichts geschah? — Die Geschichte antwortet:

Die Könige beherrschten nur die Großen, diese wiederum das Volk. Des Königs Zeit und Mühe raubte das Bestreben, der Großen stetes Uebergreifen unter sich und gegen ihn zu zügeln; seinen Augen blieb des Volkes Schicksal entrückt. Das war abhängig von der Fürsten Persönlichkeit. Der Schwabe konnte glücklich seyn, indessen der Bayer seufzte; der Sachse konnte sich des Daseyns freuen, indessen der

Franke es verfluchte. Es gab in Deutschland nie ein allgemeines Volksglück, weil die Könige, durch Vergeudung ihrer Kräfte außer Deutschland, sich der Macht es zu schaffen selbst beraubten.

So war auch unter Heinrichs berühmten Thaten keine, die dem Vaterlande stillen Wachsthum, innere Wohlfahrt verlieh. Alles nur nach außen berechnet und das Fernste stets der nächste Reiz für seine Thätigkeit. Der Böhmen Herzog weigerte Gehorsam, dreyjähri-
1042 ges Blutvergießen und Verheeren erzwangen neue Huldigung. Doch war zu diesem Kriege ein Grund vorhanden, zu dem mit Ungarn keiner. Dort hatte König Stephan einen Neffen, Peter, und einen Schwager, Obo, hinterlassen; Jenen wählten die Ungarn, Dieser vertrieb den Gewählten. Ein unruhiger Nachbar Deutschlands war der Vertriebene gewesen, nichts knüpfte seinen Vortheil an den des deutschen Reichs; Empfehlung brachte er nur dem Kaiser vom östreichischen Markgrafen Albrecht, und diese entschied den weitaussehenden Krieg. Nie sollte ein Fürst bedenklicher seyn, als wenn es gilt, in fremder Staaten innere Händel sich zu mischen.

Siegreich durchzog Heinrich das Land, und die Ungarn suchten Frieden. Dem eingedrungenen König opferten sie gern, doch Heinrichs Schützling wollten sie nicht wieder aufnehmen. Da ließ er unbedenklich ihn fallen, und setzte einen andern auf den Thron, den, bald nach dem Rückzug der Deutschen, doch jener Obo auch vertrieb. Nun mußte ein zweyter Feldzug vorbereitet werden. Obo wandte
1042 das Ungewitter ab, indem er, auf ein Stück Landes verzichtend, den Leithastrom zur Grenze zwischen Ungarn und Oestreich machte, der es auch geblieben bis auf diesen Tag.

Die

Die übrigen, nicht mehr bekannten Friedensbedingungen hielt Obo nicht. Da mußte Heinrich 1043
abermals mit dem Schwerte erinnern. Obo unterlag. Peter bestieg den Thron aufs neue, und empfing, sammt dem Adel, das ungarische Reich zu Lehn vom deutschen Kaiser. Doch nur mit verhaltenem Groll hatte sich der Adel den schon einmal verweigerten Schützling aufdringen lassen, dessen Vorliebe für die Deutschen der Ungarn Erbitterung 1046
mehrte. Freyheit, Licht der Augen, und endlich auch das Leben verlor er durch Empörung. Der neu erwählte König Andreas entschuldigte beym Kaiser was geschehn, versprach Gehorsam und Tribut, hielt aber nicht Wort. So brach der Krieg aufs 1051
neue aus, und endigte für Deutschland mit dem Verlust aller sogenannten Rechte, die das Schwert errungen hatte. Das ist, über lang oder kurz, jedes Krieges Ausgang, wo ein Fürst unberufen gegen ein Volk in die Schranken tritt.

Gen Rom zu ziehen war auch ein Ehrenpunct, den Deutschland gewöhnlich theuer bezahlte. Heinrich that wie seine Vorfahren. Seltene Ruhe herrschte 1046
damals in Italien, Verwirrung nur in Rom, wo Geistlichkeit, Adel und Volk wechselsweise Päpste schufen und vernichteten, bald diesen mit der Tiare schmückten, bald jenen aus dem Thore jagten. Drey Päpste zu gleicher Zeit wohnten einst in Rom. Heinrich ließ sie sämmtlich durch eine Kirchenversammlung entsetzen, und sein Einfluß hob den Bischoff Suidger von Bamberg, einen gebornen Sachsen, auf den päpstlichen Thron, der, nun Clemens II. genannt, am Weihnachtstage ihn krönte. Künftig (so wurde aufs neue angelobt) sollte kein Papst ohne Kaiserliche Zustimmung gewählt werden.

In Unter-Italien zogen die erobernden Normänner immer engere Grenzen um die Griechen. Heinrich, dem sie das geraubte Gold zu Füßen legten, trug kein Bedenken, sie als Kaiser mit dem geraubten Lande zu belehnen. Das waren seine vollbrachten Thaten, als er zu Mantua in eine schwere Krankheit fiel und kaum dem Tode entrann, der in wenigen Jahren drey Päpste wegraffte. Der Zusage gemäß beschickten die Römer jedesmal den Kaiser, um aus seiner Hand ein neues Oberhaupt der Kirche zu empfangen.

Viel hatten die Päpste jetzt von den Normännern zu dulden, deren Kühnheit, durch Kaiserliche Belehnung zur Frechheit gesteigert, nach jeder lokkenden Beute gierig die Krallen streckte, mogte sie ein Eigenthum der Griechen oder der römischen Kirche seyn. Leo IX. erhob sich selbst nach Deutschland, Hülfe suchend bey dem Kaiser, die auch zugesagt, allein verzögert wurde, worauf der Papst ein eignes Heer in Deutschland warb, mit welschen Truppen es vereinte, den Schlüssel Petri mit dem Schwert vertauschte, und in Person gegen die Normänner zu Felde zog. Beym ersten Angriff aber flohen die Italiäner; niedergehauen bis auf den letzten Mann wurden die tapfern Deutschen; Leo selbst gerieth in Gefangenschaft.

Da brach der Kaiser noch einmal auf, nicht ohne Besorgniß, denn es hatte in Welschland unterdessen ein erbitterter Feind sich eingenistelt, Gozilo, Herzog von Niederlothringen, dem Heinrich einst
1044 auch Oberlothringen zugesagt, ihm aber das Wort gebrochen, weßhalb der rasche junge Fürst sich empörte, der Uebermacht unterliegend im Kerker zu Giebichenstein so lange schmachtete, bis er seinen Sohn als Geisel überliefert hatte. Diesem Gozilo, einem feuri-

feurigen, tapfern Manne, blühte in Welschland das Glück der Liebe, denn er gewann zum Weibe die Witwe des Markgrafen Bonifaz, des reichsten und mächtigsten unter Welschlands Großen. Gelang es ihm, seinen Haß gegen den Kaiser in die Familie zu verpflanzen, der er nun verschwägert war, so mußte Heinrich seine Rache fürchten; auch empfahl er schriftlich allen italiänischen Fürsten, Gozilo's Schritte zu bewachen.

Der aber ließ durch seine Gesandten dem Kaiser entbieten, er wolle ihm treulich dienen, und werde man ihm doch nicht verargen, nachdem er des Seinigen beraubt worden, daß er mit seiner Gemahlin, die ihn frey gewählt, das Ihrige theile. Wohl muß Heinrich ein Recht der Einwilligung zu dieser Verbindung sich angemaßt haben, denn Beatrix, die wieder vermählte Witwe, erschien vor ihm persönlich, sich berufend auf das Völkerrecht und auf der edlen römischen Frauen alte Sitte, die keinen solchen Vormund anerkenne. Freundlich zwar ließ der Kaiser die Gründe gelten, fügte aber zu der Wortbrüchigkeit arglistige Gewalt, indem er Beatrix, als Unterpfand gelobter Treue, mit nach Deutschland führte. Lothringen war indessen an Adalbert von Elsaß vergeben worden, dessen Brudersohn der Stifter des Lothringischen Hauses wurde.

Nie hat ein Kaiser mehr Gelegenheit gesucht und gefunden, mit Herzogthümern hin und her zu schalten, doch schien es nicht, er wolle, wie sein Vater, sie alle in seiner Familie häufen. Bayern, sonst von ihm besessen, übergab er, vielleicht aus 1040
Großmuth, dem Neffen des vorigen Herzogs, einem Luxemburger, und, nach dessen Tode, einem Pfalzgrafen Conrad, den er doch bald darauf, man weiß nicht warum, der Würde wiederum entsetzte,

um

um es einem kränklichen Kinde, und, als dieses starb, sogar seiner Gemahlin zu verleihen, was ohne Beyspiel war.

1047 Kärnthen, durch den Tod Conrad des Jüngern erledigt, empfing Welf, ein schwäbischer Graf; Niederlothringen Friedrich, auch ein Luxemburger. Das rheinische Herzogthum Franken erloschen, die königliche Kammer bezog dessen Einkünfte. Schwaben erhielt ein Pfalzgraf Otto, Kaiser Otto des Dritten Schwestersohn; nach dessen Tode der Markgraf von Schweinfurth gleiches Namens.

Mancherley Unruhen entstanden in den Niederlanden während Heinrichs Regierung, für Deutschland ohne andere Folgen, als daß der Graf von Holland einige Städte verlor und ein Theil des Kaiserlichen Heeres in Sümpfen stecken blieb. Merk-
1053 würdiger sind zwey Reichstage, die Heinrich gehalten, den Einen zu Merseburg, wo der Dänen König Sueno zugegen war; den andern zu Tribur am Rhein, wo des Kaisers Sohn, auch Heinrich genannt, zum Könige erwählt worden. Für Deutschlands unmittelbare Wohlfahrt ist auf beyden nichts geschehen.

1048 Denkwürdig bleiben auch zwey Zusammenkünfte
1056 des Kaisers mit dem Könige von Frankreich. Bey der ersten soll Jener Diesem versprochen haben, was er vom französischen Reiche durch Arglist seiner Vorfahren besitze, friedlich abzutreten; bey der letzten habe der König ihm das unerfüllte Wort bitter vorgeworfen, einen Lügner ihn gescholten, Heinrich dagegen zum Zweykampf sich erboten, worauf der König im Schutz der Nacht entflohen sey. Da beydes, Muth sowohl als Wortbrüchigkeit, in Heinrichs Charakter lagen, so ist die Begebenheit nicht unwahrscheinlich.

Am

Am weisesten in seinem thätigen, doch nicht thatenreichen, Leben verfuhr Heinrich in Rücksicht auf Burgund, wo vielleicht die kluge Mutter aus dem Grabe ihrer Zelle ihn leitete. Nimmer würden die Burgunder seine Herrschaft ertragen haben, wenn er nicht gleichsam der ihrigen Einer geworden wäre. Der Herzog von Aquitanien hatte einer burgundischen Gräfin sich vermählt, und diese wiederum eine Tochter Agnes ihm geboren, welche Heinrich zum Weibe begehrte und erhielt. So wurde er mit den vornehmsten burgundischen Häusern verwandt, und diese neuen Rechte blieben unbestritten.

Kaum zählte er neun und dreyßig Jahre; große Dinge wollte er noch verrichten; in Ungarn seinem dort gedemüthigten Stolze blutige Opfer bringen; der Niederländer Unruhen dämpfen; einen päpstlichen Besuch empfangen; wichtige Verabredungen mit dem Oberhaupt der Kirche treffen; doch plötzlich starb er auf der Jagd, und sein unerwarteter 1056
Tod stürzte das Reich in Verwirrung.

Nicht grundlos wird ihm nachgerühmt, daß er ein kräftiger Regent gewesen, auch tapfer und mit Einsicht begabt; doch für Deutschland that er nichts, als daß er Herzoge schuf und wechselte. Deutsches Blut vergoß er in Böhmen um einige Säcke verweigerten Tributs; deutsches Blut vergoß er in Ungarn um einige schnell widerrufene Lehnsfeyerlichkeiten; Deutsche schleppte er zu den alten Gräbern in Welschland, Deutsche mußten in niederländischen Sümpfen ersticken. Seinen Launen pflegte Heinrich zu gehorchen, auf sein Wort konnte Niemand bauen; nicht der flüchtige König von Ungarn, nicht der mahnende König von Frankreich, nicht der Herzog von Lothringen, nicht der von

Bayern.

Bayern. Lange sey Fürstenwort an die Zunge gefesselt, aber ist es von der Lippe, so werd' es gehalten und stünde Verderben darauf.

Fromm war Heinrich, wenn ehrfurchtsvolle Scheu vor Priestern Frömmigkeit genannt werden mag. Nie wagte er an hohen Festen die Krone aufzusetzen, wenn nicht sein Beichtiger es ihm erlaubt, und ihn zuvor, nach neuem Kirchenbrauch, körperlich gezüchtigt hatte. Der Erzbischoff von Cöln übernahm eines Tages in Person diese Kirchenzucht, geißelte nicht bloß den kaiserlichen Leib mit frommer Wuth, sondern vergönnte ihm nicht eher die Krone zu tragen, bis er 33 Pfund Silber eigenhändig unter die Armen vertheilt hatte. Damals soll der Erzbischoff in harte Vorwürfe, der Regierung Mängel rügend, ausgebrochen seyn.

Am empfindlichsten mogte Goslar dieses Kaisers Verlust fühlen, denn es war sein Lieblingsaufenthalt, wodurch aus einigen schlechten Hütten eine Stadt hervorging.

13.

Heinrich der Vierte.

Ein Knabe von fünf Jahren bestieg nunmehr den Thron.

Es war eine böse Gewohnheit der Kaiser, daß sie Kinder als ihre Nachfolger krönen ließen, eine schlimmere noch der Fürsten, daß sie solchem Begehren sich fügten; denn so war das Wahlreich blos dem Namen nach vorhanden, und die Pflicht, den würdigsten zu kühren, blieb unerfüllt. Nie wäre den Fürsten geziemender gewesen, das gefällige Wort

zurück

zurück zu nehmen, als in einem Augenblicke, wo der Kurzsichtigste nahe Verwirrung ahnen mußte. Allein die meisten gedachten nur der wichtigen Rollen, die zu spielen jeder sich berufen wähnte, unbeachtend, wie eben der Kampf um diese Rollen das Reich zerrütten werde. Der Vormundschaft am nächsten stand die Mutter, Agnes, und sie ergriff die Zügel mit Einwilligung der Fürsten, deren Jeder nicht zweifeln mogte, ihn werde sie zu Rathe ziehen. Doch Agnes, ihr ganzes Vertrauen dem Bischoff von Augsburg schenkend, verscherzte bald der Fürsten Gunst. Die, zuvor von ihnen selbst, beliebte und belobte Regierung einer klugen Frau schien plötzlich unanständig, sogar den Umgang mit jenem Bischoff wollte man verdächtig machen, obschon die Kaiserin im Rufe der Frömmigkeit stand. Selbst ihre Freunde, zwar keinen Glauben dem Gerücht beymessend, nannten ihr Vertrauen zu dem Bischoff blind und seine Allgewalt unerträglich. Des Prinzen Erziehung wurde streng getadelt, und, als Agnes nicht Murren noch Tadel achtete, ein gefährlicher Anschlag geschmiedet und ausgeführt.

Hanno, der Erzbischoff von Cöln, war ein kluger, kräftiger Mann mit beredter Zunge, hoch fahrend und gewaltig durchgreifend, wo es ihm recht dünkte. Von einem solchen Manne in solcher Würde stand zu erwarten, er werde finster drein schauen, wenn, ohne Rath und That von ihm zu heischen, der minderjährige Fürst erzogen und geleitet werde. Schon den Geringen, der in seiner Niedrigkeit zu hohen Dingen sich berufen fühlt, kränkt es, übersehen zu werden, um wie viel mehr einen Prälaten, der so nahe dem Throne stand. Leicht war es, ihn zum Haupte einer Verschwörung aufzuwiegeln, die

der

der Kaiserin den Scepter, der Mutter das Kind rauben sollte.

Es feyerte der Hof das Osterfest am Rhein. Hanno lud, nach einem Gastmahl, den jungen Prinzen zur Kurzweil auf ein Schiff; kaum aber hatte er es bestiegen, als schnelle Ruderer ihn nach Cöln entführten. Erschrocken wurde der Knabe gewahr, daß von der Mutter man ihn trennen wolle, und so heftig ergriff ihn die Furcht, daß er hastig in den Rhein sprang. Es war um ihn geschehen, wenn nicht Graf Eckbert von Braunschweig, nachspringend, mit eigener Lebensgefahr ihn gerettet hätte.

Bald gab er sich zufrieden, als Liebkosungen aller Art und eine ungewohnte ihm bewiesene Ehrerbietung das Leben ihm behaglicher machten, als vormals an der Mutter Hofe.

Leicht war vorauszusehen, daß die kühne That ganz Deutschland in Bewegung setzen werde. Die tief gekränkte Mutter klagte laut über Verletzung ihrer heiligsten Rechte. Graf Otto von Nordheim war in Hanno's Bunde, und eben diesem Otto hatte sie noch vor Kurzem das ihr verliehene Herzogthum Bayern abgetreten, wähnend, ihn durch Dankbarkeit zu fesseln. Von Vielen wurde die That mißbilligt, auch wohl von Solchen, die gern Theil daran genommen hätten; denn Zuziehung besticht das Urtheil. Den Häuptern war daran gelegen, die Fürsten zu gewinnen, darum ihre erste Sorge, auf einen Tag in Cöln sie zu versammeln. Hier trat Hanno mit der gewichtigen Beredsamkeit unter sie und donnerte das Mitleid zu Boden. Alles, sprach er, wäre nur geschehen zu des Reiches Besten, keine Herrschsucht habe sich eingemischt; zum Beweise wolle man die Einrichtung treffen, daß der Aufenthalt des jungen Kaisers, bis zu seiner Volljährigkeit

bürtigkeit, in sechs Hauptstädten wechseln, und jederzeit der Bischoff, in dessen Sprengel er sich befinde, des Reiches Wohlfahrt wahrnehmen solle. Welche ungeheure Verwirrung daraus entstehen werde, wenn des Kaisers Hauptstadt, somit der Sitz der Rechtspflege, sechsmal im Jahre gewechselt würde; wenn hier ein Bischoff das Geschäft einleiten, dort ein Anderer es fortsetzen, endlich ein Dritter es vollenden sollte: das fiel keinem auf. Im Grunde war es nur eine Vorspiegelung, um die Gemüther zu besänftigen, denn Hanno mogte nicht gesonnen seyn, die Gewalt zu theilen. Hingegen fanden auch die Fürsten bedenklich, ihm allein sie zu vertrauen, und stellten ihm den Erzbischoff Adalbert von Bremen zur Seite. Diese Männer stimmten zusammen wie Feuer und Milch. Wenn der Eine keck auftrat, ohne Seitenblick vorwärts schreitend, so schlich der Andere oft durch eine Krümme sicherer zum Ziele. Wenn auf des Einen Stirn ein finsterer Ernst waltete, so war des Andern Wange stets mit Freundlichkeit übertüncht. Rauhe, eindringende Worte standen Jenem, glatte, einschmeichelnde Redensarten Diesem zu Gebote. Beyde setzten ihre Ehre in Erhöhung ihrer Kirchen; aber Hanno war auch stets bedacht, seine Verwandten zu bereichern, Adalbert, eigensüchtiger, trug sich mit dem Wunsche, für den ganzen Orden ein Patriarch zu werden. Hanno, päpstisch gesinnt, folglich ein Freund der Fürsten, denn beyde, Papst und Fürsten, strebten die Kaiserliche Macht zu schmälern. Adalbert hingegen, obschon selbst aus fürstlichem Geblüt der Sachsen stammend, hing allein am Kaiser, haßte die Fürsten, pflegte wohl bisweilen, an der Tafel sich vergessend, ihre Dummheit, ihren Geiz, ihre Raubsucht zu verspotten. Der ernste

Hanno

Hanno wachte mit Strenge über des Prinzen Unterricht, der gefällige Adalbert ließ dem muntern Knaben seinen Willen. Natürlich zog Heinrich ihn vor, und als eine Reise nach Rom den lästigen Hofmeister auf einige Zeit entfernte, bemeisterte sich Adalbert des Mündels ganz, und prägte seine Grundsätze wie seinen Haß gegen Hanno ihm ein. Ohne Zweifel hätte die Kaiserin Mutter, Recht und Rache durch Gewalt suchend, mächtigen Anhang gefunden, selbst unter solchen, die vormals ihre Verwaltung tadelten, (denn Viele tadeln nur so lange, als man ihrer nicht bedarf,) allein die edle Frau verschmähte jede Rache, erinnerte die Fürsten blos an ihren Eid, und entwich nach Rom in ein Kloster. Ihr Kanzler wurde abgesetzt, der Bischoff von Augsburg, ihr Freund und Rathgeber, in seinen Kirchensprengel verwiesen.

Zwölf Jahre mogte Heinrich zählen, als er
1063 nach Ungarn seinen ersten Kriegszug that, wo er den vertriebenen Prinzen Salomon auf den Thron setzte, mit seiner Schwester ihn vermählte, und, zu des Papstes Verdruß, als Lehnsherr von Ungarn anerkannt wurde. Damals empörten sich auch die Slaven, die ein Herzog von Sachsen allzuschwer bedrückte. Viele derselben, zum Christenglauben durch sanfte Ueberredung, mehr noch durch Geschenke, bekehrt, fielen plötzlich ab, mehrten, Priester mordend, die Zahl der Märtyrer, zerstörten Hamburg, Schleswig, eine damals reiche Stadt an Volk und Schätzen.

Vergebens hatte Adalbert durch Freygebigkeit und Milde die christliche Herrschaft da zu begründen gestrebt, wo, vermöge seines Bremer Erzbisthums, das oberste Hirtenamt ihm gebührte; auch hinderten oft weltliche Reichsgeschäfte den Arbeiter

im

im Weinberge des Herrn, denn er mußte unaufhörlich um sein Ansehen als regierender Vormund kämpfen. Vielleicht glaubte er, seines Mündels Ansehn mehrend, das seinige zu stützen, und ließ darum
zu Worms ihn wehrhaft machen. Aber auf den 1065
Bischoff fällt der Vorwurf des Mißbrauchs, den der vierzehnjährige Heinrich von seinen ersten Waffen zu machen beschloß, indem er gegen seinen Lehrer Hanno sie kehrte. Er gab den bösen Vorsatz wieder auf, als die Fürsten vermittelten, und sogar seine, von Hanno schwer beleidigte, Mutter zum Frieden ermahnte. Auf Adalberts Haupt fielen auch die Folgen, denn nun stellte der gereizte Hanno sich an die Spitze der Mißvergnügten. Dem jungen Kaiser wurde, auf einer Versammlung zu Tribur, unumwunden vorgetragen, der Erzbischoff von Bremen mißbrauche die Gewalt, verachte den Adel wie die Geistlichkeit, belaste das Volk mit Auflagen, bereichere sich mit Gütern, verkaufe Aemter, Bisthümer und Abteyen, verschwende Staatseinkünfte, und es sey dahin gekommen, daß man den Kaiser ernstlich bitten müsse, entweder diesem Räthgeber oder seiner Krone zu entsagen.

Heinrich erschrak und verzögerte die Antwort. Adalbert verlor die Geistesgegenwart nicht. Er wollte mit dem Kaiser flüchten, doch seine Gegner bewachten den Pallast die ganze Nacht hindurch; sein Leben kam in Gefahr, nur Nachgiebigkeit konnte ihn retten. Heinrich entließ ihn, aber nur als einen Freund, der sich der öffentlichen Ruhe opfern müsse. Kaum war er fort, als die Bischöffe in seine Macht und seine Güter sich theilten, ja, er mußte in ländliche Einsamkeit flüchten, um im Verborgenen sich die Freyheit zu erhalten. Nur der Kaiser blieb ihm treu, festhaltend an den eingesogenen Grundsätzen,

und

und in tiefer Brust die Abneigung bewahrend, die sein Erzieher, besonders gegen die Sachsen, ihm eingepflanzt.

Adalberts Haß gegen dieses Volk gründete sich auf mancherley Zwist mit sächsischen Fürsten die Bremer Kirche betreffend; doch hatten die Sachsen in der That auch gegen den Kaiser sich vergangen, den, seinem Vater geschwornen, Haß auf den Sohn übertragen; als Knaben ihn verspottet; den Uebermuth der Gewalt die Schwächern oft empfinden lassen; Kirchen und Reisende geplündert; endlich gar im Schilde geführt, durch Otto von Thüringen den jungen Kaiser des Throns zu berauben. Denn so ruhig einst die sächsischen Fürsten die Krone auf den Stamm der Franken übergehen sahen, so schnell war ihre Eifersucht erwacht. Jener Anschlag wurde zwar entdeckt und durch Otto's Tod vernichtet; allein Adalbert, rathsamer achtend, die Sachsen stets in der Nähe zu beobachten, ließ den Kaiser oft zu Goslar verweilen. Das erbitterte sie noch heftiger, und sie wagten sogar, die gewöhnlichen Lieferungen dem Hofe zu entziehen, wodurch das damals Unerhörte sich zutrug, daß man die Lebensmittel für den Hof kaufen mußte.

Gleichwie Liebe Gegenliebe erzeugt, so auch Haß Gegenhaß. Auf des Kaisers Kosten — so hatte Adalbert seinem Zögling tief eingeprägt — haben die Fürsten sich erhoben; sie streben nach Unabhängigkeit, vor Allen die Sachsen; strebe Du hinwiederum nach unumschränkter Gewalt und zügle vor Allen die Sachsen. Wenn auch Heinrich diese Lehren nach Adalberts Entfernung hätte vergessen können, so wurden sie ihm oft genug in Briefen wiederholt, denn der Erzbischoff von Bremen war nach wie vor sein Liebling, und neue Nahrung gab es jenem

nem Hasse, da Herzog Magnus von Sachsen diesen Liebling durch Verheerung seiner Länder zur Flucht, endlich zu lästigem Frieden zwang.

Um künftig der Sachsen Zwingherr zu seyn, baute Heinrich feste Schlösser auf vielen Bergen, wozu des Landes Einwohner steuern und frohnen mußten. Starke Besatzungen hielten dann die umliegende Gegend im Zaume. Schon dieses kränkende Mißtrauen, dann der Schimpf, beym Schmieden eigner Ketten zu frohnen, erregte Gährung in den Gemüthern. Sie wurde heftiger als Heinrich alte Forderungen des Maynzer Erzbischoffs an die Thüringer unterstützte. Diese waren bis jetzt, man weiß nicht wie, dem allgemeinen Gebote Karls, den Zehnten zu entrichten, von Jahr zu Jahr entschlüpft, oft gemahnt, bedroht, stets kecken Widerstand leistend. Nun hatte der Kaiser dem Bischoff Beystand zugesagt. Diesen Schritt erklärten sich die Thüringer aus zwey gehässigen Gründen, Einmal: daß er die Gelegenheit ergreife, ihnen weh zu thun; zweytens: daß er auf ihre Kosten den Erzbischoff gewinnen wolle zum Knechte seiner Leidenschaften. Denn Heinrich war ein Wollüstling; Jugend, heißes Blut trieben ihn zu Ausschweifungen; nur seine Gemahlin wurde von ihm gemieden. Bertha, eines welschen Markgrafen Tochter, vielleicht nicht schön, doch liebenswürdig. Aber Heinrichs Vater hatte schon in zarter Jugend ihn mit ihr verlobt, gezwungen reichte er ihr die Hand, seinem Herzen blieb sie fremd. Aus Staatsgründen solche Ehen knüpfen, mag ersprießlich seyn für den Augenblick, ist aber heillos für die Zukunft. Nur eine geliebte Lebensgefährtin kann dem Volke einen Vater bilden; ein finsterer Herrscher bleibt er ohne Häuslichkeit. Des Volkes Glück muß vom

Her-

Herzen ausgehn. Selbst an Glücke darben und Ersatz in reinem Wohlthun finden, ist übermenschlich. Wer des jungen Fürsten Herz mit Bitterkeit erfüllt, begeht am Volke ein Verbrechen. Glücklich seyn ist halber Weg zum glücklich machen. Ein, oft nur scheinbarer, wenigstens (wie tausend Beyspiele lehren) stets wankender Vortheil des Augenblicks, der sollte nie die Wahl einer fürstlichen Gattin bestimmen. Heinrichs ganzes Leben, folglich auch der ihm gehorchenden Völker Schicksal, hätten anders sich gewendet, wenn früher eine geliebte Gemahlin, vor Ausschweifungen ihn bewahrend, für reinere Freuden sein Herz geöffnet hätte. Jetzt blieb ihm ein Entschuldigungsgrund, und mehr bedarf der Hang zum Laster nicht.

Heinrich wünschte sein Eheband, ihm eine Kette, zu zerreißen. Man sagt sogar, er habe selbst Versuchungen herbeygeführt, um der Gemahlin Treue zu erschüttern, und auf ihre Schande sein Recht zu gründen, allein vergebens. Da mogte er wohl Befriedigung seines Hasses gegen Bertha und die Thüringer in einem Bündniß mit dem Maynzer Erzbischoff suchen. Dem wollte er den verweigerten Zehnten schaffen, wenn dagegen er die Scheidung von der Italiänerin befördern wolle. Und das versprach der Priester; worauf Heinrich zu
1069 Worms einen Reichstag hielt und öffentlich erklärte, sein Gewissen sey beschwert, weil er lange schon die Welt hintergehe, indem er seine Ehe mit der Kaiserin nie vollzogen habe. Zwar wisse er ihr nichts vorzuwerfen, nur glücklich mit ihr könne er nimmer seyn. Das gab viel Bewegung unter den Ständen; darob erschrak der Erzbischoff und meldete dem Papst was vorgegangen. Der sandte schnell einen Legaten nach Deutschland, den Kaiser mit dem Bann

und Versagung der Krönung bedrohend, wenn er nicht abstehe von dem bösen Vorsatz. Bitten und Ermahnungen fügten die versammelten Fürsten hinzu, erinnernd auch an Bertha's mächtige Verwandte in Welschland, die, vom Papste unterstützt, Rache nehmen könnten. — „Geduld!" rief Heinrich, endlich nachgebend: „ich belade mich mit einer schweren Bürde!" — und fort eilte er nach Goslar. Ihm folgte langsam die verschmähte Gattin. Sie zu empfangen, überwand er sich. Eine kühle Versöhnung kam zu Stande. Ihm blieb von diesem Schritte keine Frucht, als vermehrter Haß der Sachsen, dessen Folge Empörung.

Was in ihren Zusammenkünften verhandelt wurde, erfuhr Heinrich durch schlaue Kundschafter. Man rieth ihm Nachgiebigkeit; er aber erklärte männlich: nie wolle er ungerechten Krieg führen, den gerechten hingegen ohne des Feindes Unterwerfung nicht endigen. Den Ersten, der es wage, ihm offne Fehde anzukünden, wolle er überfallen, den übrigen zum abschreckenden Beyspiel. Die Sachsen stutzten, zögerten und mühten sich, der Fürsten mehrere in den Bund zu ziehen, vor Allen den Herzog von Bayern, dem geschrieben wurde: Heinrich wolle die Fürsten trennen, um sie einzeln zu unterjochen; darum könne deutsche Freyheit nur durch Einigkeit erhalten werden. Der Antrag wurde sehr geneigt erwiedert, denn Herzog von Bayern war jener Graf Otto von Nordheim, der einst, nach Heinrichs Entführung, mit dem Erzbischoff von Cöln das Reich verwaltete, und nun beym Kaiser nichts mehr galt.

Verlust der Macht wird nie verschmerzt, Gelegenheit sie herzustellen nie verschmäht, sollt' es auch Verbrechen kosten. Man behauptet, Otto habe

Meuchelmörder gegen den Kaiser gedungen; wenigstens trat ein gewisser Euno auf, ihn öffentlich bezüchtigend, er habe, zu dem Morde ihn beredend, schon den Dolch in seine Hand gegeben. Das machte großes Aufsehen. Euno, ein berüchtigter Mensch, konnte wohl erkauft seyn, um den Herzog zu stürzen. Heinrich schien den Ankläger zu begünstigen. Zu Goßlar vor den Großen des Reichs sollte Otto sich vertheidigen. Er kam, doch ehe er in die Stadt zog, begehrte er freyes Geleit und Sicherheit vor Mißhandlungen. Dieß Begehren sey Verhöhnung, meinte der Kaiser. Da traute jener nicht und floh, dadurch den Argwohn mehrend.

Andere berichten, er sey zu Maynz wirklich erschienen, die That läugnend, worauf ihm zugemuthet worden, sich im Zweykampf mit Euno zu reinigen, wozu manche Fürsten nicht beygestimmt, weil der Kläger dem Herzog nicht ebenbürtig. Auch Otto scheute solchen Zweykampf oder hielt ihn unter seiner Würde, und entwich als der Kaiser darauf bestand. Da wurde ihm das Herzogthum, sogar das Leben abgesprochen. Jenes erhielt der junge Welf, ein Sohn des italiänischen Markgrafen Azo und Stifter des Welfischen Hauses, der aber diese Beute der Bestechung verdankte, und, sie ergreifend, eine Niederträchtigkeit beging; denn Otto's Tochter war seine Gemahlin, und er wählte gerade diesen Augenblick, um sie zu verstoßen.

Der unglückliche, vielleicht auch unschuldige Vater floh in Thüringens Gebirge, sammelte Mißvergnügte, vereinte sich mit dem Prinzen Magnus von Sachsen, konnte jedoch des Kaisers Uebermacht nicht widerstehen. Beyde Fürsten wurden gefangen. Nach einem Jahre verzieh Heinrich dem Herzoge und ließ ihn frey; nicht also den sächsischen

Prin-

Prinzen. Da erbot sich Otto edelmüthig, in den Kerker umzukehren, und allen seinen Ansprüchen förmlich zu entsagen für des Freundes Befreyung. Vergebens! weil, so argwöhnte man, der Prinz weder das Herzogthum noch seine Güter abtreten wollte. War dieser Argwohn gegründet, so stand auch zu vermuthen, das Bubenstück, dessen Otto bezüchtigt wurde, sey nur erdacht, um Bayern ihm zu rauben; denn in Heinrichs Augen sollte Magnus doch nur ein Aufrührer seyn, Otto zugleich ein Meuchelmörder; warum wurde jener strenger bestraft als dieser?

Neue bittere Klagen begründete Heinrich, als er den verhaßten Adalbert zurückrief, dessen schlaue Politik sogleich eine Unterredung zwischen seinem Zögling und dem Könige von Dänemark zu Hamburg veranlaßte, um mit dem letztern ein Trutz- und Schutzbündniß gegen Sachsen zu errichten. Sueno willigte ein, beherzigte aber, nach seiner Heimkunft, der Räthe kluge Warnung, ein Volk nicht unterdrücken zu helfen, das zwischen dem deutschen Reiche und Dänemark gleichsam eine Brustwehr bildete. Sueno brach sein Wort, und jene Unterredung war die letzte Frucht von Adalberts Thätigkeit. Er starb 1072
bald nachher, und ruht von den Qualen seines Ehrgeizes in der Domkirche zu Bremen.

Nur trotziger wurden die Sachsen durch die mißlungene Unterhandlung mit Dänemark, die zum Theil ein Bewußtseyn der Schwäche bey dem Kaiser voraussetzte, theils der Dänen staatskluge Neigung für die Widerspenstigen bewies. Jeder begüterte Sachse war ein kleiner Tyrann, schwächere Nachbarn, besonders Kirchen beraubend; der Wanderer auf den Straßen fand keine Sicherheit, Mord und Diebstahl, selbst in Städten, blieben ungestraft; des Kaisers

Besatzungen mehrten die Gräuel, den verspäteten Sold vom Landvolke erpressend.

In dieser Verwirrung drangen die Fürsten in den Kaiser, noch ein Mal dem kräftigen Hanno das Ruder zu vertrauen. Heinrich that es mit Unwillen, und eben so ergriff es der Cölner Erzbischoff. Heilsame Folgen offenbarten sich zwar, denn Gerechtigkeit und Ordnung wurden gehandhabt; allein verschiedene Denkart und alter Groll hinderten stets ein herzliches Einverständniß zwischen Herrn und Diener. Es konnte so nicht dauern. Als nach Jahresfrist Hanno, von einer Geschäftsreise nach Rom zurückkehrend, dem Kaiser übermüthige Botschaft vom Papste brachte, wurde der Prälat so hart angefahren, daß er um Erlaubniß bat, sich vom Hofe zu entfernen, und selbige sogleich erhielt. Im Kloster endete er seine Tage.

Des Kaisers Mutter hätte vielleicht den Verlust ersetzen, und den, zwar mündigen, doch nicht verständigen Sohn bevormunden können; sie kam sogar um diese Zeit nach Deutschland zurück, doch nur, um zwischen Heinrich und ihrem Schwiegersohne, dem Herzog von Schwaben, ein Mißverständniß auszugleichen. Nachdem ihr solches gelungen, kehrte sie wieder in die Einsamkeit, bis zu ihrem Tode solche nicht verlassend.

So schwebte nun kein Schutzgeist mehr um Heinrichs wüste Jugend; nur an Adalberts Grundsätzen hielt er fest, weil sie seinem Stolze schmeichelten. Er mehrte die Schlösser und deren Besatzungen in Thüringen und Sachsen. Jeden
1073 wohlgelegenen Berg krönte er mit Mauern, und schwieg, wenn deren Wächter, herumstreifend, Schatzungen erpreßten. Klagen wies er mit dem Bescheid zurück: warum zahlt ihr den Zehnten nicht? —

Auch

Auch unter diese Last beugte er endlich die Thüringer auf einer Kirchenversammlung zu Erfurt, wo mehr gedroht und befohlen, als untersucht und berathen wurde. Doch ist zu merken, des Volkes Bürde sey nicht dadurch vermehrt worden; nur Adel und Bischöffe stritten mit dem Erzbischoff, wem der erpreßte Schweiß gebühre. Jene unterlagen Racheschnaubend. Die Erbitterung wuchs von allen Seiten, und bald brach eine, lange vorbereitete, Verschwörung aus, deren Seele der geächtete Herzog Otto von Bayern war, verbunden mit allen sächsischen Bischöffen, Markgrafen und Pfalzgrafen.

Man warb ein Heer; Heinrich that ein gleiches, doch nur eine Rüstung gegen Polen vorwendend. Auch suchte er abermals ein Bündniß mit Dänemark. Sogar der Sachsen slavische Nachbarn wollte er gewinnen. Die Verschwornen gingen mit Bedacht zu Werke. Was sie begonnen, sollte nicht leidenschaftlich erscheinen; darum übersandten sie zuerst dem Kaiser schriftlich folgendes Begehren:

„Uns überlasse deine geworbenen Krieger, denn „wir bedürfen ihrer gegen die Slaven — die Schlös„ser laß schleifen — ersetze, was dein Kriegsvolk „geraubt — Otto sey wieder Herzog in Bayern — „den Prinzen Magnus gib frey — der Sachsen „alte Verfassung halte in Ehren — sitze nicht im„mer zu Goslar, sondern wechsle deinen Aufent„halt gleich deinen Vorfahren, und handhabe Ge„rechtigkeit in den Provinzen — entferne schlechte „Rathgeber — berathe dich nur mit den Ständen — „laß ab von Beyschläferinnen — erfüllst du alle diese „Bitten, so wollen wir treu an dir halten; ver„sagst du sie, dann wollen wir durch eigne Kraft „uns Recht schaffen.

Solche

Solche Vorstellungen empörter Unterthanen mögen tauglich seyn, den Schleyer der Mäßigung über die Handlung zu werfen, aber selten oder nie, so lange Fürsten Menschen bleiben, werden sie andere Frucht als Erbitterung tragen. Wahrheit aus Feindes Munde dulden große Seelen nur. Wer sich durch solche mit Erkenntniß bessert, nicht aus Furcht; wer des Feindes höhnischen Triumph nicht scheut, wenn es eigene Besserung gilt, der hat die schönste Unsterblichkeit errungen. Hätte der Kaiser jene Vorwürfe so aufzunehmen vermogt, so würde er sie nie verdient haben. Einen Jüngling aber, den, von Adalberts Grundsätzen erfüllt, nach unumschränkter Herrschaft lüsterte, konnten sie nur tief verwunden, zugleich die Wunde vergiften. Vielleicht war auch mancher Vorwurf zu hart, denn immer wird des Feindes Charakter bitter angefochten, wenn man seine Macht schwächen will.

Heinrich wies die Abgeordneten mit kühlem Hohn zurück. Er wolle nächstens einen Reichstag halten, sprach er, um auch der andern Fürsten Meinung zu vernehmen. Die kahle Vertröstung genügte den Sachsen nicht. Sie meinten nun, genugsam ihn gewarnt und jede Pflicht erfüllt zu haben. Plötzlich standen sie mit 60000 Mann vor Goslar, und Heinrich, wollte er der Gefangenschaft entrinnen, mußte mit seinen Schätzen nach dem Bergschloß Harzburg flüchten. Zugleich erging sein Aufgebot um Hülfe an alle deutsche Fürsten. Wären diese, gleich den Sachsen, schnell gewesen, oder hätten sie in eignen Händeln mit ihren Großen die Kraft nicht vergeuden müssen, so dürfte Heinrich wohl noch trotzen, denn Schwaben, Bayern, Lothringen, Kärnthen, Böhmen, und viele Bischöffe zogen noch das Schwert für ihn. Doch rasch umzingel-

zingelten die Sachsen jene starke Harzburg. Mit großer Gefahr rettete sich der Kaiser durch den Wald nach Eschwege in Hessen. Drey Tage mußte er ohne Speise und Trank mit geringer Begleitung umher irren, ehe er jenen Zufluchtsort erreichte. Zu Hirschfeld fand er schon einige Fürsten gerüstet, Andere berief er dahin, Allen der Sachsen Aufruhr klagend und pflichtgemäßen Beystand heischend. Da meinten auch wohl einige, man solle auf der Stelle vorrücken, die meisten aber zögerten kühl, vorwendend, man habe zu einem leichten Feldzug gegen Polen sich angeschickt, nicht gegen ein kriegerisches, in Verzweiflung furchtbares Volk; man werde besser thun heimzukehren, und, nachdem des Reiches ganze Macht gesammelt worden, im Herbst den Feldzug anzutreten.

Heinrich, allein zu schwach, mußte dem Beschluß der Mehrzahl sich fügen. Er ging nach Tribur am Rhein, sandte Boten durch das ganze Reich, befahl, bat, ermunterte, versprach, schenkte, gab zurück, was unrechtmäßig erworben schien; lauter Bekenntnisse der Schwäche, die nur Achtung mindern ohne Zuneigung zu mehren. Aber für ein unterdrücktes Volk spricht in jedem Busen eine Stimme, und jede Bestrebung, Ketten zu zerreißen — ein edler Naturtrieb — erwirbt Hochachtung. Darum wurde den Sachsen leichter, Herzen und bewaffnete Arme zu gewinnen. Sie befreundeten sich mit den Aebten von Fulda und Hirschfeld, ja sogar mit dem Erzbischoff von Maynz, den sie nicht aus Erfurt ließen, bis er eidlich zusagte, wenigstens für keine der Parteyen zu sprechen oder zu handeln. Gegen den Kaiser entschuldigte er die Doppelzüngigkeit durch befürchtete Gewalt.

Des Feldzugs unweisen Aufschub eilten die verbundenen Sachsen und Thüringer zu nutzen, zerstörten Heinrichs Bergfesten eine nach der andern, belagerten endlich Lüneburg, wo Herzog Magnus gefangen saß, und drohten die dem Hunger schon erliegende Besatzung umzubringen, wenn dieser Fürst nicht ausgeliefert würde. Auch solchen Trotz mußte Heinrich dulden; Magnus wurde frey und trug den in Fesseln gewachsenen Haß in das Lager seiner Getreuen.

Am schmerzlichsten empfand der Kaiser den Verlust seiner Schlösser, und die, ihm aufgedrungene, Wahrheit, daß nur Volksliebe Mauern unzerstörbar macht. Vielleicht um einige dieser Burgen noch vom Untergang zu retten, sandte er den Maynzer Erzbischoff, Unterhandlungen anzuknüpfen. Das geschah zu Corvey. Der Prälat begann mit einer kräftigen Rede, des Kaisers Gnade rühmend, die Sachsen ermahnend, Verzeihung bietend, auch Hoffnung vorspiegelnd, daß mancher Forderung zu genügen der Kaiser wohl geneigt sey. Doch war die Unterredung anfangs stürmisch. Die Erzpriester von Magdeburg und Halberstadt erinnerten sogar, es habe Heinrich solcher Vergehungen sich schuldig gemacht, die, nach Kirchengesetzen, der Krone Verlust nach sich zögen.

Der Friedensbote schien solche ausschweifende Worte zu überhören. In sanfter Ueberredung verharrend, bewirkte er endlich, daß die Sachsen dem Ausspruch der Fürsten sich unterwerfen, deshalb zu Gerstungen im Spätherbst erscheinen wollten, doch nur, wenn Geiseln ihre Sicherheit verbürgten.

Der letztere Vorbehalt schien allzu schimpflich für die Majestät; auch begnügten sich die Sachsen,

statt

statt der Geiseln, mit dem Schwur der beyden Erzbischöffe von Maynz und Cöln.

Unterdessen suchte Heinrich, der Reichshülfe nicht allein vertrauend, auf alle Weise sich zu stärken. Die Luticier, der Sachsen alte Feinde, in der Lausitz wohnend, wollte er gewinnen durch Ueberredung und Geschenke; die Sachsen überboten ihn; daraus entstand ein Zwiespalt unter diesem Volke, daß zwey Parteyen selbst einander blutig befehdeten, wodurch den Sachsen mehr Nutzen erwuchs, als durch erkaufte, unzuverlässige Freundschaft.

Auch mit dem Dänenkönig verabredete Heinrich, er solle mit einer Flotte die sächsischen Küsten verheeren; als aber zu diesem Unternehmen schon alles vorbereitet war, weigerten sich die Dänen, ihre alten Bundesgenossen heimtückisch anzufallen; der König gab nach, vielleicht nicht ungern. So mußte Heinrich, wider Willen, weniger den Waffen als der Ueberredungsgabe seiner Machtboten zu Gerstungen vertrauen. Dort zählte er, nebst den Bischöffen, auch den Herzog von Schwaben, Rudolph, und den von Kärnthen, Berthold, zu seinen Vertheidigern, und baute auf ihre Freundschaft. Er selbst harrte mit Ungeduld zu Würzburg des Ausganges.

Die Sachsen trugen ihre Klagen wortreich vor; doch war es schwerlich die Macht der Wahrheit, sondern längst in tiefer Brust angesponnener Verrath, der jenen Herzogen die unerwartete Erklärung in den Mund legte: die Sachsen hätten viel zu lange die Bedrückung ertragen, und mit Recht zu den Waffen gegriffen. Sogar verband man sich insgeheim zu neuer Königswahl; um aber doch den Schein zu retten, ward dem Kaiser gemeldet, die

Sach-

Sachsen würden, seine Verzeihung voraussetzend, auf dem nächsten Reichstage zu Cöln sich unterwerfen.

Heinrich hoffte, durch Genehmigung dieses Beschlusses, die übrigen Schlösser noch zu retten, allein die Sachsen fuhren fort, sie zu zerstören, und Herzog Rudolph warb indessen, mit Gold und glatten Worten, Bundesgenossen gegen seinen Kaiser.

Plötzlich trat ein gewisser Reginger auf, sonst Einer von Heinrichs Lieblingen, und sagte aus: „mich hat der Kaiser mißbrauchen wollen, die „Herzoge von Schwaben und Kärnthen zu meuchel„morden, aber, Gottes Zorn fürchtend, habe ich „dessen mich geweigert, und wäre, ohne schnelle „Flucht, des Kaisers Rache zum Opfer gefallen. In„dessen hat er andere gefunden mit weniger zartem „Gewissen, drum steht auf Eurer Huth."

Ob diese Anschuldigung Wahrheit oder Verleumdung enthielt, ist, nach sieben hundert Jahren, bey widersprechenden Berichten, unmöglich zu entscheiden. Wenn einst der Kaiser fähig war, einen Buben anzustiften, um einer unbescholtenen Gemahlin Ehre zu morden, so war er auch wohl fähig, in seiner jetzigen Noth, die neuen Feinde meuchlings aus der Welt zu schaffen. Doch läßt sich auch vermuthen, der Herzog von Schwaben, verlegen um Bemäntelung seines Abfalls, habe jenen Reginger aufgehetzt; denn Heinrich schien im Innersten empört durch die schändliche Anklage, und, nach der Sitte seiner Zeit, erbot er sich rasch zum reinigenden Zweykampfe mit dem Herzoge.

Da nahm Ulrich von Cosheim das Wort. Ihn hatte Reginger bezüchtigt, statt seiner zu dem Morde erkauft zu seyn. „Mir gebührt," so sprach er, „dem Verleumder meinen Handschuh hinzuwer„fen, nicht Euch, dem Kaiser, gegen den Vasallen."

Das

Das billigte Heinrich, und Cosheim forderte den Herzog in die Schranken, der aber nicht erschien, sondern auf der Fürsten Urtheil sich berief. Diese benahmen sich zweideutig. Der Widerwille gegen Heinrich sprach immer lauter sich aus. Die Sachsen, diese Stimmung nutzend, fuhren plötzlich mit dem Ansinnen heraus, einen neuen König zu wählen. Die meisten Fürsten hörten es gern oder doch kühl, ohne für den Gehaßten sich zu regen. Selbst der Maynzer Erzbischoff, um den er so manchen Feind sich zugezogen, warf die Larve weg und berief die Fürsten nach Maynz, um das leidenschaftliche Vorhaben hastig auszuführen.

Heinrich erfuhr, was ihm drohe, und eilte von Regensburg nach Worms. Hier wollte schon der Bischoff ihn nicht aufnehmen, allein die treuen Bürger öffneten ihm die Thore, boten ihm Mannschaft und Waffen; der Bischoff mußte flüchten. Es war ein heiterer Ruhepunct in Heinrichs gequältem Leben. Des Ortes Lage und Festigkeit und der Bewohner Treue stärkten seinen Muth. Auch vernahm er, daß, ihn so nahe wissend, manche Fürsten von der anberaumten Versammlung weggeblieben, manche ihre Meinung nicht zu verlautbaren gewagt, und alles sich zerschlagen habe.

Alsobald lud Heinrich die Fürsten nach Oppenheim zu freundlicher Unterredung. Viele kamen. Er sprach beweglich, erkannte manches Unrecht, mit seiner Jugend sich entschuldigend, gelobte Besserung, erinnerte an den ihm geleisteten Eid, und stimmte die Gemüther so merklich um, daß nur der angeschuldigte Meuchelmord Bedenken noch erregte. Sogleich erbot sich Heinrich abermals zum Zweykampf. Er selbst oder Cosheim wollten, ihrer Unschuld vertrauend, das Gottesurtheil wagen. Die

Für-

Fürsten willigten ein, die alte Treue gelobend, wenn Gott ihm Sieg verleihe. Schon waren Zeit und Ort anberaumt, als Reginger plötzlich starb. Die Sage ging, er sey, vom Teufel besessen, eines fürchterlichen Todes gestorben. Heinrichs Freunde und das Volk sahen in diesem Ende Gottes gerechte Rache; bey seinen Feinden mogte zu dem alten Argwohn sich der neue gesellen, er habe selbst den Ankläger aus der Welt geschafft. Wenigstens war Heinrichs Lage um nichts dadurch gebessert. Er lebte kärglich zu Worms von der Bürger Freygebigkeit; weder das Reich noch seine Güter lieferten ihm Unterhalt. Die Fürsten, im Trüben fischend, entzogen ihm Alles. Von seinen noch übrigen, hart belagerten, Schlössern entschlüpften dann und wann einzelne Boten, deren nahen Fall ihm zu verkünden. Die sogar wurde eingeschlossen, in der die schwangere Kaiserin sich befand; denn Heinrich hatte endlich der wüsten Liebe entsagt, und Bertha's beharrlicher Sanftmuth war diese Bekehrung gelungen. Sie genoß der öffentlichen Achtung selbst vom Feinde. Frey ließen die Belagerer sie nach Hirschfeld ziehen, wo sie einen Prin-
1074 zen gebar, der, zu Ehren seines Großvaters, Conrad getauft wurde.

Heinrich, überlegend daß die reuige Sprache der Nachgiebigkeit ihm nicht gefruchtet, wollte, zu spät, als Kaiser noch ein Mal nachdrücklich reden. Er entbot die Fürsten nach Worms, um den Feldzug gegen die Sachsen herrisch zu fordern. Wenige fanden sich ein, viel wurde geredet, nichts beschlossen. Geradezu verweigerten manche ihren Beystand, der Sachsen Unschuld vertheidigend und mit spitzen Worten erklärend, es stehe ja in des Kaisers Macht, dem Reiche Frieden zu schenken. Nur die kleinern Lehnsmänner, sammt den Städten, hielten treu an ihm.

Da

Da stellte er sich an die Spitze ihrer Mannschaft und rückte ins Feld, brennend vor Begierde eine Schlacht zu liefern. Doch an Zahl die Sachsen weit überlegen findend, befolgte er klügern Rath, den Weg der Ueberredung durch den Abt von Hirschfeld noch einmal zu versuchen.

Fast übermüthig im Bewußtseyn ihrer Stärke, erneuerten die Sachsen nicht allein alle ihre Forderungen, sondern fügten noch die neue, dem Kaiserlichen Stolz unleidliche, hinzu, er solle keinen der später von ihm Abgefallenen es entgelten lassen, und es hieß sogar, man habe, nach gehofftem Siege, dem Herzog Otto die Krone zugesagt.

Unwillig brach Heinrich die Unterhandlung ab, stellte musternd sein kleines Heer in Schlachtordnung, wollte siegen oder sterben, und befahl den Angriff; aber man gehorchte ihm nicht mehr. Plötzlich hatte Furcht sich des Haufens bemeistert, Ergebenheit in Empörung verwandelnd. Da stand der Kaiser, ein einzelner Mann, des Schicksals Gewalt unterliegend, mußte Frieden erkaufen durch unbedingte Nachgiebigkeit, alle seine Schlösser den Sachsen räumen, und an Rettung der bedrängten Besatzungen ihm genügen lassen.

In der Sachsen Mitte, nach geschlossenem Frieden, gen Goslar reitend, betrachtete er wehmüthig die Harzburg, die, von Grund auf sein Werk, ihm am theuersten war, und wagte den letzten bittlichen Versuch, deren Schleifung zu hindern, vorwendend, sie diene minder zu seiner als zu des Reiches Sicherheit; man müsse doch zuvor die Fürsten darum befragen, die er nach Goslar entbot. Aber sie erschienen nicht. Drohend gerüstet fanden nur die Sachsen und Thüringer sich ein; er mußte seinem Wunsch entsagen. Die stolze Harzburg sollte fallen, nur die

Fürsten willigten ein, die alte Treue gelobend, wenn Gott ihm Sieg verleihe. Schon waren Zeit und Ort anberaumt, als Reginger plötzlich starb. Die Sage ging, er sey, vom Teufel besessen, eines fürchterlichen Todes gestorben. Heinrichs Freunde und das Volk sahen in diesem Ende Gottes gerechte Rache; bey seinen Feinden mogte zu dem alten Argwohn sich der neue gesellen, er habe selbst den Ankläger aus der Welt geschafft. Wenigstens war Heinrichs Lage um nichts dadurch gebessert. Er lebte kärglich zu Worms von der Bürger Freygebigkeit; weder das Reich noch seine Güter lieferten ihm Unterhalt. Die Fürsten, im Trüben fischend, entzogen ihm Alles. Von seinen noch übrigen, hart belagerten, Schlössern entschlüpften dann und wann einzelne Boten, deren nahen Fall ihm zu verkünden. Die sogar wurde eingeschlossen, in der die schwangere Kaiserin sich befand; denn Heinrich hatte endlich der wüsten Liebe entsagt, und Bertha's beharrlicher Sanftmuth war diese Bekehrung gelungen. Sie genoß der öffentlichen Achtung selbst vom Feinde. Frey ließen die Belagerer sie nach Hirschfeld ziehen, wo sie einen Prin-
1074 zen gebar, der, zu Ehren seines Großvaters, Conrad getauft wurde.

Heinrich, überlegend daß die reuige Sprache der Nachgiebigkeit ihm nicht gefruchtet, wollte, zu spät, als Kaiser noch ein Mal nachdrücklich reden. Er entbot die Fürsten nach Worms, um den Feldzug gegen die Sachsen herrisch zu fordern. Wenige fanden sich ein, viel wurde geredet, nichts beschlossen. Geradezu verweigerten manche ihren Beystand, der Sachsen Unschuld vertheidigend und mit spitzen Worten erklärend, es stehe ja in des Kaisers Macht, dem Reiche Frieden zu schenken. Nur die kleinern Lehnsmänner, sammt den Städten, hielten treu an ihm.

Da

Da stellte er sich an die Spitze ihrer Mannschaft und rückte ins Feld, brennend vor Begierde eine Schlacht zu liefern. Doch an Zahl die Sachsen weit überlegen findend, befolgte er klügern Rath, den Weg der Ueberredung durch den Abt von Hirschfeld noch einmal zu versuchen.

Fast übermüthig im Bewußtseyn ihrer Stärke, erneuerten die Sachsen nicht allein alle ihre Forderungen, sondern fügten noch die neue, dem Kaiserlichen Stolz unleidliche, hinzu, er solle keinen der später von ihm Abgefallenen es entgelten lassen, und es hieß sogar, man habe, nach gehofftem Siege, dem Herzog Otto die Krone zugesagt.

Unwillig brach Heinrich die Unterhandlung ab, stellte musternd sein kleines Heer in Schlachtordnung, wollte siegen oder sterben, und befahl den Angriff; aber man gehorchte ihm nicht mehr. Plötzlich hatte Furcht sich des Haufens bemeistert, Ergebenheit in Empörung verwandelnd. Da stand der Kaiser, ein einzelner Mann, des Schicksals Gewalt unterliegend, mußte Frieden erkaufen durch unbedingte Nachgiebigkeit, alle seine Schlösser den Sachsen räumen, und an Rettung der bedrängten Besatzungen ihm genügen lassen.

In der Sachsen Mitte, nach geschlossenem Frieden, gen Goslar reitend, betrachtete er wehmüthig die Harzburg, die, von Grund auf sein Werk, ihm am theuersten war, und wagte den letzten bittlichen Versuch, deren Schleifung zu hindern, vorwendend, sie diene minder zu seiner als zu des Reiches Sicherheit; man müsse doch zuvor die Fürsten darum befragen, die er nach Goslar entbot. Aber sie erschienen nicht. Drohend gerüstet fanden nur die Sachsen und Thüringer sich ein; er mußte seinem Wunsch entsagen. Die stolze Harzburg sollte fallen, nur die

Kirche

stehen bleiben: sie enthielt Familiengräber. Allein auch dieser schonte der Pöbel nicht. Racheschnaubend, erl[illegible]ener Bedrückung eingedenk, plünderte das Volk Gräber und Altäre, schändete die Gebeine von Heinrichs verstorbenem Söhnlein, erstreckte seine Raubgier bis auf Eisenwerk und behauene Steine.

Von Schmerz und Wuth erfüllt, verließ Heinrich Sachsen, klagte sein Leid dem Papste, und eilte nicht, alle Bedingungen zu erfüllen, an welche die Sachsen ihre Unterwerfung knüpften. Manchen derselben zu genügen, stand nicht einmal in seiner Macht. Bayern, zum Beyspiel, dem Herzog Welf entreissen und Otto wieder einsetzen, war nicht leicht. Erfahrung hatte ihn weiser gemacht, unter andern belehrt, daß Fürstenversammlungen stets ihm mehr geschadet als genutzt; darum versuchte er nun, sie einzeln zu gewinnen, schmeichelte diesem, beschenkte jenen, überredete den einen, bewegte den andern, und stets verwob er seine Reden mit herzergreifenden Schilderungen der Zerstörung von Harzburg, des Hohns der Sachsen gegen ihren Kaiser. Allerdings fühlte jeder Rechtliche diesen empörenden Mangel an Ehrfurcht, diesen schonungslosen Frevel an der Kaiserwürde.

Sobald Heinrich zu bemerken glaubte, daß die Stimmung der Gemüther zu seinem Vortheil sich verwandelt habe, forderte er von den Sachsen Auslieferung der Urheber der zu Harzburg verübten Gräuel.

„Wir haben," so erwiderten jene, „die Burg „zwar geschleift, doch des Pöbels Ausschweifungen „an deines Sohnes Grabe nicht verschuldet. Dennoch erbieten wir uns, die zerstörte Kirche, kostbarer als zuvor, wieder herzustellen." — Mit

solchen Friedensworten zogen Abgeordnete zum Kai- 1073
ser, doch ehe sie das Hoflager noch erreichten, ließ schon Heinrich sie bedrohen, es solle keiner wagen, ihm unter die Augen zu treten. Ihm lag daran, vom Hofe sie entfernt zu halten, damit die anwesenden, kaum gewonnenen Fürsten, nicht aufs neue durch sie beschwatzt würden.

Dießmal wurde seinem Aufgebot strenge Folge geleistet. Die, noch vor kurzem abtrünnigen, Fürsten wetteiferten, vor Allen Herzog Rudolph von Schwaben, Heinrichs Gunst wieder zu gewinnen. Ein Heer, so zahlreich und wohlgerüstet, als Deutschland kaum zuvor gesehn, versammelte sich zu anberaumter Zeit und rückte hastig vor, die Sachsen an der Unstrut überraschend. Sie hatten — auf erhaltene Schreckenspost, der neue Krieg sey unvermeidlich — vor allen Dingen durch Gebet, Fasten und Almosen sich vorbereitet; denn es mogte ihr Gewissen den, an Kirche und Gräbern begangenen, Frevel ihnen vorrücken. Sie hatten aber auch Kriegsvölker zu werben nicht verabsäumt, nur wähnten sie des Kaisers Heer noch fern und trieben Kurzweil im Lager.

Plötzlich griff Herzog Rudolph mit Ungestüm sie an, (denn es war ein Vorrecht der Schwaben, in Schlachten an der Spitze zu fechten.) Herzog Otto, der Entsetzte, bewies auch jetzt die oft erprobte Tapferkeit. Mit einer schnell zusammengerafften Schar widerstand er so männlich dem, durch die Bayern verstärkten, Angriff, daß er Sieger blieb, wenn nicht Heinrich, mit der ganzen Macht herzu eilend, ihn überwältigt hätte. Die Sachsen flohen, aber theuer war der Sieg erkauft, die Wahlstatt bedeckt mit Leichen, unter ihnen viele der angesehensten Krieger. Dieser Anblick dämpfte

des

des kaiserlichen Heeres Muth, auch mogte es manchem wehe thun, gegen unterdrückte Brüder gefochten zu haben. Solches Mitleid zu ersticken, gab es zu jener Zeit ein unfehlbares Mittel, dessen Heinrichs Argliſt sich bediente. Auf sein Geheiß that, unter schlechtem Vorwand, der Maynzer Erzbischoff die Thüringer in den Bann, und jetzt war, sie zu morden, kein Verbrechen mehr. Ihr Land, gleich dem ihrer Bundesgenossen, der Sachsen, gab Heinrich der Plünderung preis, nur Goslar verschonend, seinen Lieblingsaufenthalt.

Nachdem die Sachsen in Verzweiflung, an ihren äußersten Grenzen gesammelt, ihr Land verwüsten sahen, und endlich Hunger den Feind zwang, mit seiner Beute abzuziehen, ließ Heinrich die Oberhäupter auffordern, seiner Gnade sich zu ergeben. Sie trauten nicht, mit Recht erwidernd, er sey ein Wortbrüchiger, der von allem, was er eidlich zugesagt, nichts gehalten. Sie hätten wohl gethan, bey dieser Vorsicht zu beharren; denn als endlich doch mehrere den glatten Worten sich ergaben, behielt der Kaiser nicht nur sie gefangen, sondern zerstreute sie auch in Deutschland, um neue Aufwieglung zu verhüten. Noch ein Mal führte seine Erbitterung ihn zerstörend nach Sachsen, wo jetzt innere Zwietracht gährte, bald Volk und Adel sich wechselseitig der Niederlage Schuld aufbürdeten, bald sogar die Sachsen gegen die Thüringer fechten wollten, diesen vorwerfend, sie führten Krieg als Straßenräuber und schonten weder Freund noch Feind.

In solcher Lage schien es leicht, die Kaiserliche Rachgier ganz zu sättigen; doch allgemeine Gefahr versöhnte die Zwistigen schnell, und eben damals wäre Heinrich, in seiner stolzen Sicherheit, von

einem

einem Trupp Reiter in der Gegend von Meißen gefangen worden, hätte er nicht, nach seiner Weise, durch Erbieten allgemeiner Begnadigung sich herausgelogen. Vergebens folgten ihm die Sachsen von einem Hoflager zum andern, an sein Wort ihn mahnend; immer suchte er Aufschub, sich berufend auf der Fürsten Urtheil; ja, er griff zur selben Zeit den Thüringern durch ein schnödes Verfahren an die Herzen. Denn ihr Landgraf, Dedi, starb, einen Sohn hinterlassend, der, als Unterpfand von seines Vaters, doch längst nicht mehr verletzten, Treue an des Kaisers Hofe lebte. Folglich war die Hoffnung wohl begründet, der Kaiser werde des Vaters Erbe ihm nicht vorenthalten, um so mehr, da schon die Staatskunst ihn erinnern mußte, es sey nicht wohlgethan und abschreckend für andere, den Lohn der Unterwerfung zu versagen. Heinrich aber wollte die, von Böhmen geleisteten, Dienste durch dieses Markgrafthum vergelten, und so wurde ein fremder Herrscher den Thüringern aufgedrungen.

Die Besiegten sahen endlich ein, daß weder Unterwerfung noch Genugthuung den Kaiser je besänftigen werde, sondern daß seine Rache sie ganz verderben wolle. Ihre Verzweiflung brütete sogar schon über dem Gedanken, dem Vaterlande den Rücken zu wenden, und, lieber mit Habe und Gut über die Elbe flüchtend, den Leutiziern und Slaven, ihren alten Feinden, sich in die Arme zu werfen, als länger des Unversöhnlichen Rache blos gestellt zu bleiben. „Euch wird es wie uns ergehn," so warnten sie die Fürsten, „ihr werdet einzeln unterjocht wenn „wir vernichtet sind."

Die Warnung ward beherzigt. Die Fürsten begriffen, es sey unweise, zu Sachsens gänzlicher Vertilgung die Hand zu bieten, darum sie durch einstim-

des kaiserlichen Heeres Muth, auch mogte es manchem wehe thun, gegen unterdrückte Brüder gefochten zu haben. Solches Mitleid zu ersticken, gab es zu jener Zeit ein unfehlbares Mittel, dessen Heinrichs Argliſt sich bediente. Auf sein Geheiß that, unter schlechtem Vorwand, der Maynzer Erzbischoff die Thüringer in den Bann, und jetzt war, sie zu morden, kein Verbrechen mehr. Ihr Land, gleich dem ihrer Bundesgenossen, der Sachsen, gab Heinrich der Plünderung preis, nur Goslar verschonend, seinen Lieblingsaufenthalt.

Nachdem die Sachsen in Verzweiflung, an ihren äußersten Grenzen gesammelt, ihr Land verwüsten sahen, und endlich Hunger den Feind zwang, mit seiner Beute abzuziehen, ließ Heinrich die Oberhäupter auffordern, seiner Gnade sich zu ergeben. Sie trauten nicht, mit Recht erwidernd, er sey ein Wortbrüchiger, der von allem, was er eidlich zugesagt, nichts gehalten. Sie hätten wohl gethan, bey dieser Vorsicht zu beharren; denn als endlich doch mehrere den glatten Worten sich ergaben, behielt der Kaiser nicht nur sie gefangen, sondern zerstreute sie auch in Deutschland, um neue Aufwieglung zu verhüten. Noch ein Mal führte seine Erbitterung ihn zerstörend nach Sachsen, wo jetzt innere Zwietracht gährte, bald Volk und Adel sich wechselseitig der Niederlage Schuld aufbürdeten, bald sogar die Sachsen gegen die Thüringer fechten wollten, diesen vorwerfend, sie führten Krieg als Straßenräuber und schonten weder Freund noch Feind.

In solcher Lage schien es leicht, die Kaiserliche Rachgier ganz zu sättigen; doch allgemeine Gefahr versöhnte die Zwistigen schnell, und eben damals wäre Heinrich, in seiner stolzen Sicherheit, von

einem

einem Trupp Reiter in der Gegend von Meißen gefangen worden, hätte er nicht, nach seiner Weise, durch Erbieten allgemeiner Begnadigung sich herausgelogen. Vergebens folgten ihm die Sachsen von einem Hoflager zum andern, an sein Wort ihn mahnend; immer suchte er Aufschub, sich berufend auf der Fürsten Urtheil; ja, er griff zur selben Zeit den Thüringern durch ein schnödes Verfahren an die Herzen. Denn ihr Landgraf, Dedi, starb, einen Sohn hinterlassend, der, als Unterpfand von seines Vaters, doch längst nicht mehr verletzten, Treue an des Kaisers Hofe lebte. Folglich war die Hoffnung wohl begründet, der Kaiser werde des Vaters Erbe ihm nicht vorenthalten, um so mehr, da schon die Staatskunst ihn erinnern mußte, es sey nicht wohlgethan und abschreckend für andere, den Lohn der Unterwerfung zu versagen. Heinrich aber wollte die, von Böhmen geleisteten, Dienste durch dieses Markgrafthum vergelten, und so wurde ein fremder Herrscher den Thüringern aufgedrungen.

Die Besiegten sahen endlich ein, daß weder Unterwerfung noch Genugthuung den Kaiser je besänftigen werde, sondern daß seine Rache sie ganz verderben wolle. Ihre Verzweiflung brütete sogar schon über dem Gedanken, dem Vaterlande den Rücken zu wenden, und, lieber mit Habe und Gut über die Elbe flüchtend, den Leutiziern und Slaven, ihren alten Feinden, sich in die Arme zu werfen, als länger des Unversöhnlichen Rache blos gestellt zu bleiben. „Euch wird es wie uns ergehn," so warnten sie die Fürsten, „ihr werdet einzeln unterjocht wenn „wir vernichtet sind."

Die Warnung ward beherzigt. Die Fürsten begriffen, es sey unweise, zu Sachsens gänzlicher Vertilgung die Hand zu bieten, darum sie durch einstim-

mige ernste Vorstellungen den Kaiser endlich zwangen, abzulassen, damit der Rache Opferthier nicht ganz verbluten mögte.

Vielleicht glaubte Heinrich künftige Sicherheit in einer Aussöhnung mit Bayerns vormaligem Herzog zu finden; denn in der That war dieser kluge, tapfere Mann der sächsischen Empörung Herz und Seele gewesen, und, wenn der Kaiser ihn für Bayern ganz entschädigt hätte, so mögte er einen treuen Freund gewonnen haben; doch unbesonnen schien es, den versöhnten Feind zum Statthalter von Sachsen zu ernennen. Damit endete für jetzt ein schwerer Krieg, von beyden Theilen mit gehässigen Leidenschaften geführt, durch Heinrichs Uebermuth entzündet, durch Arglist und Gewalt erstickt, durch seine Wortbrüchigkeit stets aufs neue wieder aufgeregt, nach wechselnden Siegen, die von den Sachsen bisweilen, vom Kaiser immer gemißbraucht wurden. Nicht ein Vater, der verirrte Kinder straft, nicht einmal ein Richter, der die Schuldigen kalt verdammt, nur ein Henker schien Heinrich, der das Bluturtheil vollzieht. Das Schicksal rächte die Sachsen, indem es plötzlich den charakterlosen Jüngling in die Hand eines Mannes mit eisernem Charakter gab.

14.

Heinrich der Vierte und Papst Gregor der Siebente.

Dieser Papst, von geringer Herkunft, durch einen Oheim, der zu Rom Abt eines Klosters war, dem

geist-

geistlichen Stande erzogen und geweiht, hatte einst Gregor den Sechsten, als er flüchten mußte, nach Deutschland begleitet, nach dessen Tode Benedict des Achtzehnten Vertrauen gewonnen und mißbraucht, Gegenpäpste erschaffen oder gestürzt, und endlich, unter Alexander dem Zweyten, als Cardinal Hildebrand, schon die Welt regiert. Der unansehnliche Körper barg einen hochfahrenden Geist, der nur Ein Lebensziel kannte, Herrschaft, und der seiner Kräfte überschäumendes Maß einzig auf dieß Ziel richtete, welches zu erreichen kein Verbrechen, auch keine Tugend ihm zu schwer dünkte. Daß er in Welschland geboren wurde, wo Verhältnisse den geistlichen Stand ihm aufnöthigten, das hat den päpstlichen Thron erhoben; hätte er das Licht der Welt in Deutschland erblickt, die Kaiserkrone hätte er sich erzwungen, und nie der Päpste Herrschaft geduldet. Herr Aller wollte er seyn, nur Sklave eigner Herrschsucht. Ihn begünstigten sein finsteres Zeitalter und der fürstlichen Zeitgenossen Schwäche. Hoch stand er über jenem, schwer lag sein Fuß auf diesen.

Nicht unbescholten war die Wahl, die auf den päpstlichen Stuhl ihn rief; nicht grundlos wurde ihm vorgeworfen, noch habe das Grab seines Vorgängers Leichnam nicht umschlossen, als schon erkaufte Anhänger den Kardinal Hildebrand mit wildem Geschrey als neuen Papst ausgerufen. Er selbst freylich stellte sich überrascht, zeigte sogar Widerwillen, und entlehnte des Propheten Worte: „ich „war im tiefen Wasser, die Fluth ersäufte mich.“ Alle Schuld unregelmäßiger Wahl schob er auf das Volk, es hätte ihn überwältigt. Sich selbst nicht verheelend, seine Würde, ohne Zustimmung des Kaisers und der Geistlichkeit errungen, könne angefochten werden, that er schleichend mit großer Vorsicht

die ersten Schritte auf der Herrscherbahn. Er wollte nicht gestatten, daß man ihn weihe, bevor der Kaiser darin gewilligt; ja, die Verstellung trieb er so weit, daß er dringend sogar den Kaiser bat, nicht darein zu willigen.

Diese Denkart, diese Demuth erregten Heinrichs Wohlwollen, und er würde auf der Stelle die Wahl bestätigt haben, wenn nicht die Bischöffe, Gregors heftiges Gemüth und raschen Eifer fürchtend, widerstrebt, auch seine Räthe ihn erinnert hätten, was dieser Hildebrand schon als ein schlechter Mönch sich unterstanden, wie er das Recht der Fürsten bestritten, in ihren Staaten Kirchenämter zu verleihen. Da zögerte Heinrich, und sandte nach Rom einen Vertrauten, der Dinge Beschaffenheit gründlich zu erkunden. Als aber Gregor, durch fortgesetzte Heucheley, auch diesen zu gewinnen wußte, verschmähte Heinrich die verständige Warnung, und sein Kanzler war Zeuge von der päpstlichen Weihe.

Kaum mogte das heilige Oel auf Gregors Haupte trocken geworden seyn, als er schon den Bischöffen einen Befehl zusandte, der aus der Klaue den Löwen verrieth. Der Titel Papst, einen Vater bezeichnend, Allen bisher gemein, wurde vom römischen Bischoff nun allein sich angemaßt. Dieser kleine Zug, geringfügig scheinend, bewies dem Menschenkenner, daß nicht edler, sondern eitler Stolz, ein reizbares Ungethüm, den neuen Papst beherrsche. So erscheint Gregor in seinen Briefen und Thaten. Ehre der Kirche nannte er sein zügelloses Aufstreben, den weiten Mantel der Kirche schlug er um das häßliche Gerippe seines Ehrgeizes. Die Kirche, sprach er, werde mit Füßen getreten, von den Fürsten als leibeigen unterdrückt,

man

man müsse zur vorigen Ehre sie aufs neue erheben. Seltsame Klagen zu einer Zeit, wo, wenigstens in Deutschland, die Bischöffe höher als jemals geachtet wurden. Aber alles zielte nur auf Erhöhung des Papstthums, auf Begründung der Unabhängigkeit. Darum wurden vor allen Dingen die sogenannten Investituren der Bischöffe und Aebte angefochten. Nämlich vormals empfingen diese, gleich den Herzogen und Grafen, eine schriftliche Anweisung aus des Königs Händen, gegen deren Vorzeigung sie die Pfründen in Besitz nahmen. Diese Schrift verwandelte sich nach und nach in ein äußerliches Zeichen, für die Herzoge eine Lanze mit der Fahne, für die Bischöffe Ring und Stab. Letzteres wurde Investitur genannt.

So lange dieses Recht der weltlichen Herrscher galt, so lange war die Kirche abhängig vom Throne. Allein Gregor behauptete keck, das Geistliche könne nicht vom Zeitlichen getrennt werden, darum weltliche Fürsten, unfähig, Bischöffen Geistliches zu ertheilen, auch das Weltliche nicht verleihen könnten. Gelang ihm, von diesem Satze die Welt zu überreden, so wurden die geistlichen Güter unabhängig von weltlichen Fürsten, fielen der Kirche oder vielmehr dem Papste anheim. Dann ergaben sich noch andere Folgen. Gregor selbst hatte zwar Bestätigung seiner Wahl noch beym Kaiser gesucht, aber wenn ein Fürst nicht einmal Bischöffe belehnen dürfte, so gebührte keinem weltlichen Herrn, den Papst zu bestätigen. Umsonst fragten die Fürsten: wer hat die Bisthümer gestiftet und begabt? — sind wir es nicht? — „Was der Kirche ein Mal „geschenkt worden," erwiderte Gregor, „daran habt Ihr ferner keinen Theil; es gehört in Ewigkeit Christo."

Umsonst beriefen jene sich auf lange Gewohnheit; die nannte Gregor Gewohnheiten der Hoffarth.

Es ist keine Anmaßung so unsinnig, daß sie nicht in niedrigen Leidenschaften Anerkennung fände, wenn nur erst Einer, unverschämt genug, sie auszusprechen wagte. Der Erste, der, in damaliger Lage der christlichen Welt, solche Unverschämtheit ersprießlich fand, war Gregor, obschon nicht der Erste, der sie aussprach. Denn auf seinen Rath hatte schon Papst Alexander, ohne selbst vom Kaiser bestätigt zu seyn, den Bischoff von Mayland abgesetzt, weil die Sage ging, er habe sein Bisthum erkauft. Heinrich, aufgebracht, schützte den von ihm Gekohrenen, worauf der tobende Papst den Kaiser nach Rom zur Verantwortung forderte, zugleich ihm auferlegend, er solle Rede stehen wegen Unterdrückung der Sachsen. Das alles hatte Gregor, damals Kardinal Hildebrand, ihm eingeblasen; aber Heinrich nannte mit Recht solch' Unterfangen unerhört, und spottete der frechen Ladung. Damals wurde nicht gewagt, die Anmaßung durchzusetzen; man wollte nur die christliche Welt mit dem neuen Gedanken vertraut machen, es sey wohl möglich, daß ein Kaiser seinen Richter im Papste erkennen müsse.

Gregor, seines Gegners Kraft mit geübtem Auge messend, trat nun kühner auf. Einen förmlichen Vasalleneid mußten die Erzbischöffe ihm schwören. Allen Bischöffen ward untersagt, einem weltlichen Herrn den Lehnseid zu leisten. Heinrichs Schützling in Mayland verstieß er aufs neue. Vom Kaiser unbelehnte Prälaten unterfing er sich zu weihen; bey alle dem sich stellend, als liege Heinrichs Ruhm und Wohlfahrt ihm am Herzen.

zen. „Wird er gehorsamlich uns hören," so schrieb er einem Fürsten, „so wollen wir sein Wohl wie „unser eigenes berathen; wo aber nicht, das Gott „verhüte! so gedenken wir der göttlichen Drohung: „verflucht sey, wer sein Schwert nicht mit Blut färbt!"

In einem andern Schreiben an Herzog Rudolph erklärte er sich verpflichtet an Heinrich zu halten, da sein Vater sterbend ihn dem Papste empfohlen habe. Zugleich aber schrieb er an die Deutschen:

„Heinrich soll hinfort nicht wähnen, die Kir„che sey eine Magd, sondern wissen, daß er schul„dig, sie als Gebieterin zu verehren." — Diese Mischung von Drohungen, Hoffarth und Schmeicheley verwirrte dergestalt den Kaiser, daß er sich herabließ, dem Papste schriftlich zu bekennen, er habe nicht immer dem Priesterthum die gebührende Achtung erwiesen; er habe aus Jugendhitze, oder um sein Ansehen geltend zu machen, oder bösen Rathschlägen folgend, wider Gott und ihn gesündigt, Kirchengüter angetastet und verkauft, statt die Wahlfreyheit aufrecht zu erhalten; weshalb er Verzeihung hoffe, Rath und Hülfe begehre.

Dieser unwürdige Schritt erregte große Freude zu Rom, und Gregor erinnerte aufgeblåht: noch nie habe ein Kaiser so demüthig an einen Papst geschrieben. Ermuthigt zu neuen Versuchen, die weltliche Herrschaft nieder zu treten, stellte er nun die Gründe auf, die zum Herrn der Welt ihn erheben sollten.

„Gleichwie die Apostel" sprach er, „im Him„mel binden und lösen, so dürfen sie auch auf Er„den Königreiche und jedes irdische Gut verlei„hen.

„hen. Wenn sie das Geistliche richten, um so mehr „das Weltliche."

Nach diesem Grundsatz war das Kaiserthum ihm ein päpstliches Lehn. Bey Thronserledigungen hielt er sich berechtigt, bis zu neuer Wahl das Zwischenreich zu verwalten. Mit gleicher unumschränkter Macht wollte er auch die Kirche regieren. Längst war durch Isidor die Meinung gewurzelt, ein Bischoff sey nicht anzutasten; er aber gründete neue Kirchenzucht auf die Berechtigung sie abzusetzen.

Zwey Dinge waren es vor allen, die er, als Verbrechen, mit der Wurzel ausrotten wollte: der Geistlichen Bestechlichkeit und ihre Unkeuschheit. So nannte er die nicht eingesegnete Verbindung mit einer Lebensgefährtin. Unermüdet donnerte er gegen diese allgemeine, darum schwer zu entwurzelnde Gewohnheit; unaufhörlich drang er auf Erfüllung seiner Gebote — lange doch vergebens! Ihren Pfründen sollten die Geistlichen entsagen oder ihren Kebsweibern. Nicht das Eine noch das Andere wollten die Deutschen, und der Maynzer Erzbischoff, einst Gehorsam erzwingen wollend, stand in Gefahr deshalb ermordet zu werden. Die Natur lehnte sich auf, und das einzige Mittel, Natur und Sittlichkeit zu vereinen, Priesterehe, wurde nicht vorgeschlagen.

Gerechter war die Forderung, der Pfründen Verkäuflichkeit abzustellen, (man nannte es Simonie,) das mogte ihm Achtung erwecken bey jedem rechtlichen Manne. Auch hätte sicher nie der Papst gegen das Recht der Investituren so starke Schritte gewagt, wenn jener weltkundige Mißbrauch ihm nicht Beschönigung geliefert hätte. Nur wegen Simonie legte er des Kaisers Räthe in den Bann,

und

und bestand auf deren Entlassung. Nur so lange sollten, damals noch, die Bischöffe Ring und Stab aus Heinrichs Händen nicht empfangen, bis er, den päpstlichen Ermahnungen Folge leistend, aller Gemeinschaft mit den Gebannten entsagt haben werde. So betastete er gleichsam mit der Fußspitze den unsicher scheinenden Pfad. Des Kaisers schwaches Gemüth, sein Schwanken, sein furchtsames Trotzen waren die bequemen Stufen zu des Papstes Erhebung. Die meisten, von der Nachwelt angestaunten, Männer verdanken ihren Ruhm der Kleinheit ihrer Gegner. Hätte Heinrich nur die Sachsen mit Kraft, Würde, Klugheit zu behandeln gewußt, nimmer wäre von Rom ihm das Aergste widerfahren: denn gegen andere, nicht minder widerspenstige, Könige betrug Gregor sich stets nachsichtiger; in Deutschland aber, wo des Kaisers Macht, in stetem Kampfe mit seiner Widersacher täglich wachsenden Zahl, dem Baume glich, der, von Schnee belastet, zur Erde sich beugen muß, hier erschien Gregors Kühnheit weder edel noch bewundernswürdig. Sogar den Schein der Furchtsamkeit, den Wunsch, auch diesen schwachen Gegner lieber zu entfernen, als zu bekämpfen, verrieth der Papst in einem listigen Schreiben, in welchem er den ersten Kreuzzug predigte. „Das Schick- 1074
„sal der von den Heiden verfolgten Christen jen-
„seit des Meeres" sprach er, „geht mir so tief zu
„Herzen, daß ich lieber für sie sterben als die Welt
„beherrschen mögte. Schon rüsten mehr als funf-
„zig Tausend sich zu einem Zuge, an dessen Spitze
„ich selbst zum heiligen Grabe wallfahrten will.
„Verleihe mir dazu Rath und mächtige Hülfe."

Allein die Zeit des Völkerschwindels war noch nicht gekommen. Nöthiger als in Palästina fand

Hein-

Heinrich in Sachsen zu fechten, und Gregor, der lieber sterben, als bedrängte Christen hülflos lassen wollte, sprach weiter nicht von diesem Kreuzzug, ließ aber, die kaiserlichen Rechte verhöhnend, von Italiens Fürsten sich Treue schwören, mischte sich übermüthig in Heinrichs Händel mit den Sachsen, und wagte endlich den verwegenen, seinem
1076 Vorfahr mißlungenen, Schritt, den Kaiser zur Verantwortung nach Rom zu fordern, bey Strafe des Bannes, wenn er nicht erscheinen werde.

Mit Erstaunen vernahm Heinrich die unverschämte Zumuthung, und, im ersten Augenblick seinem Zorne freyen Lauf lassend, befahl er dem Legaten, sein Antlitz auf immer zu meiden. Aber gleich darauf ließ der Schwache zu dem Vorschlag sich herab, was zwischen ihm und dem Papste zwistig sey, unbefangenen Schiedsrichtern zu unterwerfen. Die Folge dieser unzeitigen Nachgiebigkeit war des Legaten stolze Antwort: nie werde Gregor das bewilligen.

Da berief der Kaiser die Fürsten und Prälaten nach Worms, wo seinem Stolze geschmeichelt wurde. Denn ein abgesetzter Kardinal klagte dort den Papst förmlich an, die schändlichsten Laster ihm aufbürdend, auch Briefe aus Rom vorzeigend, die, im Namen vieler Mißvergnügten, Gregors Absetzung begehrten. Und freudig stimmten die deutschen Prälaten dem Begehren bey, um der Simonie und Unkeuschheit sich künftig ohne Rüge zu ergeben. Den Wenigen, die solch' stürmisches Verfahren mißbilligten, ließ man die Wahl, dem Kaiser abzusagen oder dem Papste; worauf sie zagend beystimmten.

In männlichem Tone, wie solcher dem Kaiser stets geziemt hätte, schrieb Heinrich nun nach Rom:

„Als

„Als einen Vater habe ich dich betrachtet, und „darum dir gehorcht, selbst mit Verkleinerung mei„ner Würde; dennoch hast du feindlich mir die „Ehrfurcht geweigert, die ich vom Papste zu for„dern befugt bin; hast meine welschen Unterthanen „durch böse Künste von mir gewendet, sogar Bi„schöffe mißhandelt. Lange habe ich zu all' dem „Unfug geschwiegen, das schien dir Schwäche. Du „hast dich unterstanden, mir zu schreiben, du wol„lest Leben und Krone mir rauben oder untergehn. „Um endlich deine Hoffarth zu zügeln, habe ich „Fürsten und Prälaten versammelt. Was Furcht „bisher verschwieg, ist nun an's Licht gekommen. „Alle, gleich mir, erkennen in dir den Papst nicht „mehr, und so befehle ich dir, als römischer Pa„tricier, vom päpstlichen Stuhle herab zu steigen."

Hierauf, an Roms Volk und Geistlichkeit sich wendend, fuhr Heinrich fort: „Erhebt Euch wi„der Hildebrand! Doch begehre ich nicht sein „Blut. Ihm wird, entsetzt, das Leben eine grö„ßere Qual seyn, als der Tod. Mit Eurem und „der Bischöffe Rath will ich einen Würdigern auf „den entweihten Stuhl setzen."

Auch die Versammlung zu Worms eröffnete dem Papste schriftlich: der Kaiser habe seine Würde nicht von ihm, sondern allein von Gott, warf ihm die Verachtung vor, die er Bischöffen erwiesen, und kündigte ihm den Gehorsam auf.

Gregor, vernehmend was geschehen, begriff, daß, nach solchen Schritten, kein anderer Ausgang denkbar sey, als Vernichtung oder Sieg. Trotzig versammelte er ein Concilium, und sprach darin wie folgt:

„Im Namen Gottes untersage ich diesem „Heinrich, der mit unerhörtem Hochmuth gegen

„die

„die Kirche sich aufgelehnt, die Regierung des deut-
„schen und italiänischen Reiches, und entbinde alle
„Christen von dem Eide, den sie ihm geleistet oder
„noch leisten werden; und verbiete, daß ihm Je-
„mand als einem Könige diene, und spreche, im
„Namen des heiligen Peter, den Bannfluch über
„ihn aus, damit das Volk erfahre, Petrus sey der
„Fels, auf welchen Gottes Sohn die Kirche er-
„baut, und daß die Pforten der Hölle nichts ge-
„gen sie vermögen!"

Die gräßlichsten Verwünschungen der Person des Kaisers beschlossen diese Formel.

Oefter schon hatten Päpste sich in Streitigkeiten zu Richtern über Fürsten aufgeworfen, und mit dem Banne gedroht, doch keiner hatte noch gewagt, einen Fürsten abzusetzen. Auch die deutschen Prälaten, die freywillig zu Worms gegen ihn gestimmt, behandelte Gregor mit gleicher Strenge, und schrieb an die Gläubigen in Deutschland:

„Die unerhörte Kühnheit der Ketzer übertreffe
„Alles, was ihre Väter je von Heiden erfahren
„hätten; sie sollten beten, daß die Herzen dieser
„Gottlosen sich zur Buße kehren mögten."

Allein mit sehr verschiedenen Ansichten und Gefühlen empfingen die Deutschen diese Briefe. Die Sachsen freylich waren hoch erfreut, und achteten nun ihre Fehde als Gottes eigne Sache, ja, ihr Feldgeschrey war hinfort: heiliger Peter! Die Bischöffe erschraken, Viele zitterten und suchten schnell aussöhnende Verzeihung; manche pilgerten sogar barfuß nach Rom und erbettelten das Gnadenwort. Die mit dem Bann belegten aber versuchten um so eifriger, dieses Verfahrens Unrechtmäßigkeit zu erweisen. Die Begnadigten enthielten sich der Gemeinschaft mit den Unbegnadigten.

Die

Die Fürsten hingen am Kaiser oder verließen ihn, je nachdem ihr eigner Vortheil es heischte. Im Volke gab es viele, die des Papstes Anmaßung empörte. Er ist nicht des Kaisers Richter, sprachen sie. Der Bischoff von Metz, obwohl dem Papste gehorchend, hielt doch für Pflicht, ihm die Verwirrung zu schildern, die Heinrichs Absetzung im Reiche hervorbringe. Auch mogte er Zweifel äußern, ob dem Papste das Richteramt hier zustehe. Allein Gregor versetzte: „die Königswürde hat „der menschliche Stolz erfunden, die Bischoffs„würde Gott eingesetzt; jene strebt nach irdischem „Ruhme, diese nur nach himmlischen Freuden, dar„um jene dieser nachsteht, wie Gold dem Bley."

Den deutschen Fürsten rieth er, einen andern König zu wählen, doch nicht ohne Genehmigung des römischen Stuhles und der Kaiserin Agnes. Die Geistlichen und Mönche forderte er auf, das Volk dem Kaiser abwendig zu machen, und sie gehorchten treulich, den Bedrängten verschreyend als Abtrünnigen und Ketzer.

Die Herzoge von Schwaben, Bayern, Kärnthen, Rudolph, Welf und Berthold, schon längst im Herzen dem Kaiser gram, ergriffen freudig die fromme Beschönigung ihrer Treulosigkeit. In einer Zummenkunft am Rhein erklärten sie: „Wir haben viel erduldet, um nicht unsern Eid zu „brechen; nun aber, da der Papst von allen Pflich„ten uns losgesprochen, wäre es thörigt, wenn „wir länger zauderten, die von Gott uns darge„botene Gelegenheit so zu benutzen, wie wir längst „im Sinne hatten, jetzt, da Alles reif und gün„stig ist."

Auch drey Frauen hatte Gregors Scheinheiligkeit gewonnen, obgleich die erste, Agnes, Heinrichs

richs eigne Mutter, die beyden andern, Beatrix von Toscana und die Gräfin Mathilde, dessen Muhmen waren.

Unter allen Freundschaften ist die des Blutes die lockerste, wenn nicht Liebe und Achtung sie befestigen. Sehr mächtig waren in Welschland Beatrix und Mathilde, große Länder ihnen unterworfen, darum ihre Meinung viel geltend. Sie hielten den Papst für tugendhaft, vertrauten ihre Seelen seiner Leitung, und er scheute nicht die Mühe, einen frommen Briefwechsel mit diesen Frauen zu unterhalten, wodurch er sie von Allem überzeugte, wovon er überzeugen wollte. So wurde nun der Haß gegen Heinrich ansteckend und schnell verbreitet wie eine Seuche.

Was that er, um das drohende Ungewitter zu beschwören? — nichts. Ihm schien, die Sache spreche für sich selbst; die zu Worms ihm beygepflichteten Bischöffe müßten sie verfechten; der Bann sey nichtig; kein Kardinal habe dazu gerathen noch das Urtheil unterzeichnet; nur eine Kirchenversammlung sey befugt, einen Fürsten zu verdammen; nur Gott, der Kronen-Geber, könne sie auch nehmen; Gehorsam, nicht Empörung, müsse die Kirche dem Volke predigen. So wahr dieß Alles ohne Zweifel, so wenig nutzen Gründe, wo Leidenschaften herrschen; nach Beweisen fragt nur Vernunft. Indessen konnten seine Worte Eingang finden, hätte Klugheit nur seine Handlungen geregelt. Aber in einer Lage, wo ein gewonnener Freund, oder doch ein beschwichtigter Feind, ihm doppelt werth seyn mußten, ging er unbesorgt nach Sachsen, baute seine Schlösser wieder auf und plagte die Bewohner, deren Rache er jetzt nicht scheute, weil ihrer Fürsten Viele noch als Geiseln ihm Ruhe verbürgten.

Aber in allgemeiner Noth treibt nicht selten der blutende Volkskörper statt Eines abgeschlagenen Hauptes deren drey hervor. Landflüchtige Söhne des Grafen Gero kamen zurück und wiegelten die Sachsen von neuem auf. Manche von des Kaisers vormaligen Freunden, deren Gewahrsam er Geiseln vertraut hatte, entledigten diese der Haft, sprechend, einem Gebannten sey nicht Wort zu halten. So wuchs Gefahr, obgleich die Sachsen noch immer den Schein der Empörung meiden wollten. „Nicht gegen den Kaiser treten wir auf, erklärten „sie, nur gegen seine Beamten, die unser Geld er„pressen und verschleudern. Warum setzt der Kai„ser unsere eingebornen Fürsten nicht über uns, „die da wissen, was Noth thut und was wir ver„mögen? Warum sollen unsere Krieger fremden „Hauptleuten gehorchen, die zu ihnen kein Ver„trauen haben, noch bey ihnen finden?"

So bemäntelten die Sachsen ihr Beginnen, und beteten in allen Kirchen für den Kaiser, nachdem sie, in derselben Stunde, für ihrer Waffen Glück gegen den Kaiser gebetet hatten. Noch immer wurde die Gerechtigkeit in seinem Namen verwaltet; man prägte Geld mit seinem Bildniß, und bezahlte die gegen ihn Geworbenen damit. Man ließ geschehen, daß Beamte ihm den Eid der Treue schwuren, und schalt sie Verräther, wenn sie den Schwur nicht brachen. Vergebens befreyte Heinrich selbst die noch übrigen Geiseln, hoffend, durch Güte sie zu gewinnen. Allein, wie immer Trotz und Zaghaftigkeit in seinem Gemüthe wechselten, so wollte er nicht ablassen von dem Vorsatz, die Empörer zu züchtigen. Herzog Otto, der bisher als Regent von Sachsen ihm treu gewesen, rieth und bat vergebens, Gelindigkeit zu üben. Aufgebracht,

bracht, daß Heinrich seines Rathes nicht achtete, oder überzeugt vom Rechte der Sachsen, trat er auf ihre Seite; ein unerwarteter Schritt, der den Kaiser sehr bestürzte.

Die Flamme griff um sich, halb Deutschland überglühend. Jeder sehnte sich nach einem neuen Herrn. Die Fürstenversammlung zu Tribur am Rhein erklärte in siebentägiger Sitzung: Fürsten und Prälaten, Klöster, Städte und Provinzen haben keinen ärgern Feind als den Kaiser. Die Heiden lasse er in Ruhe, um gegen Unterthanen zu fechten. Die geistlichen Pfründen verkaufe er, um Schlösser zu bauen. Die Sachsen beuge er in harte Knechtschaft. Nirgend im Reiche werde ein Zufluchtsort für Unterdrückte gefunden, nirgend Sicherheit und Recht; daher thue Noth, das letzte Mittel zu ergreifen, die Krone auf ein würdigeres Haupt zu setzen.

Heinrich war nach Oppenheim geeilt, von der Versammlung durch den Rheinstrom nur geschieden. Der Fürsten widrige Stimmung vernehmend, schwand sein Muth. Er sandte Machtboten hinüber, und ließ versprechen, alle Klagen zu beseitigen, empfing jedoch die trockene Antwort: er habe schon zu oft sein Wort gebrochen, das Vertrauen sey dahin. Da soll er sich erboten haben, die Regierung abzutreten, wenn man Titel und Kennzeichen der Kaiserwürde ihm lassen wolle. Kurz ward erwidert: da ein Bannfluch ihn belaste, so dürfe man mit ihm nicht unterhandeln. Doch gestanden endlich die Fürsten ihm als Gnade zu, seine Absetzung nicht eher auszusprechen, bis der Papst, nach Augsburg eingeladen, ihn gerichtet habe. Würde jedoch in Jahresfrist der Bann nicht gelöst, so werde man zur neuen Königswahl ohne weiteres

zögern schreiten. (Denn so verordneten die Pfalzgesetze, eine Richtschnur für den Kaiser, eine Art von Wahlcapitulation.) Bis dahin solle Heinrich zu Speyer wohnen; die Kirche nicht besuchen; der Ausübung von Königsrechten sich enthalten; seine treusten, gleich ihm vom Banne getroffenen, Diener entfernen; den vertriebenen Wormser Bischoff wieder einsetzen, und die treuen Bürger dessen Rache preis geben — die kränkendste Zumuthung für ein ehrliebendes Gemüth!

Der tiefgesunkene Heinrich mußte gehorchen. Die Fürsten zerstreuten sich, und Boten gingen nach Rom, den Papst einzuladen. Daß er kommen werde, um vor aller Welt einen Kaiser zu richten, ließ sein Stolz vermuthen. Was durfte Heinrich erwarten von einer Versammlung empörter Unterthanen und feindseliger Fürsten, an deren Spitze ein Gregor sich stellte! Er begriff, daß nicht zu zögern sey; daß er dem Aergsten zuvorkommen müsse durch einen raschen, wenn gleich schweren, Entschluß. Von seiner Gemahlin, an die das Unglück ihn näher kettete, von seinem unmündigen Sohne begleitet, fast ohne fürstliches Gefolge, begab er sich plötzlich auf den Weg nach Welschland, um dort in Person die Lossprechung vom Banne zu bewirken, noch ehe das Jahr verflossen sey. War dieser Vorsatz vielleicht zu früh laut geworden, oder hatten die Fürsten ihn geahnet? sie boten Alles auf, um seine Pilgerfahrt zu hintertreiben. Die Pässe in Bayern, durch welches Land er ziehen wollte, sah man plötzlich stark besetzt und bewacht. Als ihm solches verkundschaftet wurde, nahm er seinen Weg durch Burgund, wo seiner Mutter Bruder, Graf Wilhelm, ihn nicht unfreundlich aufnahm. Weiter zog er nach Savoyen,

von seiner Schwiegermutter gleichen Empfang hoffend; allein Graf Amadeus vertrat ihm die Straße, deren freyen Gebrauch er durch Abtretung einer Strecke Landes erkaufen mußte. Nun ging er im harten Winter, trotz Mühseligkeiten und Gefahren, auf verschneyten Wegen über die savoyischen Gebirge, von welchen die treue Gattin, in eine Ochsenhaut gewickelt, sich herabschleifen ließ.

Als er endlich die Lombardey erreichte, wechselten plötzlich mit dem Schauplatz auch die handelnden Personen. Bischöffe und Grafen, sämmtlich Gregor VII. verabscheuend, empfingen ihn mit Ehrerbietung, fragten, ob er komme, den Papst abzusetzen, erboten sich zu mächtiger Hülfe an Geld, Volk und Waffen. Das war der Augenblick, in dem das Glück noch ein Mal an ihm vorüberrauschte; Alles konnte gewonnen werden, wenn er mit männlichem Muthe es beym Schopf zu fassen wagte. Allein ihn drückte Muthlosigkeit schwerer als der Bannfluch; Lossprechung von diesem war und blieb sein einziges Verlangen.

Schon hatte auch Gregor die Reise nach Deutschland angetreten, begleitet von Mathilden, die er seine geistliche Tochter nannte, mit welcher jedoch einer weltlichen Gemeinschaft er nicht unverdächtig blieb. Als er vernahm, Heinrich komme selbst, und sey ihm schon so nahe, stutzte er und verzagte schier, wohl wissend, wie gehässig die Lombarden gegen ihn gesinnt, und was ein entschlossener Mann an ihrer Spitze vermöge. Schnell wandte er seitwärts nach Canossa, einem der Gräfin gehörigen festen Schlosse, um auf jeden Fall in Sicherheit zu erlauern, was die bedenkliche Reise ihm bedeuten solle. Bald schwoll ihm aufs neue der gesunkene Muth, vernehmend, wie demüthig

der

der deutsche Kaiser einherziehe. Auch die, unter dem Banne seufzenden, Bischöffe eilten, Erlösung flehend, herbey. Nicht Alle waren so glücklich, Canossa zu erreichen. Manche wurden von den Fürsten aufgefangen, Monate lang in strenger Haft gehalten, bis sie durch Gold die Fesseln brachen. Die bis nach Welschland glücklich Vorgedrungenen mußten in engen Kammern einsam büßen, beten, fasten, bis Gregor verzieh; doch ausdrücklich bedingend, jeder Gemeinschaft mit dem Kaiser sich zu enthalten, bevor er nicht der päpstlichen Würde volle Genugthuung geleistet.

Heinrich ließ die Gräfin Mathilde um eine Unterredung bitten. Mit Genehmigung des Papstes erschien die zweydeutige Frau am anberaumten Orte. Einige Stunden währte das Gespräch in mehrerer Zeugen Gegenwart, und beym Abschied gelobte Mathilde, für den gedemüthigten Vetter sich mit Eifer zu verwenden. Sie hielt auch Wort. Allein die päpstliche Eitelkeit, immer noch begierig, zu Augsburg auf dem Richterstuhl zu glänzen, blieb lange taub. Es streite gegen die Kirchengesetze, sprach Gregor, in Abwesenheit der Kläger den Beklagten zu richten. Endlich gab er nach, doch die harte Bedingung voraus sendend, es solle Heinrich ihm der königlichen Würde Zeichen überliefern, und sich selbst des Thrones unwürdig erklären. Wahrscheinlich würde der Verzagte auch das bewilligt haben, ohne seiner Abgeordneten standhaften Widerspruch und ernste Erinnerung, es möge der Papst ihn nicht zur Verzweiflung treiben. Gregor stand von der übermüthigen Forderung ab, sprechend, wiewohl mit heftigem Unwillen: er möge kommen!

Sogleich begab sich Heinrich nach Canossa, demüthig an der ersten Pforte des Einlasses harrend. Sie wurde aufgethan, doch nur für ihn; keiner der Seinigen durfte folgen. Das schien Allen bedenklich, nur ihm nicht, der entschlossen eintrat, und alsobald hinter sich die Pforte verschließen hörte. Im zweyten Burghofe erklärte man ihm, er müsse die Zeichen seiner Würde ablegen und gegen ein Bußgewand vertauschen. Er gehorchte, und stand nun da im wollenen Hemde mit nackten Füßen, bey strenger Kälte im Januar, drey Tage lang vom Morgen bis zum Abend nüchtern.

1077

Dieses scheusliche Verfahren empörte selbst Gregors wärmste Anhänger. Sie sagten ihm in's Gesicht, das sey nicht apostolischer Ernst, sondern rohe Grausamkeit. Mathilde flehte mit Thränen. Der verschmachtende, von Scham und Wuth gefolterte, Heinrich begehrte, man solle ihm wenigstens die Pforten zur Rückkehr öffnen. Endlich, am vierten Tage, ließ der Papst ihn vor sich kommen, und löste den Bann unter folgenden Bedingungen:

„An dem von mir bestimmten Tage und Orte „sollst du erscheinen, die Klagen gegen dich beant„worten, und mich als deinen Richter erkennen, „mich, der entscheiden wird, ob du ferner die Kro„ne zu tragen würdig oder nicht. Bis dahin sollst „du dich enthalten der königlichen Ehrenzeichen, „Gewalt und Einkünfte, doch magst du von den „letztern zur Nothdurft beziehen. Deine gebannten „Räthe sollst du entlassen, deine Unterthanen ihres „Eides ledig halten; künftig mir, wenn in deiner „Würde du bestätigt wirst, Gehorsam leisten. Wagst „du aber, dieser Zusagen Eine zu verletzen, so „treffe, ohne weitern Ausspruch, die Kraft des „Bannfluchs dich aufs neue, und sey unauflöslich."

Wer

Wer solche Bedingungen vorschreibt, auf den fällt die Schuld von des Gegners Meineide. Dazu den Kaiser zu verleiten, soll sogar des Uebermüthigen hämische Absicht gewesen seyn, um dann vorwurfsfrey ihn zu verderben. Darum habe er auch den Sachsen, die der Lossprechung widerstrebt, tükkisch zugeflüstert: „Seyd unbesorgt, ich entlasse ihn „schuldiger als zuvor."

Heinrich versprach und beschwur Alles. Auch seine Unterhändler mußten auf Reliquien in seine Seele schwören. Nach gelöstem Banne hielt der Papst eine Messe, und, als er im Begriffe stand, die Hostie zu nehmen, winkte er den Kaiser zum Altare, kehrte, mit der Hostie in der Hand, sich zu ihm, und sprach feyerlich: „du hast mich vieler „Laster beschuldigt. Ob nun gleich die Zeugen mei„ner Unschuld zahlreich sind, so will ich doch, um „jeden Verdacht zu entkräften, den unverwerflich„sten Beweis dir geben, indem ich Gott anrufe, „daß er mich plötzlich tödte, wenn ich den Leib Chri„sti als ein Verbrecher genieße." Mit diesen Worten schob er die Hostie in den Mund, und das Volk jauchzte.

Hierauf gebot Gregor Schweigen und redete Heinrichen nochmals an: „Fühlst du gleich mir „dich unschuldig, so nimm die andere Hälfte dies„es geweihten Brotes, damit alle deine Feinde „auf ewig verstummen müssen, und ich selbst dein „wärmster Vertheidiger werde." Der bestürzte Kaiser, dessen Gewissen vielleicht nicht schwerer belastet, dessen Geist aber schwächer war, lehnte die Zumuthung ab, unter dem gesuchten Vorwand, daß weder seine Freunde noch seine Feinde zugegen wären. Seine Weigerung hatte wohl der Papst vorausgesehn, und den Vortheil schlau berechnet, den

des

des Gegners zweydeutige Gewissenhaftigkeit ihm einräumen werde; darum auch Heinrichs Antwort ihm zu gnügen schien; ohne weitere Bemerkung ertheilte er ihm das Abendmahl. Nach der Messe bewirthete er den Ausgesöhnten an seiner Tafel, erwies ihm Ehre, und entließ ihn endlich zu seinem Gefolge.

Mit erleichtertem Herzen trat Heinrich unter die Menschen, aber die Lombarden bewiesen ihm Verachtung. Seltsamer Widerspruch! Daß der Bann gelöst werde, forderten die Deutschen, an diese Bedingung ihren Gehorsam knüpfend; daß er nicht gelöst werde, forderten die Italiäner unter gleicher Bedingung.

„Was mag der Bannfluch eines Menschen bedeuten," sprachen die letztern, „der von allen welschen Bischöffen selbst verflucht worden? Der Könnig ist beschimpft, weil er einem Ketzer und Verbrecher sich unterworfen; der König, dem die Pflicht oblag, Kirche und Staat zu schützen, hat beyde verrathen und schändlich verlassen, unbeachtend die, von uns erbotene, mächtige Hülfe. So beschließen wir nun einmüthig, die lombardische Krone diesem schwachen Fürsten zu entreißen. Auf seines Sohnes Haupt wollen wir die Krone setzen, den Prinzen nach Rom führen, und dort von einem neuen Papste ihn zum Kaiser krönen lassen."

Mehr als genug war solche Rede, um abermals das schwankende Rohr nach dem frischen Winde zu beugen. Der Lombarden kühner Spruch bewegte um so schneller den stolzen Kaiser, da das lästige Gefühl erlittener Beschämung allein durch Rache vertilgt werden konnte. Er schob, was geschehn, auf der deutschen Fürsten Treubruch, auf die Noth, die zu ehrlosen Schritten ihn gezwungen;

gen; jetzt aber wolle er zeigen, was er, von treuen Freunden umringt, vermöge. Diese rasche Sinnesänderung dämpfte zwar jene ausgebrochene Empörung, allein der Unterthanen Achtung war unwiederbringlich verloren, denn sie gewinnt der Fürst nur durch Einheit im Handeln. Ohne Urlaub verließen ihn viele Krieger, Andere blieben nur aus Mitleid. Die excommunicirten Freunde rief Heinrich alle wieder zu sich. Gregors Bann war nun ein Ehrentitel. Adel, Geistlichkeit und Volk erklärten sich laut, nicht eigentlich für ihn, sondern gegen den Papst; die Waffen klirrten, und der Kaiser sah sich plötzlich an der Spitze eines Heeres, das ihn furchtbar machte.

Nun schrieb er den deutschen Fürsten, er komme nicht nach Augsburg, weil des Reiches Wohlfahrt seine Gegenwart in Welschland heische. Damit aber auch der Papst nicht dort erscheinen könne, versperrte er ihm die Wege von allen Seiten, also daß Gregor weder vorwärts nach Augsburg, weder rückwärts nach Rom aufbrechen konnte. Aber trotzig sandte er einen Kardinal zum Kaiser, ihn mahnend an sein Wort, vor dem deutschen Fürstenrathe sich zu stellen. Ausweichend schützte Heinrich Reichsgeschäfte vor, den Wunsch äußernd, die lombardische Krone, nach Gewohnheit der Vorfahren, zu Monza auf das Haupt zu setzen. Unbeugsam erwiderte Gregor: nur in die Kirchengemeinschaft habe er ihn wieder aufgenommen, nicht die Königswürde ihm zurückgegeben, die nur ein günstiges Endurtheil ihm verleihen könne.

Indessen hatten die bestürzten und erbitterten deutschen Fürsten eine neue Versammlung nach Forchheim ausgeschrieben, die der Papst durch Legaten beschickte. Hier wurde erklärt: Heinrich habe so

oft

oft sie hintergangen, daß man ferner seinen Schwüren nicht trauen dürfe. Man schritt zur neuen Wahl. Sie fiel auf Rudolph, den Herzog in Schwaben, der, nach kurzer Bedenkzeit, die dargebotene Krone annahm. Ein tapferer, weltkluger Mann, dem vor Allem ersprießlich schien, des Papstes Freundschaft zu gewinnen. Darum, als er zu Maynz gesalbt wurde, weigerte er sich, die Messe zu hören, weil ein, der Simonie beschuldigter, Kirchendiener zugegen war. Allein dadurch erbitterte er die ganze Priesterschaft, unter welcher sich nur wenige eines reinen Gewissens erfreuen mogten. Durch sie aufgewiegelt, drohte das Volk, in Pallast und Kirche einzudringen. Rudolph mußte Gewalt brauchen. Mehr als hundert wurden theils erschlagen, theils ersäuft. Wer Mißbräuche und Dornenbüsche nicht ausgraben, sondern ausreißen will, verwundet sich.

Rudolph meldete seine Wahl dem Papste, vermeinend, er habe so eben ein blutiges Verdienst um die Kirche sich erworben. Allein Gregor, noch immer in Canossa gleichsam belagert, wagte weder den alten Kaiser zu verwerfen, noch den neuen zu erkennen. In einem Schreiben an alle Gläubigen that er kund: ohne seinen Rath noch Befehl sey Rudolph erwählt und gesalbt. In einem andern ertheilte er seinen Legaten die zweydeutige Vorschrift, den als König zu bestätigen, der gehorsamlich dem römischen Stuhle sich unterwerfen werde.

Dieses Schwanken erregte der Fürsten Unwillen. Sie meldeten ihm rund heraus: „Unsern Kö„nig hast du abgesetzt, nicht mit unserm Rath, „nicht zu unserm Nutzen, sondern allein zu deiner „Genugthuung. Dennoch haben wir gehorcht, ihn „länger nicht für unser Haupt erkannt, was Vie-

len

„len Güter und Leben gekostet, ihre Kinder in Ar„muth gestürzt. Gleichermaßen ohne unsern Rath, „wohl aber uns zum Schaden, hast du jenen Hein„rich wieder losgesprochen; allein es wurde seine „Thronentsetzung dadurch nicht aufgehoben. Län„ger als ein Jahr sind wir ohne Haupt gewesen; „endlich haben wir Eines erkohren und frische Hoff„nung geschöpft. So müssen wir nun erstaunt ver„nehmen, daß du zwey Könige von Deutschland „nennst, an beyde Legaten sendet, hier uns vermah„nest, standhaft zu bleiben, dort alle Hoffnung nicht „versagst, und Heinrichs, mit dem Banne be„legte, Freunde günstig aufnimmst, während man „unserer spottet, daß wir diejenigen zu meiden uns „verpflichtet glauben, die du selbst nicht meidest. „Dieß schlaue, künstliche Betragen ist ohne Zwei„fel gut gemeint, doch es zu begreifen, ermangeln „wir des Scharfsinnes. Darum bitten wir, du „wollest dein Augenmerk auf diese Unheilsquelle „richten. Du hast eine Bahn betreten, auf der „das Vorwärtsschreiten schwer, das Zurückweichen „schimpflich ist. Dünkt dich klug, den Feinden der „Kirche nicht ins Angesicht zu widerstehen, so wolle „mindestens nicht verwerfen, was du bereits ge„than. Sprich, was ist künftig für Recht zu hal„ten, wenn auch das ungültig wird, was eine „Kirchenversammlung beschlossen, ein Legat bekräf„tigt hat?“

Auf gleiche Weise bestürmte Heinrich den Papst, welcher zögernd erklärte: beyder Theile Vorbringen müsse er untersuchen, bevor er diesen oder jenen begünstigen könne. Da überzeugte sich der Kaiser, daß seine Ehre und sein Friede mit der Kirche nur an seines Schwertes Spitze hänge. Rasch wandte er sich nach Deutschland. Am Neckar traf er auf

den

oft sie hintergangen, daß man ferner seinen Schwüren nicht trauen dürfe. Man schritt zur neuen Wahl. Sie fiel auf Rudolph, den Herzog in Schwaben, der, nach kurzer Bedenkzeit, die dargebotene Krone annahm. Ein tapferer, weltkluger Mann, dem vor Allem ersprießlich schien, des Papstes Freundschaft zu gewinnen. Darum, als er zu Maynz gesalbt wurde, weigerte er sich, die Messe zu hören, weil ein, der Simonie beschuldigter, Kirchendiener zugegen war. Allein dadurch erbitterte er die ganze Priesterschaft, unter welcher sich nur wenige eines reinen Gewissens erfreuen mogten. Durch sie aufgewiegelt, drohte das Volk, in Pallast und Kirche einzudringen. Rudolph mußte Gewalt brauchen. Mehr als hundert wurden theils erschlagen, theils ersäuft. Wer Mißbräuche und Dornenbüsche nicht ausgraben, sondern ausreißen will, verwundet sich.

Rudolph meldete seine Wahl dem Papste, vermeinend, er habe so eben ein blutiges Verdienst um die Kirche sich erworben. Allein Gregor, noch immer in Canossa gleichsam belagert, wagte weder den alten Kaiser zu verwerfen, noch den neuen zu erkennen. In einem Schreiben an alle Gläubigen that er kund: ohne seinen Rath noch Befehl sey Rudolph erwählt und gesalbt. In einem andern ertheilte er seinen Legaten die zweydeutige Vorschrift, den als König zu bestätigen, der gehorsamlich dem römischen Stuhle sich unterwerfen werde.

Dieses Schwanken erregte der Fürsten Unwillen. Sie meldeten ihm rund heraus: „Unsern Kö„nig hast du abgesetzt, nicht mit unserm Rath, „nicht zu unserm Nutzen, sondern allein zu deiner „Genugthuung. Dennoch haben wir gehorcht, ihn „länger nicht für unser Haupt erkannt, was Vie-

len

„len Güter und Leben gekostet, ihre Kinder in Ar„muth gestürzt. Gleichermaßen ohne unsern Rath, „wohl aber uns zum Schaden, hast du jenen Hein„rich wieder losgesprochen; allein es wurde seine „Thronentsetzung dadurch nicht aufgehoben. Län„ger als ein Jahr sind wir ohne Haupt gewesen; „endlich haben wir Eines erkohren und frische Hoff„nung geschöpft. So müssen wir nun erstaunt ver„nehmen, daß du zwey Könige von Deutschland „nennst, an beyde Legaten sendet, hier uns vermah„nest, standhaft zu bleiben, dort alle Hoffnung nicht „versagst, und Heinrichs, mit dem Banne be„legte, Freunde günstig aufnimmst, während man „unserer spottet, daß wir diejenigen zu meiden uns „verpflichtet glauben, die du selbst nicht meidest. „Dieß schlaue, künstliche Betragen ist ohne Zwei„fel gut gemeint, doch es zu begreifen, ermangeln „wir des Scharfsinnes. Darum bitten wir, du „wollest dein Augenmerk auf diese Unheilsquelle „richten. Du hast eine Bahn betreten, auf der „das Vorwärtsschreiten schwer, das Zurückweichen „schimpflich ist. Dünkt dich klug, den Feinden der „Kirche nicht ins Angesicht zu widerstehen, so wolle „mindestens nicht verwerfen, was du bereits ge„than. Sprich, was ist künftig für Recht zu hal„ten, wenn auch das ungültig wird, was eine „Kirchenversammlung beschlossen, ein Legat bekräf„tigt hat?"

Auf gleiche Weise bestürmte Heinrich den Papst, welcher zögernd erklärte: beyder Theile Vorbringen müsse er untersuchen, bevor er diesen oder jenen begünstigen könne. Da überzeugte sich der Kaiser, daß seine Ehre und sein Friede mit der Kirche nur an seines Schwertes Spitze hänge. Rasch wandte er sich nach Deutschland. Am Neckar traf er auf

den

den Gegner, zwang ihn zum Rückzug nach Sachsen und gab Schwaben der Plünderung preis. In Ulm, wo das Volk, stets bereit dem Sieger zu huldigen, ihn jauchzend empfing, schmückte er sich wieder mit den Zeichen der kaiserlichen Würde.

So war der innere Krieg nun wieder ausgebrochen, und Jahre lang fochten Deutsche gegen Deutsche, auf beyden Seiten tapfer, mit wechselndem Glücke; Ströme Blutes flossen, und mancher Fürst, ja mancher Bischoff, fiel unter den Waffen oder büßte durch Verlust der Freyheit. Die Länder, des Getümmels Schauplatz, wurden verwüstet, mehr als hundert Kirchen zerstört. Deutsche Treue konnte um diese Zeit nicht als Sprüchwort gelten, denn Volk und Fürsten und Prälaten wankten hin und her, trugen ihre Paniere bald in Heinrichs bald in Rudolphs Lager, und ihre Meinungen über Recht und Unrecht flatterten, gleich ihren Fahnen, in jedem Winde. Oft, wenn die Geschichte einen Fürsten jener Zeit auf diesem Blatte neben Heinrich, auf jenem ihm entgegen stellte, hat sie unterlassen, Gründe anzudeuten, die zum schnellen Wechsel ihn bewogen, die Erfahrung wohl voraussetzend, daß, während innerer Kriege, persönlicher Vortheil, von zufälligen Begebenheiten abhängig, fast immer die Gemüther, durch sie die Waffen lenkt. Selbst der eiserne Gregor bewies die Wahrheit dieses Satzes, indem er zu vergessen schien, daß Heinrich die Bedingung der päpstlichen Gnade, in Deutschland sich vor ihm als Richter zu stellen, nicht erfüllt hatte, nicht erfüllen wollte, und daß folglich ohne weitere Förmlichkeit des Bannfluchs Kraft erneuert war. Der kluge Papst, auf Gottes Hülfe nicht fest vertrauend, begnügte sich, von beyden Königen freyes Geleit für seine

Legaten

Legaten zu begehren, beyde zu beschicken, beyden Gold zu entlocken, keinen zu verdammen, aber auch keinen zu begünstigen, bis man sehen werde, wohin sich der Sieg neige.

Als nun, nach einem blutigen Treffen bey Fladen- 1080
heim, Rudolph das Feld behauptete, schien es endlich dem Papste an der Zeit loszubrechen, und hastig erneuerte er den Bannfluch sammt allen dessen Folgen, aus Gründen, die, zwey Jahre früher, ihn schon bestimmen konnten und mußten. Dem Gegenkönige sandte er eine goldene Krone, mit einer Zuschrift, welche unverholen, in einem kindischen Wortspiel, die päpstliche Anmaßung für ewige Zeiten begründen sollte: vom Herrn empfing Petrus, Rudolph durch Petrus die Krone. (Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho.) Die Gläubigen aller Stände forderte er auf zu Heinrichs Verderben, die Prophezeyung wagend: Heinrichs Kraft im Kampfe werde nun erlöschen, er nie mehr siegen. Ja, es soll Gregor sogar die prophetische Zusage herausgestoßen haben, der falsche König werde noch in diesem Jahr umkommen.

Doch weder den Lauf der Begebenheiten, noch den Lauf menschlicher Gesinnungen hatte der Hoffärtige vorausgesehn. Manche Fürsten und Prälaten stutzten über sein Beginnen, dem Zweifel Raum gebend, ob ein Papst befugt sey, den Unterthaneneid zu lösen. Andere beschlossen, nicht durch voreilige Theilnahme sich selbst in Gefahr zu stürzen. Heinrich blieb muthig, sammelte stets frische Heere, bestritt den Papst mit dessen eignen Waffen, indem er ein Concilium nach Maynz, und bald darauf ein zweytes nach Brixen berief, wo es sich ergab, daß Feindschaft gegen Uebermuth

bitterer

bitterer ist als gegen Schwäche. Denn dreyßig Bischöffe kamen nach Brixen, und der Großen Viele aus Deutschland und Italien, beschuldigten den Papst der abscheulichsten Verbrechen, daß er nur Zwietracht im Reiche stifte, und daß er Meineid, ja Todschlag vertheidige, Gott beraube, Mordbrand stifte, ein Schwarzkünstler sey; weshalb er vom päpstlichen Throne gestoßen, und, statt seiner, der von ihm mit Bann belegte, Erzbischoff von Ravenna, Clemens der Dritte, erwählt wurde.

Dann trat Heinrich den neuen Feldzug gegen Rudolph an. Ein blutiges Treffen an der Elster, in welchem die Sachsen, den 82sten Psalm zu singen, von ihren Pfaffen ermahnt wurden, konnte nichts entscheiden, da beyde Theile sich den Sieg zuschrieben, befreyte aber doch den Kaiser von seinem furchtbaren Nebenbuhler, denn Herzog Rudolph fiel tödtlich verwundet, durch den berühmten Gottfried von Bouillon, wie Einige behaupten. Auch eine Hand war ihm abgehauen, und sterbend führte man ihn nach Merseburg. Von seinen letzten Augenblicken erzählten, oder fabelten vielleicht (je nachdem Haß oder Liebe sprach) die Einen: er habe seine Hand zu sehn begehrt, und bey deren Anblick gerufen: „das ist die Hand, „mit der ich Undankbarer dem Kaiser Treue geschworen! seht nun zu, ihr Bischöffe, die ihr den „Thron mir vorgegaukelt, ob dieser Weg der rechte „war!“ — Die Andern: er habe gefragt, wer den Sieg erfochten? und als er vernommen: die Sachsen, habe er gesprochen: „nun sterbe ich gern.“

Man begrub ihn prächtig zu Merseburg. Als Heinrich bald nachher dort einzog, sollen Manche, die, über das Grab hinaus zu hassen, sich erniedrigten, ihm gerathen haben, des falschen Königs

nigs Leichnam aus der prächtigen Ruhestätte zu werfen, da habe er lächelnd erwidert: „Gott gebe „allen meinen Feinden ein so herrliches Begräbniß!“

Rudolphs Tod beugte die Sachsen, warf sie aber nicht zu Boden. Das Köstlichste, was Heinrich durch die Schlacht an der Elster gewann, war ein Wendepunct der öffentlichen Meinung, die Rudolphs Fall, damaligen Begriffen treu, als ein Gottesurtheil betrachtete. Heinrichs Anhänger mehrten sich in und außer Deutschland. Rache gegen den Papst glühte in seinem Herzen, doch so lange die Sachsen gerüstet standen, durfte er nicht wagen, Deutschland zu verlassen. Um schnell sie zu beruhigen, zeigte er ungewohnte Milde, bot Verzeihung, Frieden, wollte Sachsen seinem Sohne abtreten, in dessen Regierung nie sich mischen — Alles vergebens! vom alten Herzog Otto aufgehetzt, blieben die Sachsen hartnäckig. Heinrich, immer noch unabgeschreckt, begehrte nur, daß Abgeordnete beyder Theile an der Weser zusammentreten und den Frieden ernstlich berathen sollten. Es geschah im Hornung 1081.

Man sagt, hier sey zuerst ein Zwist über die Form der Unterredung entstanden. Die Sachsen wollten auf freyem Felde sich besprechen; des Kaisers Machtboten begehrten Zelte; Jene bestanden darauf, das Volk als Zeugen zuzulassen, diese meinten, es sey unanständig und bleibe nichts verschwiegen. Dem Kaiser wurde angemuthet, zuvor den Bannfluch von sich abzuwälzen, ehe man mit ihm unterhandeln könne; Heinrichs Abgeordnete erklärten sich unbevollmächtigt zu solchem Streite, wohl aber wären sie befugt, wenn das Ziel, der Friede, nicht zu erreichen stünde, einen Waffenstillstand auf vier Monat vorzuschlagen.

„Mit

„Mit nichten!" sprach Herzog Otto, „der „Kaiser will uns nur die Hände fesseln, um indes„sen ungehindert den Papst, unsern Verbündeten, „anzugreifen." — Heinrich, der Winkelzüge überdrüssig, vielleicht empfindlich über die Wahrheit in Otto's Worten, vielleicht auch dem nicht unwahrscheinlichen Gerüchte trauend, es gehe dieser Herzog damit um, die Königswahl auf sich zu lenken, rief seine Machtboten zurück, und ein Waffenstillstand von sieben Tagen war die einzige Frucht der Unterhandlung. Kein Beobachter konnte sich verheelen, weder daß die unbezwungenen Sachsen dem Kaiser je gehorchen, noch daß der siegende Kaiser die Sachsen je schonend behandeln werde, denn unauslöschlich war von beyden Theilen die Erbitterung.

Noch ein Mal brauchte Heinrich Gewalt, um wenigstens zu dämpfen, was nicht zu löschen war. Wo seine Macht die Oberhand behielt, da erpreßte er Geld mit grausamer Strenge. Auch die Geistlichkeit blieb unverschont weder von Auflagen noch Kriegsdiensten, wenn gleich Urkunden, von Heinrichs Vorfahren unterzeichnet, diejenigen verfluchten, die sich freventlich an Schenkungen vergreifen würden. Ja, der Kaiser entblödete sich nicht, Klöster und Abteyen mit Kriegsvolk anzufüllen, welches plünderte, was Hausväter dort, als am sichersten Orte, niedergelegt, auch wohl heilige Gefäße raubte, alles unter dem Vorwande, der Empörung jede Nahrung zu entziehen. So tauschte Heinrich Gold gegen Herzen, und wenn Furcht hier und da schweigende Ergebung bewirkte, so glühten doch die Kohlen unter der Asche.

Die erzwungene Stille täuschte den Kaiser. Für seines Thrones Sicherheit glaubte er genug zu

thun,

thun, wenn er, nach Welschland ziehend, einiges Kriegsvolk unter Friedrich von Stauffen zurücklasse, einen mannhaften Helden, den Stammvater des Geschlechts der Hohenstauffen, dem, um ihn ganz zu fesseln, Heinrich seine Tochter vermählte und das Herzogthum Schwaben verlieh. 1081
Nun trat er den Kriegszug nach Italien an. Gregors Vertraute zitterten, ihm selbst war der Muth gesunken, obgleich er halsstarrig Versöhnung weigerte, sich stärkend durch die Einbildung, es werde Jedermann dem Gebannten auf seinem Zuge Dach und Fach versagen.

Aber Heinrich, die Alpen überklimmend, durch lombardisches Kriegsvolk verstärkt, schlug die aus allen Nationen geworbenen Söldner der Grässin Mathilde, und feyerte das Osterfest in Verona.

Nun bangte dem Papste, zumal erfahrend, König Wilhelm von England, den er fast demüthig um Beystand angesprochen, sey nicht gesonnen, in diese Händel sich zu mischen, und die Normannen, die ihm förmlich Hülfe zugesagt, haben mit dem Kaiser sich vertragen, Herzog Roberts Tochter werde Heinrichs Sohne vermählt, und mit dem Markgrafthum Toscana wolle Heinrich den Herzog belehnen. Ob solche Unterhandlung wirklich gepflogen worden, blieb ein Geheimniß, doch schien des Kaisers rasches Vordringen zu beweisen, daß er keinen Widerstand befürchte.

Clemens, der Gegenpapst, begleitete ihn. Das ihm versperrte Florenz öffnete er mit Gewalt. Andere feste Schlösser Mathildens ließ er hinter sich, und stand am Pfingstfeste vor Rom. Er hatte sich geschmeichelt, es würden ihm die Bürger ihre Thore öffnen; allein Mathildens Gold, ihr

Dro-

Drohen und Schmeicheln erhielt dem Papste der Bürger Treue. Zu einer förmlichen Belagerung war Heinrichs Macht für jetzt nicht hinreichend; er ließ die Gegend verheeren und ging in die Lombardey zurück. Besser gerüstet kam er im nächsten Jahre wieder. Die Kindheit der Belagerungskunst hielt ungleichen Schritt mit seinen Wünschen; er verzweifelte, Roms Mauern durch Waffen zu stürzen, darum ließ er, vielleicht durch Brandpfeile, in der Nähe der Peterskirche Häuser anzünden, hoffend, Alles werde, zu Rettung der Kirche, in diese Gegend eilen, und er indessen die Mauern erklimmen. Allein auch diese Hoffnung täuschte ihn. Gregor selbst war überall zugegen. Der Brand wurde gelöscht, ohne daß ein Streiter von seinem Posten wich.

1082 Die Sommerhitze zwang den Kaiser, wiederum von seinem Vorhaben abzustehn. Er ließ Besatzung in einigen Schlössern, den Gegenpapst zu Tibur. Während er in der Lombardey sich erholte und vergnügte, durchzog Clemens verwüstend die Felder um Rom, der Stadt die Lebensmittel abschneidend.

1083 Als Heinrich nun im folgenden Jahre zum dritten Male drohend erschien, einen Theil der Stadt wirklich überwältigte, und dennoch Versöhnung bot, wenn der Papst ihn krönen wolle; so warfen sich die Römer zu Gregors Füßen, flehend um Erbarmen für das seufzende Vaterland. „Er leiste „zuvor der Kirche Genugthuung" war des Hoffärtigen Antwort. „Das ist meiner Würde und meinen kaiserlichen Rechten zuwider" entgegnete Heinrich, und setzte die Belagerung fort, bis die Römer endlich ihm die Stadt übergaben. Da flüchtete Gregor in die Engelsburg, und Heinrich

1084 ließ am Osterfeste vom Gegenpapste sich krönen,

nach-

nachdem er zuvor die, von Gregors Anhängern wüthend vertheidigte, Peterskirche mit Verlust von vierzig der Seinigen erobert hatte. Der Anschlag eines Meuchelmörders gegen Heinrichs Leben mißglückte. Ein Stein wurde vom Gebälke herabgestürzt auf den Platz, auf welchem er zu beten pflegte, allein so eben verlassen hatte. Das Volk zerriß den Schuldigen, den er zu retten umsonst sich mühte; daher die allgemeine Vermuthung, es habe Gregor den Bösewicht erkauft, nicht zu bewahrheiten ist. Man sagt, Heinrich selbst habe seinem Feinde solch' Bubenstück nicht zugetraut, sprechend: Gregor besitze einen zu hohen Geist. Ein rühmliches Wort, denn nur gemeine Seelen wälzen alles Schändliche auf ihre Feinde.

Gregors letzte Stütze war der Normannen Herzog Robert Guiscard, den sein Flehen doch endlich herbeyrief. Er kam, drang in Rom ein, erstieg das Kapitol und öffnete die Engelsburg. Heinrich war in die Lombardey zurück gewichen. Gregor triumphirte zum letzten Male und wiederholte seine Bannflüche. Allein Gewalt kann wohl aus Ketten befreyen, doch nicht verlornes Vertrauen wiedergeben. Heinrich hatte die Römer gewonnen, wohl zum Theil durch griechisches Gold, ihm, nebst hundert Scharlachstücken, vom Kaiser Alexius, Roberts Feinde, verehrt. Der Normannen üble Mannszucht in Rom erzeugte und mehrte Haß gegen Befreyer und Befreyten; auch erregten bedenkliche, erneuerte Unterhandlungen zwischen Heinrich und Robert des Papstes Argwohn. Er flüchtete nach Monte- 1085
cassino, von da nach Salerno, wo er, unter Roberts Schutze, als ein Vertriebener starb. Heinrich kehrte im Triumph nach Rom zurück, den Gegenpapst dort einführend, und aufs neue die Bestätigung seiner

Wahl erlangend. Ihm und den Römern überließ er nun des Geflüchteten letzte Demüthigung, sich endlich erinnernd, daß er zum Herrscher über Deutschland berufen sey. Dort hatte, während seiner langen Abwesenheit, Zwietracht zügellos gehaust, bald ihm Vortheil bald Verderben bringend. Die Markgrafen von Mähren und Oestreich schlugen sich, man weiß nicht mehr warum; der Böhmer Fürst Wratislaw mischte sich in den Kampf. Sonst ein päpstlicher Anhänger, trat er zu Heinrich über, weil ihn Gregor durch unkluges Verbot, den Allwissenden in slavonischer Sprache anzurufen, erbittert hatte. Um den neuen Freund noch mehr zu fesseln, verlieh ihm der Kaiser das Markgrafthum Oestreich, das heißt: er gab ihm Erlaubniß, es zu erobern; denn Markgraf Leopold war stark, am stärksten durch die Liebe seines Volkes, die unbesiegbar ist. Darum war auf beyden Seiten der langen Fehde Gewinn nur Landverwüstung.

Aehnliche kleine Kriege zerrütteten Bayern und Schwaben. Die Sachsen hatten sogar einen Gegenkönig erwählt, den Grafen Herrmann, einen Lützelburger, der für ihre Freyheit lange mitgefochten, ein sanftmüthiger, bescheidener Mann, von dankbarer Achtung erkohren. Er wurde wirklich von dem Maynzer Erzbischoff gekrönt, erfocht auch einen Sieg über Friedrich von Stauffen, und belagerte Augsburg, dessen wackere Bürger ihre eigenen Vorstädte in Brand steckten, ihre eigenen Felder verwüsteten, doch endlich, unter rühmlichen Bedingungen, der Uebermacht wichen. Nun aber bestätigte Herrmann die alte Erfahrung, daß Ruhm, im Privatleben erworben, auf einem Throne oft verloren geht. Zu Eisleben, wo damals viel Knoblauch wuchs, verweilte er so unthätig, daß ihn die Sachsen spott-

weise

weise Knoblauchskönig nannten. Endlich sich ermannend und begreifend, es gebiete Klugheit, an den Papst sich anzuschließen, um den er eben jetzt ein glänzendes Verdienst sich erwerben konnte, wenn er, zu Rettung des Bedrängten, nach Welschland eilte, brach er auf, und war bis nach Schwaben schon vorgerückt, als Friedrich von Stauffen ihn umzukehren zwang. Indessen mehrte sich doch sein Anhang, da Heinrichs lange Abwesenheit und unsichere Schicksale manche feindliche Hoffnung erregten und begründeten; denn was Herrschaft unterbricht das schwächt sie auch.

Schon war zu Quedlinburg ein Reichstag ver- 1084
anstaltet; man wollte den Kaiser in die Acht erklären, als dieser noch zu rechter Zeit herbeyeilte, durch Gewalt das Entrissene, durch Ueberredung die Mißvergnügten wieder an sich zog. Eine Zusammenkunft der streitenden Parteyen an Thüringens Gränze ließ hoffen, die Ermüdung Beyder werde Geneigtheit zum Frieden erwecken, aber aufgeregte Leidenschaften vereitelten die Hoffnung. Heinrichs Wortführer sprach: „Wollt ihr nicht achten Gottes Gebot, Gehorsam dem Könige erweisen, ey so „verkümmert ihm doch nicht das Recht, dessen der „letzte Bischoff sich erfreut. Sprecht, dürft ihr einen, durch Gewalt oder Furcht vertriebenen, Geistlichen anklagen und verurtheilen, bevor in alle seine Rechte er wieder eingesetzt worden?“

Der Gegner berief sich auf des Papstes Urtheil, das zu beprüfen ihm nicht gebühre. Allein der Sachsen Meinungen trennten sich; es wurde erst mit Worten, dann mit Waffen gestritten; Blut floß, den Friedenskeim erstickend; Viele entzogen durch die Flucht sich dem Getümmel. Die Bischöffe thaten sich wechselseitig in den Bann. Die Kaiserlich Gesinn-

ten hielten ein Concilium zu Maynz, die Sachsen Eines zu Quedlinburg, wo Gregors Legat den Vorsitz führte, ein eifriger, jedoch zum Glück für Heinrich ein unkluger Mann. Denn, statt jede Nebenfrage zu vermeiden, und über Heinrichs Verderben (das nächste, was Noth that,) zu rathschlagen, hub er an, den Gegenkönig Herrmann mit dem Bann zu bedrohen, wenn er nicht sein Weib verstieße, weil es ihm verwandt sey. Noch nicht genug, die sächsischen Fürsten mußten gleiche Drohungen vernehmen wegen an sich gerissener Kirchengüter. Das leere Schauspiel endete mit neuen Kirchengesetzen und über die Gegner ausgesprochenen Bannflüchen. Dasselbe geschah zu Maynz in Gegenwart des Kaisers und der Legaten seines Papstes; Eines nicht kräftiger als das Andere; die Waffen mußten abermals entscheiden.

Sie waren dem Kaiser günstig. Es schien sogar, ihm sey das Seltene begegnet, daß Erfahrung ihn gewitzigt, denn er behandelte viele Städte so milde, daß sie, erst erstaunt, dann gerührt, ihm Thore und Herzen öffneten. Leider war der Blutdurst nur dem Durst nach Gold gewichen, dessen Heinrich viel erpreßte. Vielleicht wäre auch das ihm noch verziehen worden, (man wußte, wie viel er des Goldes bedurfte,) hätte er nur den Sachsen die eingebildeten Güter nicht rauben wollen, Freyheit und Glaube, unklare Begriffe, für die der Mensch am heftigsten streitet. Er baute neue Schlösser, und wollte seinen Papst den Sachsen aufdringen. Beydes unerträglich erregte neues Murren, neue Widerspenstigkeit. Als er vollends sie entwaffnen ließ, und die ihre Waffen Verbergenden mit grausamen Strafen verfolgte, wandten Viele sich zu Herrmann, der in Meißen lauerte, und

bil-

bildeten ihm ein neues Heer, wodurch er wenigstens dem Kaiser einen Waffenstillstand abnöthigte.

Die Sachsen selber brachen diesen, schlugen den Kaiser vor Würzburg, und sollen dessen Leibwache sogar bestochen haben, ihn umzubringen. Der Sieg wandte sich; Heinrich eroberte Würzburg, dessen nun gefangener Bischoff, Gregors blinder Anhänger, des Kaisers Anblick trotzig mied, und lieber 1086
das Leben verlieren, als mit dem Gebannten in Gemeinschaft treten wollte. Abermals ein lichter Punct in Heinrichs Charakter, denn des Bischoffs Trotz erzürnte ihn nicht; er bewies vielmehr ihm alle, seiner Würde gebührende, Ehre, und setzte ihn in Freyheit.

Jetzt unterwarfen sich die Thüringer; die Sachsen nicht, trotz Feuer und Schwert. Um ihn zu entfernen, wiegelten sie Franken und Bayern auf. Er mußte Sicherheit in Regensburgs Mauern suchen, wurde von Welf, der Bayern Herzog, belagert, entrann, und ließ die Stadt in Feindes Gewalt, der auch Salzburg sich ergab. Noch einmal schlug Welf den Kaiser bey Würzburg, so daß er verkleidet flüchten mußte. Allein er sammelte ein Heer, nahm Würzburg wieder ein, sah ganz Franken zu seinen Füßen, wagte sich zu tief in Bayern, mußte, um sich zu retten, viel versprechen, was er länger nicht zu halten gedachte, bis der Böhmer Fürst zu seiner Hülfe her- 1087
beyeilte.

Des langen Haders müde rückten endlich beyde Theile, in einer Versammlung zu Speyer, einander friedlich näher. Die Fürsten wollten sich unterwerfen, wenn der Kaiser, des Bannes ledig, seinen Gegenpapst verlasse. Er schien nicht abgeneigt, eine Bedingung zu erfüllen, die blos Verrath an einem Ohnmächtigen enthielt, dessen Rache nicht zu scheuen war. Doch alsobald traten die, von Clemens ein-

gesetzten, Bischöffe vor ihn, fürchtend, ihre Pfründen zu verlieren, wenn entschieden würde, es habe sie ein unrechtmäßiger Papst gespendet.

„Um deine Krone zu erhalten," sprachen sie, „haben wir Leben und Güter in Gefahr gesetzt; wollest du zum Dank unsern Feinden nun uns preis geben?" Heinrich schämte sich, und verwarf die Bedingung. Da zogen die Fürsten einen Brief hervor, den der, nach Gregors Tode erwählte, Papst Victor der Dritte geschrieben, und vermeinten ihn zu schrecken, denn dieser Victor hatte seines Vorgängers Bannfluch erneuert. Allein das erregte nur Heinrichs Zorn. Die Versammlung trennte sich. Bey dem Könige von Ungarn suchten die Verbündeten Hülfe, die zwar versprochen, aber nicht geleistet wurde.

Am übelsten war Herrmanns Lage. Nicht einmal Alle, die er zu den Seinen zählte, schienen überzeugt von seinem Rechte; Manche schützten vor, sie hätten nur gezwungen ihm gehuldigt. Andere, viel erwartend von ihm, der wenig zu geben hatte, wurden lau. Freygebig war Herrmann mit Ehrentiteln, ja er schonte sogar seiner Erbgüter nicht, und machte doch nur Undankbare oder Eifersüchtige. Dieß alles schlug ihn nieder, er wurde finster, unthätig, und sank immer tiefer in der öffentlichen Meinung. Da faßte er plötzlich den weisen Entschluß, die bestrittene Krone freywillig nieder zu legen. Heinrich empfing ihn gütig, und erlaubte ihm gern, auf dessen Gütern in Lothringen das verbitterte Leben zu beschließen.

1088 Jetzt unterwarfen sich zu Goslar auch die Sachsen, an deren Spitze, seit Herzog Otto's Tode, kein so streitbares Haupt mehr stand. Nur Bucco, ein toller Bischoff von Halberstadt, Heinrichs unversöhn-

versöhnlichster Feind, verwarf den Frieden halsstarrig, empörte gegen sich das Volk, und wurde im Getümmel ermordet. Sein Tod war vortheilhafter für den Kaiser als eine gewonnene Schlacht; doch war Ruhe ihm nicht beschieden, denn es erhob sich ein neuer Unruhstifter, Markgraf Eckbert von Meißen, ein kühner, hochtrachtender Mann, den Viele des Thrones würdig hielten. Er bedeckte die Empörung mit erheuchelter Gewissensfurcht; denn abermals ein neuer Papst, Urban der Zweyte, von Gregors bösem Geiste beseelt, hatte gegen Heinrich die Bannflüche wiederholt, und Eckbert säumte nicht, dessen Schreiben an die Sachsen geflissentlich zu verbreiten. Die nur zu leicht Aufgeregten strömten ihm zu. Der Kaiser, ihn zu züchtigen, rückte vor die Burg Gleichen. Die Kaiserin Bertha war gestorben, und Heinrichs Neuverlobte (eine russische Fürstin, wie Einige glauben,) harrte seiner zu Quedlinburg. Eckbert meinte, wenn er diesen Ort belagere, werde Heinrich von der Burg ablassen, der Braut zu Hülfe eilen. Vertrauend auf Quedlinburgs Stärke, ließ der Kaiser doch nicht ab, wurde am Weihnachtsabend von Eckbert überrum- 1089
pelt und geschlagen. Weil aber in jenen Zeiten Haufen oft für Heere galten, so war es immer leicht, ein geschlagenes Heer zu ersetzen. Des Sieges hatte Eckbert nicht lange sich erfreut, als eigne Bedrängniß ihn zwang, Frieden zu suchen; eigentlich nur Aufschub, denn die alten, ehrenrührigen Bedingungen wagte er zu erneuern. Da fuhr Heinrich auf: „wollt ihr mir Gesetze vorschreiben? legt die „Waffen nieder, dann sollt ihr meine Gnade erken„nen. So lange Ihr gebieterisch sie fordert, könnt „Ihr nur vom Ueberwinder als Zeichen der Knecht„schaft sie erlangen.“

Rasch drang er vor, unterjochte die Widerspenstigen, führte dann das Beute beladene Heer nach Schwaben, auch dort Unruhen stillend; ließ mit großer Pracht Bertha's Leichnam gen Speyer führen, und vollzog die neue Ehe zu Cöln. Eckbert wurde in einer Mühle erschlagen; ein Zufall, doppelt günstig für den Kaiser, denn Aberglaube sah des Himmels Strafe in dessen gewaltsamen Tode. Da-
1090 mals verlieh Heinrich Meißen und Obersachsen dem Grafen von Landsberg, Timo, bey dessen Nachkommen diese Länder verblieben bis auf die neueste Zeit.

Nun endlich wurde Sachsen ruhig. Der unstete Kaiser eilte nach Welschland, um seinen vertriebenen Gegenpapst noch einmal nach Rom zu führen. Hier hatte die päpstliche Wittwe, Mathilde, dem Sohne des Bayernherzogs ihre Hand gereicht, einem Plan zufolge, den schon Gregor entwarf, sprechend: er wolle diesen Prinzen auf den Schoos des heiligen Petrus setzen. Bayern, in Verbindung mit Mathildens Staaten, konnte furchtbar werden; dar-
1091 um richtete der Kaiser seine Waffen gegen diese Fürstin, verwüstete ihre Länder, eroberte Mantua nach eilfmonatlicher Belagerung, nahm Ferrara und Modena ohne Schwertstreich, schloß endlich die schon wankende Mathilde in Canossa ein, derselben Burg, in deren Vorhof er einst barfuß um Gnade gefleht. In Trümmern wollte er sie nun verwandeln. Ueberall schien das Glück ihm zu lächeln, denn auch die Römer hatten seinen Papst wieder aufgenommen. Aber seinem Lebensbecher sollte es nie an Wermuth fehlen.

Einer seiner Söhne, von ihm abgesandt, Carpinato zu belagern, blieb vor den Mauern dieser Feste. Leichter noch ist eines Kindes Tod zu ver-

schmerzen, als dessen Untreue. Sein Sohn Conrad fiel von ihm ab. Fast alle des Kaisers Feinde hatten Wohlthaten, doch keiner das Leben von ihm empfangen; nun mußte auch dieß Bitterste ihm widerfahren, und er mogte es wohl verschuldet haben, denn rühmliches Zeugniß gibt die Geschichte diesem Conrad, wenn anders je ein empörter Sohn vor einer rechtlichen Nachwelt Gnade finden darf.

Seines Abfalls Gründe sind nicht klar. Man sagt, die Leiden seiner Stiefmutter, deren der unbeständige Vater schnell überdrüssig wurde, hätten ihn aufgeregt; oder mißverstandene Frömmigkeit, oder Mathildens Ueberredung ihn verleitet. Er floh zu ihr. Auch seine Stiefmutter, im Kerker schmachtend, man weiß nicht warum, bestach ihre Wächter und folgte ihm. Der Papst empfing aus Beyder Händen eine Bittschrift gegen den Gemahl und Vater, ergriff mit Freuden die Gelegenheit, dem Kaiser auf den Nacken zu treten, erneuerte den Bann, und sprach die Krone ihm ab. Conrad wurde an seiner Statt von dem Mayländer 1093
Erzbischoff gekrönt. Mathilde spendete Gold, das Kriegsvolk hing am jungen Fürsten; die Meisten wandten sich der aufgehenden Sonne zu; Heinrich stand verlassen, und weil auch unterdessen Herzog Welf Schwaben verheerte, Friedrich von Hohenstauffen nur mit Böhmischer Hülfe ihm widerstehen konnte, so eilte Heinrich nach Deutschland zurück, worauf in Welschland seine Eroberungen schneller als gewonnen wieder verloren gingen.

Der aufgewiegelte Sohn mehrte seine Stärke durch eine Vermählung mit der Tochter des Herzogs der Normannen. In Rom vertilgten Seuchen

des

des Kaisers hinterlassene Besatzung. Was übrig blieb, verjagten die Römer sammt dem Papste Clemens; der glich dem Wrak eines Schiffes, von einer Fluth an's Ufer geworfen, von der nächsten wieder weggespült. Urbans Legat erhob sein
1094 Haupt in Deutschland, und hielt zu Costnitz eine Kirchenversammlung, in welcher die gemißhandelte Kaiserin als Klägerin auftrat, ihre Unschuld betheuernd, Rache heischend. Vor dem Papste und zweyhundert versammelten Prälaten wiederholte sie ihre Aussage, und beschloß dann ihr gequältes Leben in einem Kloster. Auch ein schwärmerischer Pfaffe benutzte die Erscheinung eines Nordlichts, um dem erschrockenen Volke Haß gegen Heinrich in die Herzen zu donnern.

Es schien, des Kaisers Macht sey nun auf immer gebrochen; aber in Glück und Unglück, auf Meinungen der Menschen gegründet, soll Niemand trotzen oder verzagen, weil täglich andere Leidenschaften, durch sie andere Meinungen herrschen. Mit dem jungen Welf hatte Mathilde sich verbunden, weil sie der bayerschen Macht zu ihrem Schutze bedurfte; jetzt, da Heinrich floh, war der Gemahl ihr lästig. Welf hinwiederum hatte der Berüchtigten nur die Hand gereicht, um ihre Fürstenthümer zu erben; jetzt, da sie der römischen Kirche das reiche Erbe zuwandte, löste sich das eigennützige Bündniß. Groll gegen die Gräfin ließ plötzlich Vater und Sohn erkennen, daß sie gegen den Kaiser pflichtvergessen gehandelt. Sie brachten ihm aufs neue die zweydeutige, doch gern empfangene, Huldigung, und mühten sich, das Vergangene durch regen Diensteifer aus Heinrichs Gedächtniß zu tilgen.

So

So stellte unverhofft sich vieles wieder her, und eine Versammlung in Aachen schien des Kaisers Ruhe zu befestigen. Nicht Versprechungen allein, mit welchen er auch nicht geizte, gewannen ihm entfremdete Gemüther; sondern es bleibt stets ein ergreifendes Schauspiel, wenn ein Vater seinen Sohn verklagen muß. Der Unwille jedes Rechtlichen kommt der Klage entgegen. Conrad, obschon einst von den Fürsten als Thronfolger anerkannt, wurde aller seiner Rechte verlustig erklärt, sein Bruder Heinrich erwählt und gekrönt, doch unter der, von trauriger Erfahrung vorgeschriebenen, Bedingung, sich, so lange sein Vater lebe, in dessen Verwaltung nicht zu mischen.

Um diese Zeit trug sich eine folgenreiche Be- 1095
gebenheit zu. Schon seit den Zeiten Carls, des sogenannten Großen, gefielen frommen Abentheurern die Wallfahrten nach Jerusalem, die von den Arabern, um ihres Nutzens willen, nicht gehindert wurden. Als aber die Türken Syrien und Palästina erobert hatten, mißhandelten sie die Pilger; darob der Papst Urban der Zweyte im frommen Eifer dergestalt ergrimmte, daß er, auf der berühmten Kirchenversammlung zu Clermont, durch Peter den Einsiedler den ersten Kreuzzug predigen ließ; das heißt: ein Zusammenrotten aller europäischen Völker, um den Türken das Land zu entreißen, in welchem Christus gelebt und gestorben. Es lag in diesem Unternehmen so viel Wunderbares, so viel die Einbildungskraft Ergreifendes; es schmeichelte so sehr den ritterlichen Neigungen und Gewohnheiten; es öffnete Ehrgeizigen weite Schranken, Herrschsüchtigen weite Länder, Habsüchtigen der Heiden Schätze, Sündern das Himmelreich; es bot den in der Heimath Verschuldeten

deten oder Berüchtigten ein leichtes Mittel, Schulden zu tilgen, Ehre wieder zu gewinnen; es weckte so schnell ein neues Leben, neue Hoffnungen in jedem Gelangweilten oder Gequälten, daß ohne Bedenken Hunderttausende herzustürzten, um das rothe Kreuz auf ihre Schultern zu heften. Unwissenheit barg alle Hindernisse und Gefahren.

Was zu Clermont geschehen, erfuhren die Deutschen anfangs gar nicht, oder begriffen es kaum. Als nun die großen Scharen der Kreuzfahrer wie tobende Wasserfluthen durch ihr Land sich wälzten, unterwegs plünderten, und mit frommer Wuth viele Tausend Juden ermordeten, da hielten die Deutschen sie für Rasende. Bald aber wurden auch sie von der blutigen Schwärmerey ergriffen, obschon kein deutscher Fürst dem ersten Kreuzzug folgte.

Der Kaiser steuerte dem Unfug nach Vermögen, schützte die Juden, setzte Vertriebene wieder ein. Man sagt jedoch, er habe nur solche Räuber bestraft, die am Papste hingen, folglich nur Gerechtigkeit geübt, um seinen Feind zu schwächen. Doch hat er jene kurze Frist, in der sein Leben ohne Stürme war, durch manches Gute bezeichnet.

Verbrecherische Priester blieben damals ungestraft, denn nur ein Bischoff oder Abt konnte den Angeklagten verurtheilen. Da wurden die schändlichsten Laster durch leichtes Gefängniß oder kurze Unterbrechung der Amtsverrichtungen abgebüßt. Heinrich setzte weltliche Herren den Bischöffen als Richter an die Seite, und verbot, ohne deren Zustimmung, irgend eine Sache vor den päpstlichen Richterstuhl zu bringen. Freylich widersetzte sich die Geistlichkeit so kräftig sie vermogte; Heinrich aber konnte wohl bisweilen gute Verordnun-

gen

gen erlassen, nur nicht mit Beharrlichkeit über deren Befolgung wachen, und doch ist diese Herrschertugend einem Fürsten unentbehrlicher als jene.

Ferner besuchte er die Städte am Rhein und an der Donau, saß in wichtigen Streithändeln selber zu Gericht, hob manche Mißbräuche, tilgte manche Spuren der innerlichen Kriege.

Papst Urban starb um diese Zeit. Bald folgte 1099
ihm auch der Gegenpapst Clemens, und in demselben Jahre Heinrichs Sohn Conrad, der so plötzlich zu Florenz hingerafft wurde, daß man Vergiftung argwöhnte. Andere wollen, es habe Reue und Gram an seinem Herzen genagt; denn nachdem durch ihn Mathilde und der Papst was sie gewünscht erreicht, vergaßen sie seiner oft, und er blieb allein mit seinem Gewissen.

Alle diese Todesfälle schienen des Kaisers Versöhnung mit der Kirche zu erleichtern. Der neue Papst, Pascal der Zweyte, zögerte klüglich, seine Gedanken und Entwürfe zu offenbaren, zumal da Conrads Tod ihn eines Schattenkönigs beraubte, den er gegen den Vater bewaffnen konnte. Daß Clemens von der Bühne abgetreten war, überhob den Kaiser mancher Rücksicht. Also schien die Bahn geebnet. Er berieth sich zu Maynz mit Für- 1101
sten und Prälaten, verschiedene Meinungen kreuzten sich, es wurde nichts beschlossen. Gern wollte Heinrich mit dem Papste unter Bedingungen sich vergleichen, die seine Ehre und Würde nicht betasteten, doch eine Reise nach Italien verschieben, bis, auf einer gen Rom berufenen Kirchenversammlung, die päpstlichen Gesinnungen sich würden ausgesprochen haben. Allein mit unwilligem Erstaunen mußte 1102
er vernehmen, daß der Bannfluch dort erneuert worden. Dessen Wirkung war jedoch abhängig

von

von Eigennutz, Haß oder Gleichgültigkeit derer, die ihn geltend machen sollten; darum jetzt kein günstiger Augenblick für päpstliche Anmaßung, denn Viele waren dem Kaiser wieder zugewendet, Andere wenigstens des Bürgerkrieges müde, noch Andere ins gelobte Land gezogen, so blieb die Ruhe ungestört. Selbst der Papst, minder störrisch als Gregor, schien, aus Klugheit oder Furcht, seines Bannes schwache Wirkung nicht zu ahnden. Ein Beyspiel zeuge dafür, und sey zugleich ein Ehrendenkmal für einen wackern deutschen Mann.

Otto, ein armer Schwabe, doch von edler Geburt, lag den Wissenschaften ob, unterstützt von einem Bruder, der, die Waffen tragend, das Ersparte mit ihm theilte. Als auch diese Hülfe nicht mehr zureichte, und Otto armen Verwandten lästig zu fallen scheute, ging er nach Polen, weil er vernommen, daß gelehrte Männer dort selten. Er lernte die fremde Sprache, gab Unterricht in Wissenschaften, erwarb Ehre und Gut. Vieler Großen Geschäftsträger wurde er endlich auch dem Herzog bekannt und an dessen Hof gezogen. Als der verwitwete Fürst die zweyte Gemahlin kühren wollte, schlug Otto ihm des Kaisers Schwester vor, und wurde selbst als Freywerber an Heinrich abgesandt. Auch hier gewannen Klugheit, Rechtlichkeit, Bescheidenheit ihm alle Herzen. Die Vermählung brachte er zu Stande, auch in der Folge manche, zwischen beyden Fürsten obwaltende, Unterhandlung. So stieg er in Beyder Zuneigung und Achtung. Heinrich erhielt von seinem Schwager, wiewohl nicht ohne Mühe, daß er den Günstling ihm abtrat. Otto wurde Heinrichs Kapellan und Kanzler, in welchem Amte er mit seinem Herrn die Provinzen gesegnet durchzog, denn

Er

Er war der Urheber alles Guten, was auf diesen Zügen dem Volke zu Theil wurde. Die meiste Klugheit bewies er in den Händeln zwischen Papst und Kaiser, indem er jederzeit Pflicht und Ehrerbietung gegen seinen Herrn mit der Ehrfurcht vor dem päpstlichen Stuhle zu verbinden wußte. Dieser Mann krönte seine Tugenden durch die höchste Uneigennützigkeit. Nie höher strebend, gnügte ihm an dem Bewußtseyn, Gutes zu stiften, und schon zwey Mal hatte der Kaiser vergebens ihn befördern wollen. Nun begab es sich, daß der Bischoff von Bamberg starb, dessen Kirche, dem Kaiser ergeben, Stab und Ring des Verstorbenen ihm zusandte, bittend um einen neuen Hirten. Da ergriff der Kaiser Otto's Hand, sprechend zu den Abgeordneten: „Hier ist Euer Herr, der Bischoff „zu Bamberg." — Sie erstaunten und erwiederten, (gewonnen durch manche Große, die nach dieser Würde trachteten,) „wir kennen weder seine „Geburt, noch seine Verdienste."

„Wohlan!" sprach der Kaiser, „ich bin sein „Vater, die Bambergische Kirche soll seine Mutter „seyn. Wir haben nicht leichtsinnig ihn erwählt, „sondern um seiner Verdienste willen; indem wir „Euch ihn überlassen, erleiden wir um Euretwillen „einen großen Verlust."

Otto, nicht weniger erstaunt als die Abgeordneten, warf sich zu des Kaisers Füßen, mit Thränen flehend, eine andere Wahl zu treffen. Da sprach Heinrich: „seht, das ist sein Ehrgeiz. „Zum dritten Mal verschmäht er, was ich ihm „biete. Ich habe das Bisthum Augsburg ihm geben wollen, dann Halberstadt; nun meine ich, „Gott habe für die Kirche zu Bamberg ihn aufgehoben."

Mit

Mit diesen Worten gab er den Hirtenstab in die Hand des Bescheidenen, und steckte den Ring an dessen Finger. Otto fügte sich, doch des Papstes Genehmigung bedingend. Und Pascal lobte ihn, bestätigte seine Wahl, trotz der vom gebannten Kaiser empfangenen Investitur.

Vielleicht war es eine Folge der Trennung Heinrichs von diesem Freunde, vielleicht auch eine Schwäche des herannahenden Alters, daß Er plötzlich sich entschloß, ja auf einem Hoftage zu Maynz in der Kirche verkünden ließ, er wolle seinem Sohne die Regierung abtreten und selbst nach Jerusalem wallfahrten. Fürsten, Adel und Volk gewann er durch diese Erklärung, Viele, weil an seiner Entsündigung der eigenen Gewissen Beruhigung hing; Andere, weil, unter eines Jünglings Regierung, ein neuer Schauplatz für ihren Ehrgeiz sich öffnete. Man rüstete sich von allen Seiten, um dem Kaiser, auf seinem Zuge ins Morgenland, ein würdiges Gefolge zu bilden. Aber neue Unruhen vereitelten den, vielleicht nur vorgespiegelten, Entwurf, denn überall glimmte noch das Feuer unter der Asche. Den Verwilderten war Ruhe lästig; Manche hatten durch innere Zwietracht gewonnen, Andere verloren, Jene wollten mehr, diese Ersatz. Der, an Heinrich haltende, Theil der Geistlichkeit hatte, durch des Gegenpapstes Tod, sein Haupt verloren, und neigte nun, halb aus Verlegenheit, sich zu Pascal. Auch war, selbst bey Redlichen, die mißbilligende Scheu vor Gregors anmaßlichen Grundsätzen nach und nach verschwunden, denn welchen Vortheil sie der Geistlichkeit gewährten, begriff nun Jeder, und Eigennutz pflegt auch Redliche zu bethören, wenn, ohne ihre Mitwirkung, sie fremder Verbrechen Frucht

genie-

genießen können. Den Kirchen hatte Heinrich wenig mehr zu schenken, vielmehr begehrte er von ihnen bisweilen Gaben für seine Diener, darob, wie zu geschehen pflegt, manche alte Wohlthat schnell vergessen wurde.

So konnte nun ein leiser Hauch den glimmenden Brand wieder anfachen; und es geschah.

Zwischen dem Erzbischoff von Cöln und einem Grafen Friedrich von Westphalen bestand, seit mehrern Jahren schon, eine von den vielen Fehden, deren seichten Ursprung die Geschichte nicht kennt. Heinrich erklärte sich für den Prälaten, und ächtete den Grafen, der nun die Sachsen wieder aufzuwiegeln strebte, die immerfort, gleich dem gährenden Getränk im verschlossenen Gefäße, bey jedem Schütteln das Gefäß zersprengten. Durch Milde gelang damals dem Kaiser, die Sachsen, durch Großmuth, den Grafen zu entwaffnen. Er gewann das Volk, indem er Abgaben minderte, nur verdiente Männer zu Ehrenstellen erhob, allen Getreuen dankbar sich bewies. Allein, was er auf solche Weise in Sachsen gewann, verlor er eben dadurch in Bayern, wo Mißgunst, Eifersucht erwachten. „Jene Verräther," sprachen die Bayern, „jene Aufrührer, die nichts unversucht gelassen, „um deinen Thron zu stürzen, achtest du so hoch! „und uns, die stets Getreuen, setzest du hintenan?"

Die Mißvergnügten mehrten sich, ihr lautes Murren verbreitete sich; es fehlte nur ein Haupt, und es ward gefunden in Heinrichs eignem Sohne. Entsagung der Krone sollte nie ein Fürst erklären, so lange sein Entschluß noch widerruflich ist; denn solche Erklärung weckt Herrschbegier in dem bestimmten Nachfolger und allen dessen Anhängern, die sonst nie gewagt hätten, gesetzliche Schranken

Bayerische Staatsbibliothek München

zu durchbrechen. So lange noch der Thron in ungewisser Ferne schimmerte, war dem jungen Heinrich der Gedanke fremd geblieben, daß er bey des Vaters Leben ihn besteigen könne; aber nun, da in der Kirche öffentlich verkündet worden, Er solle Herr seyn, nun schwebte plötzlich die reizende Macht so nahe vor seinen Augen, daß er den Blick nicht mehr von ihr zu wenden vermogte. In solcher Stimmung war es leicht, den Jüngling zu überreden, er solle trachten, mit dem Königstitel auch die Macht zu verbinden; dann wolle er, wie bisher, dem gebannten Kaiser gehorsam bleiben, so werde schon darum, auch nach seines Vaters Tode, der Papst ihm die Krone versagen. Freylich hatte er geschworen, aber dem Gebannten Wort zu halten, war keine Pflicht, wohl gar Sünde. Den letzten Zweifel hob der heilige Vater selbst, den Sohn ermahnend, in Empörung gegen seinen Vater zu beharren, als in einem, der Kirche und dem Gemeinwohl nützlichen, Unternehmen.

Als nun der Kaiser nach Sachsen zog, um ausgebrochene Unruhen zu dämpfen, entwich der Sohn plötzlich, zu den Mißvergnügten in Bayern, Franken und Schwaben sich gesellend. Der bestürzte Vater sandte vertraute Fürsten und Bischöffe ihm nach, um ihn zurück mit guten Worten zu seiner Pflicht zu führen, allein vergebens! Der Entartete schützte vor, ihm erlaube sein Gewissen länger nicht, mit einem Vater Gemeinschaft zu pflegen, den der Bann belaste. Umsonst erklärte der gebeugte Vater wiederholentlich, er sey bereit, sich mit der Kirche zu versöhnen unter jeder Bedingung, die von redlichen klugen Männern billig befunden würde. Schon stand der pflichtvergessene Sohn an der Spitze der Aufrührer, unterwarf sich

Sach-

Sachsen, wurde als König erkannt, verschwendete seines Vaters Güter, besoldete aus deren Einkünften, führte ein eignes Siegel, und hörte wohlgefällig zu, wenn seine Schranzen des alten Kaisers spotteten.

Auf einer von ihm berufenen Kirchenversammlung zu Nordhausen gesellte er zu der Hoffarth seines Verbrechens die Niederträchtigkeit der Verstellung, erschien in schlechter Kleidung, bezeigte Legaten und Bischöffen ehrerbietige Unterwerfung, erheuchelte sogar Thränen, und nahm Gott zum Zeugen, daß er nicht aus Herrschsucht nach der Krone trachte, vielmehr der Erste seinem Vater gehorchen wolle, sobald der heilige Peter ihn wieder zu Gnaden angenommen.

Dem Kaiser riethen Manche, sich mit dem Sohne zu vergleichen, etwa die Regierung mit ihm zu theilen, doch nimmer wollte der tiefgekränkte Vater in solche Erniedrigung willigen. Er sammelte die wenigen Getreuen; der Herzog von Böhmen verstärkte sein Heer. Deutschland wurde Zeuge eines blutschänderischen Kampfes, dessen Ausgang zweifelhaft blieb, wenn dem tückischen Sohne mißlang, die letzten Freunde dem Vater zu rauben, den Böhmer Fürsten und den Markgrafen Leopold von Oestreich. Der letztere verließ den Kaiser alsobald, da ihm der Prinz die Wittwe Friedrichs von Hohenstauffen, seine Schwester, als Gemahlin zusagte, aufs neue dadurch in des Vaters heiligste Rechte greifend. Länger widerstand der Böhmer Fürst, nicht einmal den Vorwürf achtend, daß er sich des Papstes Feind beweise. Als aber die Fürstin gewonnen war, die allzugeliebte Gattin, so gab endlich auch Er den Unglücklichen seinem Schicksal preis.

Von Kummer genagt, floh Heinrich an den Rhein, während der Prinz, ihn verhöhnend, in Oestreich die Vermählung der Schwester, Heinrichs Tochter, lustig feyerte, auf seines Vaters Kosten fast verschwenderisch den Freygebigen spielte, dann, um das Verschwendete zu ersetzen, des Vaters Schatz in Speyer plünderte.

In solcher Bedrängniß wagte der Kaiser noch einen Versuch, ohne Vermittelung der Bischöffe durch ein freundliches Schreiben den Papst zu versöhnen, und, als der ihn keiner milden Antwort würdigte, raffte er die letzten Kräfte zusammen, wollte einen, nach Maynz vom Sohne ausgeschriebenen, großen Reichstag hindern, oder durch die Waffen dort seine Rechte geltend machen.

Die Geschichte läßt unberührt, auf welche Weise es ihm noch gelungen, ein Heer auszurüsten, stark genug, den Aufrührern Furcht einzuflößen. Der Ausgang mogte zweifelhaft scheinen, der Prinz nicht ohne Grund befürchten, des unglücklichen Greises Gegenwart zu Maynz werde durch Mitleid Herzen gewinnen; flugs erlaubte er sich das Schändlichste, Verrath auf das leicht zu täuschende Vaterherz bauend. Unbewehrt ging er nach Coblenz, warf sich weinend zu des Kaisers Füßen, schob alle seine Verbrechen auf böse Rathgeber, flehte schluchzend um Vergebung, und gelobte Unterwürfigkeit, nur möge Heinrich mit dem Papste sich versöhnen. Mit Güte nahm der Betrogene den Reuigen auf, und berief sich auf den Ausspruch der Versammlung zu Maynz, wohin Vater und Sohn die Reise fröhlich antraten.

Unterweges schien der Prinz um des Kaisers Sicherheit besorgt, da zu Maynz dessen Feinde zahlreich wären; darum rieth er gleisnerisch, vorläufig

läufig zu Bingen seiner Botschaft zu harren. Den Kaiser, nicht den Vater, mag der Vorwurf treffen, daß er sich täuschen ließ. Kaum hatte er, mit wenigen Begleitern, den Fuß in die Burg gesetzt, als die Pforten hinter ihm sich schlossen, und der Verräther jubelnd nach Maynz eilte, wo jeder Rechtliche kaum den Abscheu vor solcher Unthat verbergen konnte, während Heinrichs Feinde, welchen sie nützte, durch nothwendige Staatsklugheit sie bemäntelten. Was auch Heinrich als Mensch in seinem Leben verschuldet hatte, in dem Augenblicke, als die Binger Pforte hinter ihm rasselte, war es gebüßt.

Auf dem, jetzt ungehinderten, Reichstage zu Maynz wurde Heinrich abermals entsetzt, und 1106
die wenigen, deren Rechtlichkeit Beystimmung versagte, mußten endlich der drohenden Menge weichen. Verschieden wird erzählt, was nun geschah. Es heißt, man habe den alten Kaiser nach Ingelheim gebracht; dort sey er, von abgeordneten Fürsten, überredet worden, die Reichskleinodien gutwillig auszuliefern. Doch andere, nicht minder glaubwürdige, Erzähler wollen, Heinrich habe seiner Würde nichts vergeben, sich vielmehr in kaiserlichem Schmuck den Abgeordneten dargestellt, sie warnend, ihre Hände nicht an den Gesalbten des Herrn zu legen. Als darauf die Erzbischöffe von Maynz und Cöln ihm geantwortet: durch Verbrechen, vor allen durch Simonie, habe er längst die Unverletzlichkeit verwirkt, da sey von ihm rasch gefragt worden: „Ihr Erzbischöffe, die ich selbst „ernannt und belehnt, habe ich je etwas von Euch „dafür begehrt?“ — Sie mußten es verneinen. „Nun“ fuhr er fort, „so könnt Ihr wenigstens, „was Ihr jetzt beginnt, vor Euren Gewissen nicht

ver-

„verantworten. Hört zuvor meine Rechtfertigung.“ Sie aber haben Krone und Purpur ihm mit Gewalt entrissen, und vergebens habe er darauf bestanden, zu Maynz in Person gehört zu werden.

Man fürchtete, zu seinen Gunsten, Aufstand der Bürger, die ihn liebten. Man hielt ihn streng bewacht, und gab ihm kaum so viel, daß er den Hunger stillen konnte. Endlich wird auch versichert, es sey der unnatürliche Sohn selbst nach Ingelheim gegangen, dort so frech gewesen, dem betrogenen Vater unter die Augen zu treten, und durch Drohungen ihn zu ängstigen, bis er, sich schuldig bekennend, die Reichskleinodien ausgeliefert habe. Gräßlich! doch nicht unwahrscheinlich, nach allem was vorher gegangen.

Wenigstens meinte der Gemißhandelte, nachdem er Alles geopfert, dürfe des Bannes Lösung ihm länger nicht verweigert werden; allein der Legat erklärte, das stehe nur dem Papste zu. Diesen beschickte der neue König durch eine demüthige Gesandtschaft, lud ihn sogar nach Deutschland, eiferte gegen die Abtrünnigen der Kirche, und ließ geschehen, daß hier und da die Leichname der, seinem Vater zugethan gewesenen, Bischöffe ausgegraben, gemißhandelt wurden. Man will, der alte Heinrich, in seiner Noth, habe nur ein Chorherr zu Speyer werden wollen, einer Kirche, deren Bau er selbst vollendet — und auch das sey ihm versagt worden!

Doch seine Wächter waren mitleidiger als der Sohn, den er gezeugt, die Fürsten und Prälaten, die er geschaffen; sie ließen aus der Haft ihn entrinnen. Glücklich erreichte er Cöln, wo die Bürger ihn, trotz ihrem Erzbischoff, als den wahren Herrn und Kaiser ehrerbietig aufnahmen, und

sein

sein Haus, der Würde gemäß, versorgten. Auch hatte er noch zwey Freunde, auf die er bauen durfte, den Bischoff Otbert von Lüttich und den Herzog von Niederlothringen. Zu diesen wandte er sich, und fand gleiche Aufnahme, wie zu Cöln. Da jedoch beyden die Macht gebrach, seine Rechte mit dem Schwerte wieder zu erkämpfen, so klagte er durch die Feder seine Leiden den Königen von Frankreich, England und Dänemark, ja er gab, wie Väter pflegen, nicht einmal die Hoffnung auf, durch einen rührenden Brief im verworfenen Sohne Reue zu erwecken.

„Will Gott" so schrieb er ihm, „um meiner „Sünden willen mich verstoßen, so dürftest du doch „nicht zum Werkzeug meiner Strafe dich herleihen. „Unter Heiden wird solch' Laster verabscheut, du aber „bist ein Christ. Nur deiner Jugend kann ich ver„zeihen. Kehre wieder!"

Nichts bewegte den Verstockten. Mit gewaffneter Hand wollte er seinen Vater auch aus Lüttich vertreiben; doch seine Reiter wurden dort geschlagen, und Er, nach Cöln ziehend, erfuhr die Beschimpfung, daß treue Bürger dem untreuen Sohne die Thore verschlossen. Nicht einmal durch Belagerung konnte er die Stadt gewinnen, denn Kinder und Greise vereinten sich mit den bewaffneten Vertheidigern, gossen geschmolzenes Pech und brennenden Schwefel so unablässig auf die Belagerer, daß bald keiner mehr den Mauern sich zu nähern wagte. Der verhöhnte Prinz war gezwungen, die Belagerung aufzuheben, während des Kaisers Freunde ein muthiges, wenn auch nicht zahlreiches, Heer sammelten, an dessen Spitze Heinrich trat, und, so gerüstet, ein neues Ermahnungsschreiben an die Großen des Reichs erließ.

Es wurde im Lager vor Cöln öffentlich verlesen. Wohl mehr seine Rüstung als die oft wiederholten Gründe, bewirkten die mildere Antwort: „man sey bereit, zu einer Versammlung ihm sicheres Geleit zu verwilligen, doch müsse er unbewaffnet erscheinen." — „Gern," sprach der Kaiser, „wenn auch Ihr die Waffen niederlegt." — Das wurde von Vielen billig befunden, allein die Mehrzahl antwortete durch Schmähungen, die im ersten Augenblicke den Kaiser so erhitzten, daß er die Wortführer verhaften ließ, bald aber sanftmüthig sie wiederum befreyte, die unziemlichen Reden keiner Antwort würdigte, nur das billige Begehren wiederholend, von beyden Theilen unbewaffnet der friedlichen Versammlung beyzuwohnen. Doch seiner Feinde Tücke wollte nur Zeit gewinnen, dann mit verstärkten Scharen ihm entgegen rücken, sein Verderben vollenden. Der Tod kam ihnen zuvor. Heinrich, den der Kummer längst zum Greise gemacht, ob schon er kaum fünf und
1106 funfzig Jahre zählte, starb unerwartet, und noch im Grabe verfolgte ihn der unnatürliche Sohn. Denn der Bischoff zu Lüttich, der seinem Freunde ein prächtiges Leichenbegängniß gehalten, erfuhr des Königs Ungnade, der Leichnam mußte, wieder ausgegraben, nach Speyer geführt werden, und selbst in diesem, von Heinrich erbauten, Tempel fand sein Körper keine Ruhestätte, lag unbegraben fünf Jahre lang in einem Gewölbe, bis endlich des Bannes Lösung erfolgte, und dann erst der Sohn des schwerbeleidigten Vaters Geist durch eine Bestattung zu versöhnen wähnte, wie so köstlich sie noch nie einem Kaiser zu Theil geworden.

Wenn eines Fürsten eignes Unglück für das von ihm Gestiftete büßen, wenn sein Tod mit sei-

nem Leben aussöhnen könnte, so dürfte die Geschichte Heinrich dem Vierten verzeihen. Doch der König ist seinem Volke ein höheres Wesen, und die Geschichte darf zum Richter das Herz nicht bestellen. Ein Bösewicht auf dem Throne gebiert dem Volke weniger Unheil, als ein charakterloser Mann. Einzelne wird Jener drücken, doch, um seines eignen Vortheils willen, den des Ganzen nicht mit Füßen treten. Dieser hingegen, des Zufalls und der Laune Spiel, jedem schnellen Eindruck hingegeben, wird Einzelne beglücken, das Ganze verwirren. Mit trefflichen Anlagen war Heinrich geboren, mit diesen starb er auch, sie blieben unausgebildet. Als Knabe aus Einer Hand in die Andere geworfen, stets unter Obhut solcher, die weniger darum sich kümmerten, wie Er einst regieren werde, als wie sie jetzt regieren wollten, hatte Heinrich zwischen Psalmensingen und ritterlichen Uebungen die Zeit theilen müssen; in beyden Künsten war er Meister; kein Priester an seinem Hofe psalmodirte besser als Er; kein Ritter führte Schwert und Lanze mit mehr Gewandtheit und Stärke. Aber Menschenkenntniß, und, was noch wichtiger, Kenntniß seiner selbst, blieben ihm fremd. Sein Herz vertraute jedem, auch nachdem er schon so oft betrogen worden. Zum Glück für ihn und das Reich besaß er von Natur, nicht aus Beobachtung, die Gabe, fremdes Verdienst zu ahnen, und, Gefallen daran findend, die Besitzer an sich zu fesseln. Was Gutes er verrichtet, geschah durch solche; er trug den herzlichen Willen nur bey. In begünstigten Zeiten ist solch' ein Wille hinreichend, einen Fürsten zu verewigen; wenn aber, wie damals, die Männer selten sind, die weiter nichts begehren als Erlaubniß, in des Für-

sten Namen zu beglücken, so kann das Gute stückweis nur geschehen. Daß Heinrich es nicht hindern wollte, (und mögte jeder Fürst es nur nicht hindern wollen, so würde es bald, wie ein Frühlingsteppich, die Welt überziehn,) das beweisen die Städte, die bis an seinen Tod stets treulich an ihm hingen, weniger um erzeigter Wohlthaten willen, als weil er ihren Wachsthum nur nicht hemmte. Ja, der Städte Flor und Treue mögen für ihn zeugen, daß er, in ruhigen Zeiten, Liebe im Leben, Segen im Tode, vielleicht erworben hätte. Die Welt in ihren Mauern war ganz verschieden von der Außenwelt, mit der sie ungern in Berührung standen. Ihre Kräfte wirkten in demselben Kreise, in dem sie sich entwickelt hatten, Ein Mittelpunct vereinte und verstärkte sie. Der Fürst, das erkennend, wurde Wohlthäter, wenn er Zuschauer blieb. Der Außenhändel sich ganz entschlagen, konnten die Städte freylich nicht, doch blieb ihr Antheil stets erzwungen, die Sache ihnen fremd genug, um in ihr Urtheil keine Leidenschaft zu mischen. Daher die höhere Rechtlichkeit, mit der sie furchtlos handelten, es mogten Waffen oder Bannflüche sie bedrohen.

Wehe dem Volke, spricht die Bibel, dessen Fürst ein Kind ist! und doch ist oft der Fürsten Minderjährigkeit unter weisen Vormündern eines Landes glücklichste Zeit. Aber zwiefach wehe dem Volke, dessen Fürst ein Jüngling ist, wenn er seine Leidenschaften nicht bemeistern lernte. Hätte Heinrich im Alter den Thron bestiegen, vielleicht hätte er vorwurfsfrey ihn mit dem Grabe vertauscht. Wollust und kranke Reizbarkeit des Ehrgefühls waren die bösen Geister, die in seiner Jugend ihn, und durch ihn die Welt peinigten.

Kein schönes Weib wandelte sicher vor seinen Nachstellungen. Befriedigung der Lüste erkauft ein Fürst nur mit der öffentlichen Achtung, und wehe, wenn er diese verlor, denn sie ist die Seele in jedem Hirn, das für ihn denken, das Mark in jedem Arm, der für ihn fechten soll. Dennoch hat sein Hang zur Wollust in jener rohen Zeit ihm weniger geschadet, als seines Ehrgeizes kranke Empfindlichkeit, die in jeder Vorstellung nur den Widerspruch, nicht die Gründe vernahm; die das Gerechte versagte, sobald es scheinen mogte, er habe es nicht freywillig zugestanden; die Wort und Schwur widerrief, und immer nur das Recht in Gnade verwandeln wollte. Sein unseliges Vorurtheil gegen die Sachsen, die anfangs doch nur das Billige wollten und bater; sein trotziges Beharren, sie durch Gewalt zu unterjochen, flossen allein aus dieser, durch den Bremer Erzbischoff noch mehr vergifteten, Quelle, und ein ganzes, mit Leiden erfülltes Leben war dessen Folge; denn nimmer hätte Gregor gewagt, den, mit seinem Volke einigen, Fürsten so hoffärthig anzutasten.

Die Beschuldigung der Habsucht, durch Verkauf der Pfründen offenbart, ist unerwiesen stets geblieben. Was während seiner Minderjährigkeit geschehen, kann ihm zum Vorwurf nicht gereichen. In spätern Fällen, wo der Vorwurf erweislich schien, hat er stets auf sein Ehrenwort betheuert, daß er für seine Person nichts gefordert, nichts erhalten, doch für seine Räthe nicht haften könne. Freylich auch ein falscher Grundsatz, denn welchen Bürgen hat das Volk für die Redlichkeit der Räthe, wo nicht den Fürsten?

Im letzten Zeitraum seiner Regierung hatten Erfahrung und Alter ihn weiser und milder gemacht,

macht, allein zu spät! Vertrauen und Achtung, Einmal verloren, sind unwiederbringlich. Nur die nächsten Freunde seines Alters, täglich Zeugen seiner kleinsten Handlungen, konnten und mußten ihn wieder lieben. Er speiste oft die Armen an seiner Tafel; er pflegte selbst die Kranken, auch die, von welchen Ekel sonst zurückscheucht. Auf jedem seiner Meyerhöfe unterhielt er ein Siechenhaus, und ließ von jedem Gestorbenen sich Bericht erstatten. Eine höhere Tugend übte er noch durch Großmuth gegen Feinde, wofern sie nur die Eitelkeit seines Ehrgeizes nicht berührten, denn leichter verzieh er einen Mordanschlag gegen sein Leben. Wie manche Fürsten, die ihn hart beleidigt, nahm er gnädig auf, sobald sie unterwürfig vor ihm erschienen. Sogar Meuchelmörder, die, ertappt, ihren bösen Vorsatz bekannten, entließ er einst ungestraft.

Man füge zu diesen Eigenschaften noch den Vorzug einer hehren Gestalt, einer Tapferkeit, die in zwey und sechzig Schlachten und Gefechten fast immer gesiegt hatte; ferner, das Schauspiel seiner Standhaftigkeit im Unglücke, seiner Verfolgung durch eigne Kinder; endlich seines Todes, den er gelassen litt, dessen Annäherung fühlend Ring und Schwert dem feindlich gewaffneten Sohne übersandte, und im letzten Augenblicke ihm christlich verzieh — was Wunder, daß er im Volke der um ihn Trauernden Viele hinterließ?

15.

Heinrich der Fünfte.

Auf dem väterlichen Throne saß nun Heinrich der Fünfte mit unerschüttertem Gewissen; auch nicht eines Blitzstrahls achtend, der, seinen Schild zerschmetternd, ihn selbst so hart am Fuße streifte, daß er zeitlebens eine Beschwerde trug. Achtzehn Jahre hat er regiert, deren sechzehn immer noch der unsinnige Streit wegen der Investitur füllte. Vergebens wurden Gesandte hin und her geschickt, und Concilien gehalten; hartnäckig beharrte die römische Kirche auf dem Verbot, daß kein Geistlicher die Lehn von einem weltlichen empfangen solle, während Heinrich eben so halsstarrig auf dem Rechte bestand, wegen zeitlicher Besitzungen auch Priester förmlich zu belehnen.

Dießmal war dem Papste redlich an Beylegung des Zwistes gelegen, denn er fiel auf ein treffliches Mittel zu Erreichung dieses frommen Zweckes: die Kirchen sollten zurückgeben, was sie an Gütern von den Kaisern empfangen, sich begnügen mit dem Zehnten und dem Ertrag frommer Schenkungen. Weise fügte er hinzu: „ist nicht ohnehin „geboten durch göttliche und Kirchengesetze, daß „Geistliche sich mit weltlichen Dingen nicht befassen sollen? müssen Bischöffe und Aebte nicht, „um eben solcher Güter willen, Hofgeschäfte verwalten, Kriegsdienste leisten? und werden dadurch in Sünden verwickelt! Wohlan, so nehmt „Alles zurück, was von Euch uns abhängig macht, „und entsagt hingegen dem Rechte der Investitur."

Das

Das war Heinrich wohl zufrieden, und schien ihm eine erwünschte Gelegenheit, die Kaiserliche Macht durch so ansehnliche Vermehrung ihrer Hülfsquellen wieder empor zu heben. Er zog
1111 gen Rom, die Kaiserkrone unter solcher Bedingung zu empfangen. Allein die Fürsten sammt den Bischöffen widersprachen laut, Jene aus Furcht vor Anwachs Kaiserlicher Macht, diese aus Eigennutz. Da verzögerte der schüchtern gewordene Papst die Krönung. Der kecke Heinrich ließ ihn gefangen nehmen. Rom gerieth darob in Aufruhr; Viele, durch die Stadt zerstreute, Deutsche wurden ermordet. Pascal traf einen Vergleich mit dem Kaiser. Frey sollten die Bischoffswahlen seyn, doch vor der Weihe die Gewählten durch Ring und Stab von ihm sich investiren lassen. Hierauf erfolgte die Krönung. Befriedigt zog der Kaiser heim. Aber Pascal, von der Priesterschaft gedrängt, widerrief Alles, und, obgleich er selbst nicht wagte, den Bannfluch gegen Heinrich auszusprechen, weil er ausdrücklich ihm gelobt, das Vergangene nicht zu ahnden, so ließ er doch geschehen, daß mehrere Bischäffe auf solche Weise ihren Eifer zu Tage legten, und dadurch in Deutschland mancherley Wirrwar veranlaßten.

1118 Da erschien der Kaiser noch ein Mal drohend in Welschland. Pascal entfloh und starb. Jetzt wollte Heinrich die alten Kaiserrechte auf die Papstwahl wieder geltend machen, und als, ohne ihn zu fragen, Gelasius der Zweyte den heiligen Stuhl bestieg, verjagte er auch diesen. Die unterthänigen Römer wählten Gregor den Achten, dem, nach bald erfolgtem Tode des Gelasius, die mit entflohenen Kardinäle Calixt den Zweyten entgegen stellten, mit welchem der

Kai-

Kaiser in persönlicher Zusammenkunft den Streit zu schlichten vermeinte. Es zerschlug sich, denn man wollte, Heinrich solle als ein Büßender barfuß erscheinen. Calixt schleuderte seinen Bannfluch auf ihn und den Gegenpapst. Oft mag, bey ähnlichem Schicksal, Erinnerung an des Vaters Leiden sich dem Sohne aufgedrungen haben, samt der beschämenden Wahrheit, daß er nun dasselbe thue, was er Jenem vorgeworfen, und wodurch er seinen Abfall damals bemänteln wollen.

Von beyden Theilen wurde endlich mit Ernst nach Frieden getrachtet, von beyden Theilen nur der Wunsch gehegt, den Streit mit Anstand zu beendigen, wenn auch dadurch der erste Gesichtspunct gänzlich den Augen entrückt werden sollte. Schlaue Vermittler schlugen vor, der Kaiser möge investiren, nur nicht durch Ring und Stab, sondern durch den Scepter. So wurde es beliebt und 1122
zu Worms besiegelt; darauf vom päpstlichen Legaten der Friedenskuß gegeben, das Abendmahl gereicht. Also hatte Zwietracht viele Jahre lang das Reich zerrüttet, damit endlich entschieden würde, ob das Holz, dessen ein investirender Kaiser sich bediene, zwey oder sechs Fuß lang seyn dürfe. Solche Maus gebar der Berg.

Was Heinrich der Fünfte sonst vollbracht; wie er den Herzog von Lothringen, seines Vaters treuen Freund, verfolgt und entsetzt; den Grafen von Flandern gedemüthigt, den König von Ungarn kraftlos unterstützt; innern Zwist der Böhmen schlichten helfen; mit den, nach Unabhängigkeit strebenden, Polen um rückständigen Tribut gekämpft; wie Gräfin Mathilde den Lehnseid ihm geschworen, und er, nach ihrem Tode, die ganze Erbschaft in Besitz genommen, ohne zu unterschei-

den,

den, was sie zu Lehn getragen, oder als ihr Eigenthum der Kirche längst vermacht; wie er in den holländischen Morästen eine Fehde des Utrechter Bischoffs ausfechten, endlich auch für England gegen Frankreich kämpfen wollen: Alles das, für Deutschland Folgenlos, bedarf keiner ausführlichen Darstellung. In alle diesem glich Heinrich dem Gärtner, der seinen Garten verwildern läßt, um auf den Feldern seiner Nachbarn zu jäten oder zu ernten.

Aber den Kaiserlichen Schatz zu mehren, dadurch dem Oberhaupte des Reichs die alte Macht wieder zu gewinnen, war sein rühmliches Bestreben, auf daß er nicht der Kaiserlichen Würde Kränkung oft ungerochen erdulden müsse. Ein rechtmäßiges Mittel, dieses zu bewirken, war Einziehung ausgestorbener Lehne. Allein die Fürsten hegten vom Besitz ihrer Lehnsgüter schon andere Begriffe. Sobald geduldet wurde, sie auf Söhne zu vererben, war die Folge unausbleiblich. Der Enkel oder Urenkel gedachte nicht mehr der Verpflichtung seines Ahnherrn, vermeinend, was der Vater ihm hinterlassen, besitze er nicht aus Kaiserlicher Gnade, sondern durch Erbrecht. Dem Reiche wollten die Fürsten verbunden, dem Kaiser nicht unterthan seyn, nur als einem selbstgewählten Oberhaupte den Ehrenplatz ihm zuerkennen; dem Reiche schwören, ihre Macht nicht zu dessen Nachtheil zu mißbrauchen, sonst aber unumschränkte Herren ihrer Staaten bleiben. Je länger ein Geschlecht in einem Lande regierte, je tiefer wurzelte dieser Begriff; so tief, daß endlich, bey dessen Aussterben, auch entfernte Verwandte trotzig auf ihr Erbrecht sich beriefen. Nun begab es sich, daß Graf Ulrich von Weimar ohne Erben starb.

Hein-

Heinrich zog die Länder an sich. Da trat ein rheinischer Pfalzgraf Siegfried auf, und wollte Erbe seyn, weil seine Mutter eine Weimarische Gräfin gewesen. Die Großen in Sachsen und Thüringen, sich wohl bewußt, auf wie manches ihrer Länder einst der Kaiser mit gleichem Rechte Anspruch machen könne, ergriffen die Partey des Pfalzgrafen; auch Maynz und Cöln. Abermals innerer Krieg.

Ob nun gleich dessen Urheber, Siegfried, bald im Treffen blieb, so war die Flamme drum noch nicht gelöscht. Heinrichs Fahnen blieb das Glück nicht immer treu. Die Empörer luden sogar den päpstlichen Legaten aus Ungarn ein, daß er, was früher zu Rom geschehen, dem Volke erzählen, und den Kaiser in den Bann thun sollte. Heinrich zog nach Maynz, um die Seele dieses Bundes, den undankbaren Erzbischoff, zu züchtigen, der lange als Kanzler sein Vertrauen genossen, mißbraucht, endlich die jetzige Würde erschlichen hatte. Adalbert (so hieß er) wollte flüchten, wurde vom Kaiser überrascht und in den Kerker geworfen. Cöln belagerte Heinrich vergebens, ließ aber rings umher das Land durch Feuer und Schwert verwüsten.

Im folgenden Jahre verlor er eine Schlacht, 1115
wurde zu Goslar vom Legaten in den Bann gethan, zog sich nach Maynz zurück, und wäre fast ein Opfer eines Volksaufstandes geworden, der des gefangenen Erzbischoffs Befreyung ertrotzte. Damals hatte Nemesis den verbrecherischen Sohn ganz in die Lage des gemißhandelten Vaters versetzt. Fast alle Fürsten hatten ihn verlassen, nur Eines Treue blieb unwandelbar. Es ist abermals ein Schwabe, Friedrich von Hohenstauffen, dem die deutsche Nachwelt hier ein Ehrendenkmal errichten muß. Durch seine Mutter, Heinrichs Schwester, war er dessen

leiblicher Vetter, ein kluger, kräftiger, ehrliebender, freygebiger Mann, der, was seinem Schwerte widerstand, durch freundliche Milde und Rechtlichkeit besiegte. Auf ihm baute Heinrich, wenn er nach Welschland zog, des Reiches Sicherheit und Ruhe; nimmer täuschte Friedrich sein Vertrauen. Vor Allen die Provinzen am Rheine, den Kern der Kaiserlichen Macht, suchte er im Gehorsam zu erhalten, darum so viele Schlösser bauend, daß man von ihm zu sagen pflegte: er schleppe jederzeit am Schweife seines Rosses eine Burg nach sich.

Der führte nun die Waffen gegen Maynz mit Nachdruck. Ihn unterstützte nicht minder kräftig sein Bruder Conrad, den Heinrich, statt eines abtrünnigen Bischoffs von Würzburg, zum Herzog der Franken ernannte.

1116 Aber als der Kaiser in Italien war, mehrten seine Feinde sich von allen Seiten. Die tapfern Hohenstauffen konnten sich der Menge kaum noch erwehren. Die Bischöffe hielten Concilien, die Fürsten Zusammenkünfte; man ging sogar damit um, ihn abzusetzen; da eilte er aus Italien zurück, doch seine Ankunft schlug der Verbündeten Muth nicht nieder. Sie waren keck genug, ihm durch Abgeordnete zwey Fragen vorzulegen, deren Beantwortung ihre Maßregeln bestimmen sollte: „Erkennst „du Calixt den Zweyten für einen Papst? willst „du die Güter und Lehne zurückgeben, deren du „dich bemächtigt hast?“

Der Kaiser, von dem Auftrag unterrichtet, ließ die Abgeordneten nicht vor sich. Die Schwerter blitzten. Hohenstauffen, an der Spitze eines kleinen Heeres, schlug mit großer Tapferkeit sich durch den Feind, und der Kaiser stieg vom Rosse, mit zärtlicher Umarmung den Getreuen zu empfangen.

Nach

Nach manchen blutigen Gefechten wurde endlich ein Reichstag zu Tribur beliebt, wo Erschöpfung beyder Theile den Frieden vorschrieb. Was die Kaiserliche Schatzkammer unbestritten vormals besessen, solle ihr verbleiben, gleichwie den Gegnern das unrechtmäßig Entzogene. Daß hiezu auch das Weimarische Lehn gerechnet werden müsse, war ohne Zweifel einbedungen, weil Heinrich es zurück den Erben Siegfrieds gab. Und also blieben die Fürsten Sieger.

Kaum aber hatte sich Asche auf den Kohlen gesammelt, als der Maynzer Erzbischoff die Sachsen wieder aufwiegelte, an den Bann erinnernd, der den Kaiser drücke, worauf die leicht Empörten ihm aufs neue trotzten, ohne des Kaisers Belehnung ihre Bischöffe wählen und weihen ließen. Gährende Völker schnell beruhigen, ist weise, auch wenn es Opfer heischt. Immer bleibt es Gewinn, an den verführerischen Zustand sie nicht zu gewöhnen; denn Aufruhr gleicht dem Kampfe, der, vernachlässigt, endlich aus Gewohnheit fortwährt. So hatte schon in Sachsen ein neues Geschlecht den bösen Willen gegen des Reiches Oberhaupt eingesogen, und gierig wurde jeder Vorwand, ihm zu widerstehen, ergriffen. Heinrich zückte aufs neue das Schwert, und beyde Heere standen schlagfertig schon einander gegenüber, als noch Eine vermittelnde Zusammenkunft verwilligt wurde, nach welcher zwölf Schiedsrichter die Händel schlichten sollten. Das geschah zu Würzburg, wo ein Landfriede festgestellt, und dessen Störer mit Lebensstrafe bedroht wurde. Ueber das Geistliche möge der Papst richten, dessen Legaten nachher zu Worms mit Heinrich die oberwähnte Uebereinkunft trafen. 1121

Doch einer gänzlichen Ruhe im Reiche hatte er nie sich zu erfreuen; stets brach hier und da ein Flämmgen wieder aus, wie auf einer großen Feuerstätte, lange nach dem Brande, zu geschehen pflegt, und, als die Schwerter ruhten, kam die
1124 Pest mit ihrer scharfen Sense, auch ihn wegrafend, nachdem er achtzehn Jahre lang seines Vaters, von ihm selbst getadelte, Regierung wiederholt hatte. Kampf gegen Papst und Unterthanen war sein Königsleben.

Können, nach dem Zeugniß der Geschichte, manche große Eigenschaften ihm, dem Fürsten, nicht abgesprochen werden, so hat der unnatürliche Sohn doch sie Alle in schwarzen Schatten gestellt. Wer dem Vater nicht Sohn bleibt, kann dem Volke nicht Vater seyn. Daß er Gerechtigkeit lässig gehandhabt, wirft man ihm vor; auch Schätze häufenden Geiz, der ihn verleitet, arm zu leben um reich zu sterben. Man schreibt sogar den ersten Entwurf allgemeiner Auflagen durch das ganze Reich ihm zu. — Eines englischen Königs Tochter war seine Gemahlin, doch seine Ehe blieb kinderlos.

Stände.

So war nun wieder ein Jahrhundert, mit ihm ein Königsstamm, vorüber gegangen, ohne eigentliches Volksglück den Deutschen zu hinterlassen. Kampf der Kaiser gegen die Päpste, Kampf der Fürsten gegen die Kaiser, um zu entscheiden, wem das Recht zustehe, das Volk durch den Krummstab zu beherrschen, oder die deutschen Ameisenhaufen mit gepanzerten Füßen zu zertreten. Ein Kaiser, den Thron besteigend, nahm gleichsam eine Burg in Besitz, die er sein Leben lang gegen alle Fürsten vertheidigen mußte, weil Jeder für seines Lebens Zweck hielt, wenigstens Einen Stein von die-

dieser Burg heim zu tragen, bis sie ganz in Trümmern liege. Wollte der Kaiser Mitvertheidiger sich erwerben, so konnte es wiederum nur geschehn, indem er einen Theil von dem verschenkte, was vertheidigt werden sollte. Fühlte er bisweilen sich stark genug, Angreifer zu werden, so mogte er wohl in kurzen Zwischenräumen das Verschenkte und Entrissene mit Gewalt zurückholen, aber nur, um bald von einem Andern aufs neue erbettelt oder geraubt zu werden. Wie konnten in diesem ewigen Wechselfieber die Kaiser dem Glück des Volks Gedanken widmen? — War doch ihre ganze Regierung nur Ein Krieg, und wer achtet im Kriege das Volk?

Schon damals, wie noch heute, galt der schändliche Grundsatz: im Kriege sey Alles erlaubt, wodurch der Mensch freywillig zum reißenden Thiere sich herabwürdigt. Warlich! das ist des Menschen tiefste Verworfenheit, daß er die höchste Ehre auf gelungene Kriegsthaten, und diese wiederum auf die Vergünstigung baut, das Sittengesetz eine Weile mit Füßen zu treten. Ein scheuslicher Kreis von Begriffen, in den der Krieger sich bannt!

Wenn aber auch bisweilen kurze Ruhe den Stürmen folgte, was vermogten die Kaiser auf Volksglück zu wirken? — Es glichen Deutschlands Fürstenthümer den Gütern in solchen Ländern, wo noch Leibeigenschaft herrscht. Wohl mag der Monarch in allgemeinen Gesetzen Schonung gebieten, doch Befolgung dieser Gesetze bleibt dem Sklavenbesitzer anheim gestellt, der, je nachdem sein Gemüth ihn leitet, grausam oder milde verfährt; den, vor den Richterstuhl zu ziehen, der Rache fürchtende selten wagt; nur still seufzend, daß er heute diesem, morgen jenem Herrn, wie sich

selbst

selbst angehört, nie für die Zukunft sorgen darf, weil sie auf dem Sande der Herren-Laune, nicht auf der Gesetze Grundsteine ruht. Ohne Zweifel gab es einzelne deutsche Fürsten, die ein Herz für ihre Unterthanen hatten, doch gewiß keinen, der das Schaffen ihres Glücks für seiner Tage Zweck gehalten hätte. Krieg war seit früher Jugend Jedem Gewohnheit. Was die körperliche Kraft entwickelt, zugleich die Seele bunt beschäftigt, die Leidenschaften in Bewegung setzt, und doch des Geistes Trägheit schmeichelt, Alles das vermag den Menschen so zu fesseln, daß er sein Leben lang nichts anders treiben mögte. Darum bleiben Jagd und Krieg stets der Männer liebster Zeitvertreib. Thiere oder Menschen erlegen gilt am Ende ihnen gleich. Das ist langer Kriege schlimmste Folge, daß im Frieden Langeweile die an Krieg verwöhnten Fürsten oder Völker oft zu dessen Erneuerung treibt. Die still beglückenden Geschäfte gnügen nicht mehr, das langsam reifende Gute bewegt nicht stark genug, schüttelt das Blut nicht durch einander, reizt die Leidenschaften nicht, fordert hingegen Geistesthätigkeit, wohl gar Anstrengung, die dem Menschen, der nur ein gezähmtes Thier ist, stets verhaßt war, und nur durch lange Uebung ihm lieb, ja unentbehrlich werden kann. Darum so selten ein kriegerischer Fürst sein Land beglückt. Ihm ist ein Leben ohne Krieg was dem verwöhnten Gaumen eine Speise ohne Gewürz. Ewige Fehden zerwühlten Deutschland; hier stemmten Fürsten und bewaffnete Prälaten sich gegen den Kaiser, dort stritten sie unter sich, einander wechselsweise von Land und Leuten jagend. Bald lernten das böse Spiel auch die kleinern Herren, und, während ihre Fürsten in der Ferne um Provinzen kämpften, strit-

ten

ten daheim Gau gegen Gau, Burg gegen Burg, damit nirgend der Landmann seines Fleißes Früchte ruhig ernten könne.

Die Wahrheit dieser Schilderung bezeugte Adalbert, der Erzbischoff von Maynz, als er eines Tages Heinrich dem Fünften Deutschlands Elend vorwarf, und wie das Land aus Mangel an Ackersleuten wüste liege, und wie er jeden, von Deutschen gegen Deutsche, erfochtenen Sieg allzu theuer bezahlen müsse.

Doch einzeln werde jeder Stand in seinem Ursprung und Fortschritt, in seinem Wesen und Unwesen betrachtet, um zuletzt ein deutliches Bild des Ganzen, ein Gemälde jenes hochgerühmten, des Ruhmes unwürdigen Mittelalters darzustellen.

16.

Der Kaiser und die Fürsten.

Ein Wahlreich war Deutschland noch. Es heißt sogar, das Volk habe mit gewählt, doch ist nirgend klar, was unter Volk verstanden wurde. Ohne Zweifel nur der Wahlfürsten Gefolge. So erklärt sich auch die seltsame Nachricht, es hätten, bey der Wahl Conrad des Zweyten, sogar die Slaven mitgestimmt. Der Böhmer Herzog war zugegen, sein Gefolge bestand aus Slaven. Wer am mächtigsten gerüstet erschien, dessen Stimme wog am schwersten. Auf dem Wahlfelde mußten wohl die Seinen, von ihm dazu befehligt, den Namen dessen rufen, dem ihr Führer hold war.

So

So entstand der Sprachgebrauch, das Volk habe Theil an der Wahl genommen. Sicherer bestimmten die Kaiser ihre Nachfolger, indem sie die Fürsten bewogen, ihren Söhnen, wenn gleich noch Kinder, den väterlichen Thron eidlich zu versprechen.

Immer weiter griffen die Reichsstände um sich, zu erblichen Fürsten aufgetrotzt und aufgeschlichen, um das Reich nur bekümmert, in so fern es ihren eignen Staat berührte, oder wenn persönliche Verhältnisse oder Leidenschaften sie bewegten. Daß die Fürsten nur Aemter verwalteten, davon war kaum noch die Rede, obgleich die Urkunden jener Zeiten immer noch des Ausdrucks: dignitas judiciaria, Richteramt, sich bedienten. In ihren Ländern wollten die Fürsten unumschränkte Herren, im Reiche Mitherrscher seyn. Auch äfften sie schon in äußern Kennzeichen ihrer Würde den Kaiser nach. Herzog Welf von Bayern ließ ein Schwert sich vortragen, bis dahin nur ein Kaiserliches Vorrecht. Daß die Kaiserwürde so oft aus einem Geschlecht in das andere überging, bot den Fürsten nie versäumte Gelegenheiten, ihre vermeinten Rechte auszudehnen. Conrad war der letzte, der den Zügel mit kräftiger Faust hielt. Er und sein Sohn Heinrich reisten noch alljährlich in die Provinzen, zeigten sich dem Volke, hörten dessen Klagen, richteten auch über Fürsten, und behaupteten ihr Ansehen. Aber im Gewirre der folgenden Zeiten sank es immer tiefer. Nur der erste Rang unter gleich Gestellten sollte, nach der Fürsten Begriffen, dem Kaiser gebühren, Gehorsam allenfalls in Reichsbeschlüssen mit ihnen berathen, von ihnen gut geheißen, nicht aber wenn es die Regierung ihrer Länder galt. Ihr Eid, in dieser Hinsicht, verband sie nur, die Herrschaft nicht zu des Reiches

Nach-

Nachtheil auszuüben, eine Formel, die stets gedeutet werden konnte, wie Vortheil oder Leidenschaft es begehrten. Allerley Gerechtsame pflegte wohl der Kaiser noch zu üben, Zoll- Münz- und Marktrecht ertheilend, von herzoglicher und gräflicher Gerichtsbarkeit befreyend, aber alles nur, wenn Kraft und Macht ihm zur Seite standen, nicht als gern gegönnten, vom Geiste Ordnung liebender Eintracht selbst eingeräumten Vorzug.

Die alten Gauen sammt den Grafschaften kamen in Vergessenheit. Wer mogte gern daran erinnert seyn, daß er nur ein Amt verwalte? Die Grafen fingen an, von ihren Erb- und Stammschlössern sich zu nennen, und suchten oft, weit über die alten Gränzen hinaus, ihre eigenthümlichen Besitzungen zu erweitern. Nicht einmal die Kammergüter, die Hauptquelle des Unterhalts der Kaiserlichen Hofhaltung, blieben unangetastet. Durch deren Zerstreuung im ganzen Reiche entsprangen große Uebel. Wo der Kaiser auf Einem derselben verweilte, mußten die nahe gelegenen Stände, vor Allen Bischöffe und Klöster, liefern, was der Hof bedurfte. Darum fürchteten Alle des Kaisers Ankunft. Ihm stand ferner das Recht zu, feste Schlösser auf seinen Gütern zu erbauen, wenn sie gleich in der Mitte eines Herzogthums lagen. Darum trachteten Alle nach deren Besitz, weniger bisweilen um Land zu gewinnen, als um die Macht nicht zu verlieren. Oft war ein solches Gut der Preis, den ein bedrängter Kaiser für eines wankenden Fürsten ihm ohnehin verpflichtete Treue zahlte. Hätte er, statt jener zerstreuten Güter, ein rundes Land von gleicher Größe besessen, welch' ein Zuwachs Kaiserlicher Macht! — Man könnte fragen: warum behielten die Kaiser nicht

erle-

erledigte Herzogthümer, um sich eine selbstständige Macht daraus zu bilden? — Solches untersagten die Pfalzgesetze, deren Inhalt zwar verloren, die aber ohne Zweifel diese Vorschrift enthielten. Woher sonst der Kaiser öftere Klagen über Macht-Beeinträchtigung, wenn durch ein so leichtes Mittel dem abzuhelfen war? Das spätere, noch vorhandene, Gesetz, daß ein Fahnenlehn nicht länger als ein Jahr erledigt bleiben solle, war aus diesen Pfalzgesetzen vermuthlich übertragen. Kein Wunder, daß die Fürsten über dessen Erfüllung am eifersüchtigsten wachten.

Nachdem seit undenklichen Zeiten Herzogthümer und Bisthümer, jene durch die Fahne, diese durch Ring und Stab, verliehen worden, so war endlich, beym Gebrauch des Zeichens, der damit verknüpfte Sinn verloren gegangen. Man wußte nicht mehr, was denn nun eigentlich durch jene Zeichen verliehen worden. Der leidenschaftliche Investiturenstreit führte Untersuchungen herbey. Nun wollte man fest begründen: was dem Kaiser als Kaiser gehöre, könne nie veräußert, nur verliehen werden; das Eigenthum verbleibe stets dem Oberhaupte des Reiches; folglich müßten Städte, Schlösser, Vesten nur ihn als Herrn erkennen; Münzen, Zölle, und alle Gerichtsbarkeit von ihm nur ausfließen, und der, dem er sie übertrage, erfreue sich blos der Nutznießung; Ein Grundsatz, der den Kaiserlichen Rechten volle Wiederherstellung verhieß, aber nicht brachte. Denn wie ließen solche Ansprüche mit dem fast verjährten Besitzstand der Fürsten ohne blutigen innern Krieg sich vereinen? Keiner wollte verzichten, Alle behaupteten vielmehr, was sie besäßen, sey ohne Vorbehalt von Eigenthumsrechten verliehen. Da

wählte

wählte man einen Mittelweg, bey dem die Fürsten eher gewannen, als verloren. Die Lanze mit der Fahne sollte allerdings nur Belehnung andeuten, doch die Lehne galten schon so gut als erblich, darum den Fürsten jene Deutung gnügend, denn so war nun auch Gerichtsbarkeit ein Lehn, kein willkührlich übertragenes Amt mehr, ein Wort, mit dem doch immer ein engerer Dienstbegriff verbunden schien.

Um wichtige Angelegenheiten zu verhandeln, berief der König, wie in ältesten Zeiten die Großen auf das Märzfeld, nun die Stände auf Reichstage, befehlend oder auch wohl bittend, je nachdem er sich mächtig fühlte. Von Heinrich dem Vierten sind noch dergleichen Ladungen vorhanden, bittweis geschrieben; doch forderte selbst dieser bedrängte Kaiser nur Rath und Beystand, berief sie nicht als Theilhaber der höchsten Gewalt. Er duzte die Fürsten, sie sprachen Ihr zu ihm. Oft kamen sie ungern, erfüllten eine lästige Pflicht, blieben wohl ganz weg, Entschuldigungen sendend, die wenigstens bewiesen, daß von Rechtswegen sie zu erscheinen verpflichtet wären. Allerdings mogte es Alten oder Weitentfernten oft beschwerlich seyn, zu jeder Jahreszeit, wenn es dem Kaiser beliebte, das Roß zu besteigen, und etwa aus Sachsen bis nach Speyer, oder aus Lothringen nach Goslar zu reiten, um über Nachrichten aus Welschland Rath zu pflegen. Außer den Fürsten, auch noch andere weise, ihm ergebene Männer auf den Reichstag zu berufen, stand dem Kaiser frey, und überhaupt ihm allein das Recht zu, solche Versammlungen auszuschreiben, bis, während innerer Zerrüttung, auch der Maynzer Erzbischoff

und

und andere Fürsten es wagten, wider des Kaisers Willen die Stände zu versammeln.

So war zwischen ihnen und dem Kaiser, wenn auch die Waffen ruhten, ein immerwährender stiller Krieg. Heinrich des Vierten Minderjährigkeit mehrte und befestigte ihre Anmaßungen, zumal da der Papst, um die ihm gehässige Kaiserliche Macht zu schwächen, ihre Eingriffe billigte, sie oft sogar dazu ermunterte, vor allem den Grundsatz ihnen einzuprägen suchte, es sey ersprießlich, das Oberhaupt nicht immer aus Einem Hause zu wählen.

Schrecklich für Alle waren die Folgen der mangelnden Eintracht zwischen Haupt und Gliedern. Rauben und Morden wurden Handthierungen, Alltagsgewohnheiten; besonders kannte der niedere Adel fast keine andere Erwerbsquelle. Nur das Recht des Stärkern galt. Die allgemeine Noth führte Gottesfrieden und Landfrieden herbey, um doch wenigstens für einige Wochentage, oder für eine bestimmte Frist, dem Unbewehrten Leben und Eigenthum zu sichern.

Nun traten nach und nach die vornehmsten deutschen Geschlechter aus der alten Namensverwirrung hervor; die Grafen von Habsburg, Scheyern, Wettin, Zollern, Beutelsbach, Oldenburg, Ahnherren der Häuser Oestreich, Bayern, Sachsen, Brandenburg, Würtemberg und Holstein. Durch Theilung der Grafschaften (auch ein angemaßtes Eigenthumsrecht) mehrten sich die Grafengeschlechter ohne Maß und Ziel, und, um von andern Gleichbenamten sich zu unterscheiden, fügten sie den Geschlechtsnamen den ihrer Schlösser bey, der bald ihr einziger blieb, wodurch jedoch abermals Verwirrung, manche unsichere

sichere Kenntniß des Familienursprungs entstand. Durch solche Theilungen verarmten Viele, verschleuderten ihre Güter an Kirchen und Klöster, bessere Wirthschafter und Haushalter, die mit gesammelten Schätzen nun auch durch Kauf der Ländereyen viele erwarben, besonders von Kreuzfahrern, welche das Kreuz auf der Schulter so sorglos machte, als würden sie der zeitlichen Güter nie mehr bedürfen.

Gleichwie im Weltlichen schwankten des Kaisers Rechte auch im Geistlichen. Zusammenberufung der Concilien, vormals unbestritten, erlaubten sich hoffärthige Prälaten. Nicht mehr vom Kaiser wurden die Bischöffe ernannt, nur standen sie in weltlichen Dingen noch unter seiner Gerichtsbarkeit, und konnten sogar verhaftet werden. Auch streitige Wahlen entschied er noch. Die Kirchengüter blieben seiner Herrschaft unterworfen, trotz allen Anstrengungen Gregor des Siebenten. Prälaten durften sich dem Reichsdienst nicht entziehen. Oft mußten Abteyen tapfere Krieger auf Kaiserliche Anweisung mit Lehn versorgen. Gleichwie, beym Tode eines Vasallen, der Lehnsherr einen Theil der Verlassenschaft sich zueignete, so auch der Kaiser, wenn ein Bischoff starb, und ein Jahr lang bezog die Schatzkammer des erledigten Bisthums Einkünfte, weil es dem Oberhaupte des Reiches zufiel gleich einem eröffneten Lehn.

Vormals unbestritten war das Kaiserrecht, die Päpste zu bestätigen; jetzt, umgekehrt, bestätigte der Papst den Kaiser. Dieser, vormals Vermittler in streitiger Papstwahl, jetzt der Papst Richter in streitiger Königswahl; auch Reichsvicarius wollte er seyn, so lange der Thron erledigt stünde. Man forderte vom Neugewählten einen Schwur der Treue, sprechend: päpstliche Gewalt sey Tag, Sonne,

Seele,

Seele, die kaiserliche: Nacht, Mond, Leib. Zu Rom wurden vormals die Päpste von kaiserlichen Machtboten beobachtet, jetzt hielten sie in Deutschland Kundschafter und Statthalter, Legaten genannt, um über Fürsten und Bischöffe die Aufsicht zu führen. Da fingen oft die letztern an zu bereuen, daß sie die päpstlichen Anmaßungen so eifrig unterstützt hatten. Doch auch die Päpste mußten bald sich eingestehen, daß sie zu weit gegangen. An Druck gewöhnt, tragen die Menschen lange, ohne zu untersuchen, ob auch rechtlich sey, was sie dulden; denn das Behagliche der Geistesträgheit gewährt Ersatz für manche Leiden, und, nur um nicht zu denken, thun Viele, was sie nicht mögten. Doch wenn der Druck das Maß überschreitet, wenn es bequemer wird, zu denken als zu leiden, dann ist jeder Zwingherr verloren. Gregor des Siebenten unerträgliche Anmaßungen hatten den Geist der Untersuchung aus tiefem Schlummer geweckt. Vernunft bereiste nun die Gränzen der weltlichen und geistlichen Macht. Ohne Scheu behaupteten Viele, über Könige den Bannfluch zu sprechen, sey nicht erlaubt, oder wirke doch nicht in weltlichen Dingen, löse nicht den Eid der Unterthanen. Noch vorhandene Gesetze, Spiegel genannt, stellten fest: es könne zwar der Papst den Kaiser bannen, doch nur wenn er am Glauben zweifle, sein Eheweib fahren lasse, oder Kirchen zerstöre. So kam bey Vielen der Bannfluch in Verachtung. „Das Schwert des heiligen „Peter ist eingerostet" wehklagte ein frommer Mann, „es schneidet nicht mehr." Trat vollends ein zeitlicher Vortheil hinzu, hatte der Kaiser noch zu geben, zu verleihen, so diente Jeder dem Gebannten nach wie vor.

---

17. Die

17.

Die Geistlichkeit.

Als der heilige Benedict den Feldbau seinen Jüngern zur Ordenspflicht machte, that er zum Heil der Nachwelt unendlich mehr, als Carl, der sogenannte Große, und sein ganzes verruchtes Geschlecht. Wüsten erblühten, Wälder machten Aekkern und Weinbergen Platz. In stiller Abgeschiedenheit, den Sorgen wie den Leidenschaften fremd, widmeten Klosterbrüder ihre Muße bald auch wissenschaftlichen Beschäftigungen, dem Unterricht der Jugend. In der Nacht des Mittelalters wurden die Klöster lichte Puncte. Ihnen glichen die Domstifter mit klosterähnlicher Verfassung. Beten und Pflügen lernten die Deutschen von den Priestern, ohne deren Fleiß noch lange Schwaben, Franken, Hessen und Thüringen unzugänglich durch Wälder und Moräste geblieben wären.

Aber je gelungener ihr Werk, je lebhafter regte sich das Verlangen nach Vergrößerung des Besitzes, und die Wahl der Mittel wurde bald nicht mehr geprüft. Durch verschwenderische Freygebigkeit huldigten die Könige und ihre Großen der höhern Bildung, oder erkauften zu ihrem Vortheil den priesterlichen Einfluß auf das Volk, oder erbauten sich Stufen im Himmel. Große Erbgüter, ganze Herrschaften wurden weltlichen Herren abgeschwatzt, oder von Kreuzfahrern um Spottgeld erhandelt. Geldnoth verschleuderte Bergwerke, Forsten und manche köstliche Gerechtsame: doch selten schenkten Könige das unbeschränkte Eigenthum,

nannten vielmehr Beneficium ihr Geschenk, damit das Band, mit welchem es der Krone verknüpft war, nicht ganz zerrissen würde. Für Benutzung solcher Grundstücke trat der Prälat, als Haupt seines geistlichen Körpers, in Dienstverhältnisse gleich weltlichen Lehnsmännern, war zu Hof- und Kriegsdiensten verpflichtet, zog an der Spitze seines Heerhaufens, oft sogar persönlich, zu Felde, uneingedenk des kirchlichen Verbotes, an Blutvergießen nimmer Theil zu nehmen.

Der Hofdienste waren mancherley. Auf den meisten königlichen Pfalzen wurden schon in frühern Zeiten Kirchen erbaut; an diesen stand ein Prälat als Kapellan. Des Wortes Ursprung findet sich in jener frühen, unsinnigen Verehrung der Reliquien, vor Allen einer Kappe des heiligen Martin, vormaligen Bischoffs von Tours, Cappa, Capella genannt, die in Feldzügen vorgetragen, im Frieden einer Kirche zur Aufbewahrung vertraut wurde; diese Kirche hieß Kapelle, ihr Priester Kapellan. Auf jede Kirche, die Reliquien barg, und jeden Priester, unter dessen Obhuth sie standen, ging nach und nach der Titel über. Auch war der Kapellan in geistlichen Geschäften, was der Pfalzgraf in weltlichen, Richter und Berichterstatter.

Als ferner unter Layen jede Spur wissenschaftlicher Bildung verschwand, mußten die Könige aus den Prälaten ihre Kanzler wählen, Geheimschreiber ihrer Briefe; Ausfertiger ihrer Urkunden, das Königliche Siegel darunter drückend; Verkünder und Aufbewahrer neuer Gesetze. Als nach Carls Tode die Kirchenverfassung immer mehr nach Einheit strebte, die Staatsverfassung immer tiefer in

Zer-

Zerrüttung versank, erhoben sich Erzbischöffe, ein Erzkapellan, ein Erzkanzler.

Häufig wurden auch gewandte Prälaten als Unterhändler und Machtboten ausgesandt. Dem Könige aufzuwarten, wenn er in des Prälaten Kirchsprengel kam, oder zu gewissen Zeiten am Hoflager sich einzufinden, war unerläßliche Lehnspflicht. Doch in Beneficien allein bestand bey weitem nicht der Geistlichkeit Grundeigenthum. Durch Vermächtnisse besaß sie große Güter, endlich so groß, daß man, zu besserer Bewirthschaftung, sie zum Theil verpachten mußte, bald Ansiedlern, bald benachbarten kleinen Landeigenthümern. Geschah das letztere, so wurde es abermals oft ein Mittel der Vergrößerung, denn um die ergiebigsten Grundstücke, oder Verlängerung der Pachtung zu erhalten, mußten solche Wirthe von ihren eignen Ländereyen ein gelegenes Stück abreißen, und geloben, daß nach ihrem Tode es der geistlichen Innung anheim fallen solle. Kauf oder Tausch waren die seltenern Arten der Erwerbung, Benutzung der Noth die häufigern. In Bedrückung und Beraubung des gemeinen Mannes hielten die Prälaten mit den weltlichen Beamten gleichen Schritt. Nicht Eroberer haben Jenen unterjocht, seine Väter und Vormünder, die Bewahrer seiner Religion und Rechte traten ihn zu Boden durch Gewalt und Arglist. Schon ein Jahrtausend schmachtet er im Staube, oft sogar durch verfälschte Urkunden hinabgestoßen.

Noch nicht gesättigt durch so vielfachen Raub, trachteten schlaue, in das Vertrauen des Königs oder seiner Lieblinge eingeschlichene, Prälaten stets nach vergrößerter Macht, vermehrtem Ansehn, erlangten drückende Vorrechte, den Zehnten vom rohen Ertrage, Befreyung von Zöllen, Steuern, Lie-

ferungen, Frohnen, Einwohnung, Vorspann u. s. w. Alles erbeten oder ertrotzt; allein den Kriegsdienst ausgenommen, dem sich zu entziehen, sie vergebens strebten.

So häuften sich Schätze in geistlichen Anstalten, so schwoll ein Glied auf Kosten des Körpers. Beneidet wurde der Priester Reichthum von lüsternen Großen, aus welchen oft eine feindselige, doch dem Beneideten nicht gewachsene, Gegnerschaft sich bildete. Schon der ausschließliche Besitz, wenn gleich magerer Kenntnisse, gab den Priestern Ueberlegenheit; ihre Stifts- und Klosterschulen wurden von Jünglingen der edelsten Geschlechter besucht. Das Aeußerliche der Religion handhabte die Geistlichkeit, dadurch immer tiefer in das bürgerliche Leben greifend. Des feyerlichen Gottesdienstes, der Kirchen Unverletzlichkeit begründete das Recht der Freystätte. Der Glaube an die Heilkraft der Reliquien, sorgfältig verbreitet und genährt, der Bann, die Kirchenbuße, lauter Sprossen, auf welchen der Geistliche dem Weltmann auf die Schulter stieg. Viele Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens wurden in den Wirkungskreis der Kirche hinüber gezogen: Ehesachen, Testamente, Wucher, Gottesurtheile, lauter Handhaben zu Beherrschung der Nation, die, selbst noch zu roh, durch der Priester Sittenlosigkeit unempört blieb. Trunk, Schwelgerey, Unkeuschheit, Jagd- und Kriegsgier, Spielwuth, Hadersucht, Verleumdung, waren die Laster, die nicht grundlos ihnen aufgebürdet wurden. Ein Bischoff von Lüttich hinterließ fünf und sechzig natürliche Söhne; ein Bischoff von Paderborn stahl des Königs Mantel, und dennoch büßte, wer an solchen

chen Nichtswürdigen sich vergriff, schwerer, als habe er einen Fürsten ermordet.

Nur aus der Geistlichkeit sollte man Bischöffe wählen, aber Weltliche, das üppige Leben neidend, drängten sich oft in fette Pfründen, bald durch Gunst, bald durch Bestechung. Sogar gemeine, entlaufene Knechte erschlichen bisweilen die Priesterweihe, erklimmten heuchelnd hohe Würden, und offenbarten am Ziele den gemeinen Sinn. Geistliche, die, ihrem Berufe getreu, ein stilles frommes Leben führten, waren so selten, daß man sie heilig sprach; daher so mancher Bischoff und Abt blos der Verderbtheit seines Standes den Titel eines Heiligen verdankt.

Auf solche Weise, nur Neid und Verachtung erregend, konnten die Geistlichen bald, durch angedrohte Höllenstrafe, ihrer Besitzthümer Sicherheit nicht mehr bewirken; Groß und Klein, offen und heimlich, benagten die geistlichen Güter. Deren Viele begaben sich unter des Königs Schutz, der doch oft sie nicht schützen konnte, auch wohl nicht mogte, und in Nothfällen der Erste zugriff. Besonders lockten Klöster die habgierigen Großen. Um versäumte Stellung der Kriegsmannschaft wurden sie zur Strafe bisweilen als Lehn überlassen, verpachtet und ausgesogen. Die Könige übten das Recht der ersten Bitte oft sehr beschwerlich, und ertheilten sogenannte Panisbriefe, Anweisungen, den Ueberbringer zu ernähren, oft noch beschwerlicher. Hier mußten geistliche Stifter mächtiger Nachbarn Hunde füttern, dort Regenkleider liefern, Jagd- und Burgfrohnen durch ihre Unterthanen leisten, oder wohl gar des Adels Kriegsknechten Grundstücke einräumen. Am meisten aber litten die Klöster, wenn der König eines verstorbenen Abtes

Stelle viele Jahre unbesetzt ließ, und, zu Belohnung weltlicher Dienste, einem seiner Großen Aufsicht und Einkünfte einstweilen übergab. Solche Layenäbte bezogen dann die Klöster mit Weib und Kind und Dienerschaft, mit Pferden und Hunden, nach Gefallen hausend, und der Frömmigkeit stille Wohnung in einen Tummelplatz der Ausschweifung verwandelnd. — Nur zu oft verkauften auch die Könige Pfründen, oder verschenkten sie an Unwürdige. Heinrich der Dritte erhob einen Geistlichen zum Bischoff, weil ihm der als Knabe eine silberne Büchse geschenkt; einen Mönch zum Abt, weil er ihm kupferne Becher vergoldete; ja als diesen Abt die Mönche nicht ehren wollten, trieb er sie aus dem Kloster, an ihre Stelle Küchenjungen setzend. Das Bisthum Constanz verkaufte Heinrich der Vierte einem Menschen, der Kirchenschätze stahl, das Bisthum Bamberg einem Andern, der nicht lesen konnte. Unter Heinrich dem Fünften wurden feile Weiber Pfründenvermäklerinnen.

Es war eine Obliegenheit der Grafen, die geistlichen Stifter ihres Kreises vor jeder Unbill zu schützen; weil aber heimlicher Groll diese Pflicht oft vernachlässigte, wohl gar die Grafen mit raubsüchtigen Nachbarn in Gemeinschaft handelten, auch dem Schutz der Könige nicht zu vertrauen war, so wählten die Klöster Schirmvögte, tapfere, mächtige Nachbarn, die in jeder Noth sie vertreten mußten, aber freylich ohne Eigennutz kein solches Amt übernahmen, und am Ende oft die wehrlosen noch härter bedrückten. Zwar gelang es den geistlichen Stiftern, auch von weltlicher Gerichtsbarkeit nach und nach sich zu befreyen; von ihrem Vogte, in des Königs Namen, wurde sie verwal-

tet;

tet; von der Grafen Ränken und Bedrückung meinte man dadurch die Unterthanen erlöst zu haben, und wirklich durfte bald kein weltlicher Beamter das geistliche Gebiet betreten, die Stifts- und Klosterfreyheit war vollendet; doch gewann dabey nur der geistliche Stolz, nicht das Glück der Unterthanen, denn die Vögte bedienten statt der Ruthen sich der Skorpionen. Wo aber Geistliche selbst in Streit verwickelt wurden, auch da erlangten sie, daß kein Weltlicher sie richten durfte, nur der Bischoff, und am Ende eine Kirchenversammlung. So bildete sich der Staat im Staate. Das Lehnrecht allein behauptete noch seine Herrschaft, indem es die Prälaten als Vasallen der Gerichtsbarkeit des Königs unterwarf. Auch des Bischoffs Gewalt suchten die Klöster abzuschütteln, erwarben anfangs einzeln solches Vorrecht, unbedacht von manchem Bischoff zugestanden, bis die Folgen diese Oberhirten schwieriger machten, worauf, bey unablässigem, auf Einen Punct gerichteten, Bestreben den Klöstern endlich gelang, sich dem Bischoff ihres Sprengels ganz zu entziehen, nur dem Papste verantwortlich zu bleiben. Hinfort standen die Klöster Eines Ordens in jedem Lande unter einem Provinzial, die sämmtlichen Provinziale unter einem General, und alle Generale gehorchten nur dem Papste, dessen Priesterherrschaft auf solche Weise gründend. Ein langer Kampf zwischen Kirchen- und Lehnrecht, zwischen Priester- und Layenwelt war die Folge, und lange blieb der Sieg der, an Geist überlegenen, Priesterschaft mit ihrem starren Gregor an der Spitze. Kirchenbann und Reliquien waren ihre Waffen; Eide auf Reliquien geschworen, heilige Lanzen mit Reliquien verziert, von

schöffen vorgetragen, erschütterten schwache Gemüther. Einst gewährte Heinrich der Vierte eine lange versagte Bitte, als die Geistlichen der Abtey Stablo, bey der Tafel ihn überraschend, plötzlich die Gebeine des heiligen Remakel vor seine Schüssel stellten.

Welche Strafen die Kirche verhängte, ihre Macht erhöhend, Furcht einflößend, beweise nur Ein Beyspiel: Ritter Bodo hatte den Würzburger Bischoff ermordet, dafür sollte er, fast unbekleidet, mit Stricken am Halse, öffentlich zur Schau stehn; nur gegen Heiden die Waffen führen; kein Grauwerk noch Hermelin, noch bunte Tücher tragen; kein Schauspiel mehr besuchen; als Witwer nie mehr heirathen; barfuß nach Palästina pilgern, dort vier Jahre die Saracenen bekämpfen; häufig fasten, nur an den drey großen Festen Fleisch genießen; täglich, unter funfzig Kniebeugungen, hundert Vaterunser beten; nur in der Todesstunde das Abendmahl empfangen; in jeder bischöfflichen Stadt, die er durchreise, fast nackend, mit einem Strick um den Hals, mit Ruthen in den Händen, vor der Hauptkirche sich stellen, um von den Geistlichen die Züchtigung zu erflehen, und endlich alle geistliche, bisher besessene, Lehne verlieren.

So gehorchten die rohen Ritter, irdischer Macht spottend, der vermeintlich überirdischen, doch nur in öffentlichen Verhältnissen, während im gemeinen Leben der Hader zwischen Priesterschaft, Adel- und Bürgerstand unaufhörlich fortwährte, bis endlich beyde Theile, durch einander aufgerieben, der Fürstenmacht erlagen. Jenen ewigen Hader am meisten nährend, und der Geistlichen Emporkommen als Grundherren am meisten erschwe-

rend,

rend, bewiesen sich die Kirchenvögte, von deren Anstellung man einst so vielen Nutzen hoffte. Zahllos tönen Klagen über deren Raubsucht, Druck und Anmaßung aus jener Vorzeit herüber; am lautesten, nachdem Vogteyen als erbliche, sogar in manchen Stiftern als Weiberlehne vergeben, auch wohl ertrotzt, dann wiederum vertauscht, verpfändet, oder in mehrere für einzelne Dörfer zersplittert wurden. So fielen die geistlichen Güter in Klauen einer Räuberrotte, die an Getreide, Wein, Vieh und Geld unaufhörliche Lieferungen erpreßte; durch Einwohnung mit zahlreichem Gefolge drückte; auf dem fremden Boden Schlösser baute; das Recht, als Richter den dritten Theil der Strafgelder für sich einzustreichen, empörend mißbrauchte; durch Frohnen quälte, und oft Familien so zur Verzweiflung trieb, daß sie lieber als Bettler den Wanderstab ergriffen. Selten gelang den Geistlichen, Schadenersatz auszuwirken; die Vögte verhöhnten ihre Pergamente. Nur bisweilen in der Todesstunde gab ein erwachtes Gewissen einen Theil des Raubes zurück. Oft mußten die Prälaten durch ihre eignen bewaffneten Diener sich gegen ihren Schirmvogt schützen, der, zu verdoppelter Pein, noch Untervögte hielt. Wie es den Geistlichen endlich gelungen, sich aus dieser Knechtschaft allmählig loszuwinden, liegt im Dunkel. Fürstengunst, Geld, Kirchenbann, mitunter auch freywillige Verzichtung, befreyten sie nach langem Jammer von dieser unerträglichen Bürde. Um künftig aber sich selbst zu schützen, erlangten sie das Waffen- und Befestigungsrecht: denn zuvor war ihnen nur vergönnt, im Dienst des Königs ihre Mannschaft zu gebrauchen, oder als Nothwehr, und nur der König durfte feste Schlösser auf ihrem Gebiete bauen.

Diesem

Diesem Rechte bald auch die Gerichtsbarkeit in ihren Ringmauern beyfügend, so peinliche als bürgerliche, ferner, Zoll- Münz- und Marktgerechtigkeit erschleichend, gründeten sie nach und nach die Landeshoheit.

18.

Der Adel.

In den ältesten Zeiten, als noch keine Völker, nur einzelne Stämme vorhanden waren, zu deren Häuptern sich die Tapfersten erhoben, zogen solche Stammfürsten raubgierig zu Felde, an der Spitze einer Jugend, die Ackerbau Leibeignen nur geziemend achtete, und im Jagdgetümmel ihrer Kräfte Uebermaß nicht aussprudeln konnte. Solche Räuberhorden, Stifter des Fränkischen Reiches, mogten anfangs nur bewegliche Schätze erbeuten, sich wenig kümmernd um Ländereyen, deren Theilung beschwerlicher war. Auch später, als der Sieger das eroberte Gebiet nicht mehr verschmähte, blieb Volkseigenthum unangetastet; nur Güter der besiegten Häuptlinge eignete er sich zu, und theilte sie mit seinen Kriegsgenossen, doch also, daß sie nur das Land benutzen durften, auf Lebenszeit oder Widerruf, Er aber Eigenthümer blieb. Das ist der Grund der Lehnsverfassung. In gewisser Abhängigkeit vom Stammfürsten hatten diese Raubgenossen ursprünglich schon gestanden, jetzt wurden sie des Königs Leute und Reichsministerialen, auch Vasallen genannt, weil sie, für Benutzung

nutzung von Reichsgütern, dem Reichsoberhaupte dienten. Ihr Ansehn stieg mit dem des Herrn; ihre Pflichten waren mannigfaltig. Noch gab es keine Hauptstadt, keinen unveränderlichen Sitz der Regierung; bald hier bald dort verweilten die Könige auf ihren Gütern, die man Pfalzen nannte. Sobald ein solches Verweilen ruchtbar wurde, mußten die in der Provinz lehnsässigen Reichsministerialien am Hoflager sich einfinden, um, nach dem Maße ihrer Brauchbarkeit, dem Könige zu dienen, bald nur als Ehrenwache, als Seneschalle, Marschälle, Falkenmeister u. s. w. bald aber auch in wichtigen Geschäften, als Pfalzgrafen, die jedes Anbringen dem Könige unterlegten, und zu Gerichte saßen, Hofrichter der Provinz. Andere dienten blos im Felde, bildeten gleichsam ein stehendes Heer, und saßen ruhig auf ihren Lehngütern, bis sie berufen wurden. Aus ihnen keimte der bevorrechtete Stand der adelichen Gutsbesitzer. Den ältesten fränkisch-deutschen Adel bildeten sämmtliche größere Gutsherren, gleichviel, ob sie Erbgüter oder Königliche Lehn besaßen, Alle wurden damals Nobiles und Adelingi genannt. Der Adel war noch kein Geschenk der Wiege, sondern Landbesitz der einzige Gradmesser bürgerlichen Werthes. Der Titel Baron entsprang aus dem Worte Bar oder Bauer, und so hieß damals jeder Landmann, dem Besitz und Nutzung eines fremden Grundstücks übertragen worden. Es gab Freybauern, die ihr Land gepachtet hatten, und hörige Bauern, Leibeigene. Später freylich nannten sich Barone auch solche, die in keinem jener Verhältnisse standen, eine Wirkung einreißender, aus Frankreich und den Niederlanden verbreiteter, Titelsucht, die auch dergleichen, auf Abhängigkeit hindeutende, Ti-

tel nicht verschmähte. Immer stolz auf Freyheit, Ministerialen wohl verspottend, und doch ergriffen von der Hofluft, prunkten eitle Besitzer großer Erbgüter mit dem Grafentitel, sich in ihrer Herrschaft die Rechte anmaßend, die bisher dem Grafen nur in seinem Kreise gebührten. Kleinere Gutsbesitzer, denen dieser Schritt wohl zu gewagt schien, nannten sich wenigstens Reichsbarone, das ist, Reichsbauern; darum das Wort Baron nie durch Freyherr übersetzt werden sollte; denn Freyherr konnte nur seyn, der keine Gnadengüter dem Könige verdankte, in keinem abhängigen Verhältnisse stand. Solche Herren blickten lange vornehm auf des Königs Leute herab; weil aber doch nur diese Staatsbeamte wurden, Kriegsruhm erwarben, Reichsgüter empfingen, am Hofe glänzten, so besiegte endlich Lüsternheit den alten Stolz, und viele jener Freyherren suchten Aufnahme unter des Königs Getreuen. Aber lange noch erhielt sich, neben dem neuen Herrnstande, jener ursprüngliche, uralte National-Herrnstand, gebildet aus solchen Landeigenthümern, die, während ihre Söhne oder Brüder des Stammfürsten Raubzügen folgten, daheim das freye väterliche Gut verwalteten, vererbten, und keinem dienstpflichtig wurden.

So wie nun aus Reichsministerialen und freyen Besitzern großer Erbgüter der hohe Adel entsprungen, eben so der niedere aus Ministerialen ansehnlicher Gutsbesitzer und freyen Inhabern kleinerer Güter; denn dieselbe Eitelkeit oder Habgier, die jene an den Hof des Königs trieb, führte diese an die Höfe der Großen.

Nach und nach begannen die Reichsministerialen, ihre Lehnsgüter gleich ihren Erbgütern zu behandeln, und Rechte sich anzumaßen, die ursprünglich

lich nur dem wahren Eigenthümer gebührten, ein Mißbrauch, bald von solchen Lehnsmännern nachgeahmt, die nichts eigenes besaßen. Zu den auf solche Weise an sich gezogenen Rechten gehörte auch Gerichtsbarkeit über Unterthanen, die, als königliche, nur unter Grafen stehen sollten. Weil aber schon die Geistlichkeit der Grafen als Richter sich entledigt, und eigne Vögte hatte, so forderten die Weltlichen um so kecker gleiche Vergünstigung. Nicht selten verwischten sie auch die Gränzen zwischen eigenen und Lehnsgütern, um Theile der letztern unbemerkt in die erstern einzuschieben. Kein Kunstgriff blieb ungeübt, wenn dessen Gelingen vergrößerten Länderbesitz versprach. Manchen schien auch ersprießlich, mit ihren eignen Gütern sich vom Könige belehnen zu lassen, weil durch diese Förmlichkeit in ihrer Lage nichts geändert wurde, und weil es dann um so leichter war, sie in jeder Rücksicht mit den Lehnsgütern zu vermengen. Umgekehrt verwandelte auch bisweilen Königliche Gunst Lehn in Erbe. So wie nun solche Große nach und nach zu Fürsten erwuchsen, die Könige beschränkend, so wiederum ihre Ministerialen nach und nach zu Landständen, die Fürsten beschränkend.

Hohe Staatsbeamte, Herzoge, Mark- Pfalz- und Landgrafen wurden Fürsten genannt, anfangs auch die Grafen, bis der Mißbrauch diesen Titel unmäßig vervielfältigte, jeder Freyherr, ein eignes Panner führend, sich dessen anmaßte, wenn Einer aus seinem Geschlecht irgend einmal das Grafenamt verwaltet, oder Theile einer Grafschaft, ein längst zersplittertes Lehn, besessen hatte. Die Gewohnheit, mächtigen Landeigenthümern jene hohen Staatsämter zu vertrauen, weil die damit verknüpften Lehngüter in ihrer Nähe lagen, wurde

wohl

wohl der erste Grund zu solcher Aemter Erblichkeit. Sehr natürlich, daß die Söhne, was der Vater besessen, unzertrennt, durch Bitten, Bestechung oder Vorsprache zu erlangen suchten, nicht selten auch den Königen durch ihre Hausmacht bewilligende Furcht einflößten. Ohnedieß war die Regierung der slavischen Völker erblich, weil sie entweder, unter deutsche Reichshoheit sich beugend, ihre Stammfürsten beybehalten, (wie Böhmen, Pommern, Mecklenburg,) oder von unternehmenden Fürsten ohne Reichshülfe erobert worden, (wie Brandenburg und ein Theil von Sachsen.) Herkömmlich war im alten Sachsen die Erblichkeit der Herzogswürde; in Bayern konnte sie dem mächtigen, hoffärthigen Geschlecht der Welfen nicht wohl entrissen werden; und so begründeten alle diese Beyspiele auch der Uebrigen Ansprüche. Den Grafen gelang es später, und nicht überall, die Landeshoheit zu erringen, gleichfalls ihre Rechte nur auf Anmaßungen stützend.

Alle unbewegliche Güter waren damals noch Familieneigenthum, konnten weder ganz, noch zum Theil, veräußert werden, ohne Zustimmung aller Familienglieder, die, unbefragt, gerichtlich oder bewaffnet, Einspruch thaten. Folglich wurde ein Erbe, nach dem Tode des Besitzers, entweder gemeinschaftlich verwaltet oder getheilt; am häufigsten geschah das letztere, wodurch Deutschland, zu dessen Verderben, in viele kleine Gebiete zerstückelt wurde, bis die Fürsten, durch Erfahrung weiser, das Recht der Erstgeburt einführten.

Die Mächtigsten unter ihnen, drey geistliche und vier weltliche, ragten endlich so hoch hervor, daß sie der Königswahl, sonst ein Recht Aller, Aebte und Grafen nicht ausgenommen, sich allein anmaßten.

ten. Warum nur drey der geistlichen, Maynz, Trier, Cöln? nur vier der weltlichen Fürsten: Bayern, Sachsen, Brandenburg und Böhmen? und warum gerade diese drey und vier?

Es waren die Oberhofämter, aus welchen die Churfürstenwürde hervorging. Vier der weltlichen, mit manchem Vorzug, manchem Recht begabt, wurden besonders geehrt: das Truchseß- Schenken- Marschall- und Kämmerer-Amt, die, stets von den vornehmsten Fürsten verwaltet, durch deren persönliches Ansehen Glanz erhielten. Sie zu ertheilen, hing so lange vom Könige ab, bis, dessen tief gesunkene Macht nicht mehr scheuend, die mächtigern Fürsten jene Aemter sich erblich zueigneten. Gleichermaßen war die Kanzlerwürde von Deutschland, Burgund, der Lombardey, sonst keinesweges mit der bischöfflichen von Maynz, Trier oder Cöln verbunden, dann erst aus gleicher Veranlassung an diese geknüpft. Weil nun der Layen Trieb, das Kirchenregiment nachzuäffen, dem Mittelalter eigenthümlich war, und weil die Kirchenfürsten nur von den vornehmsten Stiftsbeamten erwählt wurden, so ward es herkommlich, daß auch die ersten Hofbeamten nur den König wählten; obgleich dem undeutschen Böhmerfürsten dieß Recht lange bestritten wurde. So entstand die Mitherrschaft der Fürsten; ihre sonst nur rathende Stimme erhob sich zur entscheidenden.

Nicht die Königlichen Rechte und Güter allein, auch die der kleinern Freyherren verschlangen die Fürsten nach und nach. Abhängig wurden jene, bald durch Vermählungen ihrer Erbtöchter mit Fürsten; bald durch Aussterben der Geschlechter, oder als Verbrechens Strafe, wenn der König eingezogene Güter wiederum als Reichslehne an Fürsten verlieh;

lich; oder als Erbe eines Prälaten, freywillig Stiftern einverleibt; oder frommen Seelen von diesen entlockt; durch Weltliche den Schwächern abgetrotzt. So sanken die meisten Freyherren zum niedern Adel herab. Nur die größern blieben selbstständig, ihr Gebiet dem Könige als dienstpflichtiges Lehn übertragend, wodurch sie Reichsministerialen mit allen deren Rechten, und so dem hohen Adel beygesellt wurden. Die Wenigen, die standhaft unter keine Landeshoheit sich beugten, sondern unmittelbar dem Könige unterworfen blieben, doch ohne Kraft und Macht zu Fürsten sich empor zu schwingen, bildeten einen mittlern Adel, der in spätern Zeiten als Reichsritterschaft sich vereinte.

Gleichwie nun, binnen wenigen Jahrhunderten, aus unfreyen Dienstmannen eines kleinen Stammfürsten, mit dessen Aufsteigen zum Beherrscher großer Länder, freye Hof- Reichs- und Staatsministerialen wurden, eben so entstand der niedere Adel aus vormals unfreyen Dienstmannen empor gestiegener Gutsbesitzer, die, selbst Landesherren, ihre Dienstmannschaft mit sich hinaufzogen, daß sie, als Landesministerialen, Landstände wurden. Lange hießen sie nur Volk, Gesinde, Familie, in geistlichen Stiftern häufig mit dem Beynamen des Schutzheiligen, die Familie des heiligen Benedict u. s. w., eine Auszeichnung, die Manchen lockte, zumal wenn Beneficien damit verbunden waren, die, sammt den Aemtern, unter gewissen Bedingungen, bald erblich wurden. Doch immer galten sie noch für unfrey, dem Boden angehörig, unterschieden von Leibeigenen, die als bewegliches Gut geachtet wurden. Aber auch jene konnte der Grundherr noch vertauschen, verschenken, als Gei-

seln

seln ausliefern. Ihre Weiber, ihre Töchter verfertigten und besserten am Hofe die Kleider, bedienten des Herrn Gattin, begleiteten sie auf Reisen. Nicht einmal heyrathen durften solche ohne des Grundherrn Erlaubniß, auch dann nur aus einem Geschlecht von dessen Dienstmannen, weil die Kinder nur der Mutter folgten, also durch eine fremde Mutter die Zahl der Dienstpflichtigen nie vermehrt wurde. Doch gab es manche Ausnahmen, durch Geld oder nachbarliche Verhältnisse bewirkt. Ein freyes Mädgen wurde unfrey, wenn sie einem Dienstmanne ihre Hand reichte. Die Luft machte eigen. Wurden aber binnen gewisser Zeit solche Ministerialen mit keinem Lehn begabt, so stand ihnen frey, Andern um Sold zu dienen, unter der Bedingung, sich wieder zu stellen, sobald ihr Grundherr mit Land sie zu belehnen gesonnen und im Stande sich erklärte.

Nach und nach gelang es den aufstrebenden Dienstmannen, das schwere Joch abzuschütteln. Sie wählten klüglich zu ihren Anmaßungen jene stürmische Zeit, wo die Fürsten Landesherrschaft gründeten, der Ihrigen als Streiter und Wirthschafter bedurften, folglich wiederum williger ihnen gefällig waren, Vielen die Freyheit schenkten, oder ungenossene Rechte einräumten. Das Dienstrecht verlor sich im Lehnrechte. Nicht mehr der Person des Herrn, sondern dessen Lande, war hinfort der Dienstmann pflichtig, ein Glied des damaligen Wehrstandes bildend.

Bald wurden auch die bisher unbekannten Geschlechtsnamen Bedürfniß, weil dem Gedächtniß allzuschwer fiel, die einzelnen Freyen zu unterscheiden. Die ältesten Familiennamen lieh der Geburtsort, wenn auch keinesweges die da-

durch

durch Bezeichneten dessen Besitzer waren; oder irgend eine Umgebung des Geburtsortes, Berg, Stein, Fels, Busch und dergleichen, daher das Wörtlein von. Nach Schlössern und Burgen nannten sich Viele. Andere nach Hofämtern mit beygefügten Namen ihrer Dienstgüter. Auch wohl eines Mannes Eigenschaften oder zufällige Begebenheiten gaben Veranlassung, ihm den besondern Namen beyzulegen. Wenn nun auch jüngere Söhne unbegütert blieben, so führten sie doch den Geschlechtsnamen fort, und so entstand persönlicher Geburtsadel.

Dienst- und Lehnsmänner also waren des Mittelalters Wehr- und Kriegsstand, der lange einzig, als Waffen führend, weltlicher Ehre genoß. In sieben Rangstufen, sogenannte Heerschilde, wurde er getheilt; dem Könige allein war der erste Heerschild eigen. Den zweyten trugen die damals noch bewaffneten Prälaten; den dritten die Fürsten; den vierten die freyen, nur zum Kriege verpflichteten Lehnsmänner; den fünften die freyen mit Eigenthum ansässigen Dienstmänner; den sechsten die unfreyen, mit Reichsgütern belehnten, Ministerialen; den siebenten endlich die unfreye Dienstmannschaft der Fürsten und Großen. Alle führten den Namen milites, Soldaten, unter welchen die Berittenen, durch größere Brauchbarkeit und der Könige Vorliebe, sich über die Fußgänger erhoben. Da wurde jeder freye, adeliche Jüngling feyerlich mit dem Schwert umgürtet. Um zu versuchen, ob er die Waffen geschickt zu führen wisse, bald aber nur als Förmlichkeit der feyerlichen Handlung, mußte er einen Probekampf bestehen gegen einen, durch Alter und Rang ausgezeichneten, Krieger. Auch dieß Gefecht

ver-

verlor sich endlich in einen einzigen flachen Hieb, den sogenannten Ritterschlag. Weil aber solche Wehrhaftmachung mit Gepränge verbunden war, in vieler, auf gleiche Art geweihten, Kriegsmänner Gegenwart geschah, so wurzelte eine hoffärthige Einbildung, der so Gewaffnete sey vornehmer, als der sich selbst ein Schwert umgürtet hatte, und so entstand die Ritterzunft. Die Geistlichkeit, sich gern, um zu herrschen, in Alles mischend, trug christliche Vorschriften hinein, und maßte sich an, des Ritters Pflichten als förmliche Ordensregel einzukleiden. Der, in diesen Orden unaufgenommene, Krieger hieß nur Knappe oder Knecht. Bald schien der Eitelkeit jene Auszeichnung so nothwendig, daß jeder Edle sich zum Ritterstande drängte, Adel- und Ritterwürde endlich gleichbedeutend wurden.

19.

Der Krieger.

Wenn zuvor der sogenannte Heerbann Jeden, der ein Eigenthum besaß, zu den Waffen rief, so war nun bereits nur der zum Kriegsdienst verpflichtet, der vom Reiche etwas zu Lehn trug, der Vasse, der Vasall, dieß Wort bedeutend einen besten, auf Königlichem Boden ansässigen Mann. Den Reichskrieg beschloß der König mit Rath der Fürsten; dann erging ein Aufgebot: die Lehnsmänner sollten am bestimmten Tage und Orte mit ihrem Kriegsvolk erscheinen. Aber sie achteten dessen oft wenig. Es konnte sich zutragen, daß der

König auf dem Sammelplatze nur geringe Haufen fand, und den Kriegszug verschieben mußte, bis den Vasallen beliebte, thätiger zu gehorchen. Dem vorzubeugen, forderte wohl der König im Fürstenrathe von Jedem einen Eid, daß er nicht ausbleiben, folglich einen Schwur, daß er seinen Schwur halten wolle. Dann geschah es noch bisweilen mit solchem Widerwillen, daß zum Beyspiel Herzog Welf von Bayern den Kaiser selbst, der zufällig behindert worden, in bestimmter Frist einzutreffen, nicht länger als drey Tage erwartete, dann unaufhaltsam wieder heimzog. Also war ein Reichskrieg schon im Beginnen zweifelhaft, die zu Gebote stehende Macht mit Sicherheit nie zu berechnen. Eben so wenig dessen Dauer; denn ermüdete, Mangel leidende, Völker entliefen haufenweis, und so war der Feldzug beendigt. Diese Ungebühr strafen konnte der König nur mit Hülfe solcher Fürsten, deren Gehorsam dieses Mal pünctlicher gewesen, die aber gelegentlich eigne Saumseligkeit ungerügt zu sehen wünschten, darum den strafenden Arm zu leihen, selten eilten. Mit Nachdruck wurde folglich nur der Krieg geführt, in dem die Fürsten nicht blos Gehorchende, sondern Theilnehmende waren.

Zu den Zeiten des Ersten Carls mußten die Krieger — mogten sie Lehnsträger oder freye Gutsbesitzer heißen — im Felde sich beköstigen, und nur, wenn die bestimmte Dienstzeit abgelaufen war, lag dem Könige ob, sie zu versorgen. In beyden Fällen galt Erlaubniß zu plündern nicht selten für erfüllte Obliegenheit; denn der König hatte keine Vorrathshäuser, und die Krieger — wenn sie gleich bepackt mit Lebensmitteln von Hause zogen — konnten nur auf kurze Zeit dem Mangel wehren, zumal

zumal wenn der Zug in ferne Gegenden, etwa gar nach Welschland ging; darum forderten sie nun schon eine Art von Sold. Geld und mancherley Bedürfnisse mußten ihnen zugesichert werden, bevor sie dem Panier folgten.

Gleiches Verhältniß, wie zwischen Kaiser und Fürsten, fand zwischen diesen und ihren Lehnsträgern Statt, wodurch im Kriege der Vortheil, deren Viele zu besitzen, dermaßen sich verringerte, daß die Großen anfingen, lieber fremde Söldner zu werben, freywillige Abentheurer aus allen Ländern. So wird unter andern von der Gräfin Mathilde erzählt, sie habe Russen sogar in ihrem Solde gehabt.

Die Freyen, die ihre Güter nicht als Lehne besaßen, weigerten sich des Dienstes, und konnten nicht gezwungen werden; denn nicht, daß Jeder für seinen Herd fechten müsse, sondern nur um das Verliehene zu vergelten, war die fest gewurzelte Meinung, die keiner zu bezweifeln wagte.

Auch das verschuldete zuerst jene unselige Verbindung mit Welschland. Keinem Deutschen war daran gelegen, daß sein König auch die Kaiserkrone tragen sollte; denn nur persönlich diesen ehrend war jener Vorzug, nicht ersprießlich für das Vaterland, nicht einmal dessen Macht im Nothfall mehrend, weil die italiänischen Vasallen selten mit nach Deutschland zogen. Hingegen fanden die Deutschen in Italien, statt gehoffter Beute, fast immer den Tod; darum konnten nur noch Sold und Lieferungen Krieger locken, und so wurde beydes Gewohnheitsrecht. Zugleich ergab sich nach und nach Umwandlung der Begriffe, den Stand des Kriegers überhaupt betreffend. Bis dahin gab es in Deutschland nur Eine Ehre, die der Waf-

fen; verachtet wurde, wer nicht Waffen trug. Doch waffenfähig wurde man nur geboren, als Erbe eines freyen oder Lehngutes; nun durfte, für Sold, Jeder das Schwert umgürten. Die Städte, vormals nur Gewerbe treibend, wurden bald auch Waffenplätze. Wer der Leibeigenschaft zu entrinnen vermogte, oder wer, obschon frey, doch geringen Standes, mehr Achtung heischte, als der stolze Landbesitzer ihm gewähren mogte, der zog in die Städte, wo Sicherheit den Fleiß begünstigte, Fleiß den Reichthum erschuf, Reichthum Achtung ertrotzte. Es war den Städtern ein schmeichelnder Kitzel, ohne Ahnen und Lehngüter, Fürsten und Ritter zu zwingen, das adeliche Schwert mit dem des Bürgers zu messen, und nicht selten demüthigte der Waffen-Neuling den in Waffen Geborenen. Worms gab allen Städten das gern befolgte Beyspiel. Cöln trotzte einer Belagerung des ganzen Reichs.

20.

Der Bürger.

In jener Zeit entstand die Abneigung zwischen Adel und Bürgern; doch mußte wohl der erstere sich fügen, da viele seiner Bedürfnisse von den Städten ihn abhängig machten. Dort wohnten ja die Kaufleute, die seiner Prunkliebe Nahrung lieferten; dort wohnten die besten Waffenschmiede, Handwerker und Künstler aller Art. Dort fand er geübte Schreiber, wenn Urkunden anzufertigen waren;

ren; ja sogar, wenn der Ritter des Landlebens ewiges Einerley unterbrechen, Gattin und Töchter zum fröhlichen Tanzgelag führen wollte, mußten die Rosse nach der nächsten Stadt ihn tragen, wohin auch fremde, durch den Handel bekannt gewordene, Gemächlichkeiten ihn lockten. So wuchs der Städte Ansehn schnell, denn wer Bedürfnissen abhilft, und Vergnügen schenkt, den zu ehren ist Jedermann geneigt. Selbst vom Adel Manche, durch stärkere Nachbarn gedrückt, suchten Schutz in Städten, wurden sogar Bürger, ein dauerhaftes Glück ihren Geschlechtern gründend, unbekümmert um den Spott der Ritterbürtigen.

Aber nicht alle Einzügler konnten Bürger werden. Lange bestand ein Unterschied zwischen Bürgern und Einwohnern. Nur die Freyen, die von Acker- und Weinbau, ihrer Güter Zinsen, sich nährten, empfingen das Bürgerrecht, und waren waffenfähig, Handwerker, sonst Leibeigne, nicht. Doch schien, was sie dadurch entbehrten, unbedeutend so lange sie lebten; denn der Personen Schutz und des Erworbenen freyer Genuß blieb Allen gemein. Nur der Tod führte sie gleichsam in Leibeigenschaft zurück; denn es bestand ein Recht, (man nannte es Budtheil oder Besthaupt,) Kraft dessen der Richter oder Vogt aus dem Erbe aller Einzügler das Beste sich zueignete; also daß der fleißige Vater sterbend seine Kinder einer bösen Willkühr preis gab, und der, eine Zeit lang vergessene, Stempel der Leibeigenschaft in seinen letzten Augenblicken ihm schmerzlich wieder aufgedrückt wurde.

Dieß herabwürdigende Gesetz hob Kaiser Heinrich der Fünfte zuerst in Speyer, verordnend, daß künftig jeder Sterbende nach Gefallen über

das

das Seine verfügen solle. Ein Geist beseelte damals alle Städte. Kaum war es ruchtbar geworden, welches Heil den Bewohnern von Speyer widerfahren, als eine nach der andern gleichen Vorzug heischten und erwarben. Auch gab es unter den Bischöffen wackere Männer, die, des Kaisers Zwischenkunft nicht abwartend, aus eignem Triebe ihre Unterthanen von dem Schimpfe entlasteten. Dadurch erwuchsen Macht und Heil der Städte, auch wohl Stolz und Uebermuth. Sie befreyten sich nach und nach, durch Bitten, Geld und Trotz, von allen Abgaben, Frohndiensten und andern Verhältnissen der Grundpflichtigkeit, von Gottesurtheilen und fremden Gerichten; sie erwarben herrschaftliche Rechte und Besitzungen, umgaben sich mit Mauern, bewaffneten die Bürger, schlossen Bündnisse unter sich, nahmen Ritter in ihre Dienste. Ein Bezirk um die Stadt, man nannte ihn die Bannmeile, durfte ohne ihren Willen zu keiner Anlage oder Nahrung benutzt werden. Die Reichszölle kauften sie ab, und lösten sich vom Strandrechte. Entwichene Leibeigene von benachbarten Gütern bauten sich an außerhalb der Pfähle, hießen Pfahlbürger; Andere auf dem Lande wohnend, doch den Städten schutzverwandt, Außenbürger. Stadtschulen sogar entstanden trotz öfterm Widerspruch der Geistlichkeit. Auch Verbrüderungen zu wohlthätigen Zwecken, sogenannte Elendsgilden. Maynz, Straßburg, Augsburg waren die ersten Städte, die auf öffentliche Kosten Hospitäler unterhielten. Die Namen Conrad Mendel und Conrad Groß ehre und segne die Nachwelt, denn Jener stiftete zuerst eine Versorgungsanstalt für verarmte Handwerker, dieser ein Krankenhaus. Aber nicht Alle glichen diesen.

sen. Gut und Muth sind Uebermuthes Quellen. Die alten Bürger hielten sich für besser als die neuen, behaupteten manche Vorrechte, und bildeten zuletzt hier und da abgesonderte Stufen. Die adelichen Stadtgeschlechter waren theils Nachkömmlinge von Beamten, die den Ort regierten, als er nur für eine Burg noch galt; theils von Landedelleuten, die mit der Stadt in Dienstverbindungen getreten waren; Alle nun hoffärthige Stadtjunker, die dem Landadel sich gleich achteten, Hoflager und Turniere besuchten, an Zahl und Erlesenheit der Dienstmannen mit jenen wetteiferten, sich hochmüthig absonderten, Patricier nannten, und kleine Bürger als Clienten um sich sammelten. Lange hießen sie in manchen Städten vorzugsweise Bürger, als von den ältesten Burgmannen abstammend.

Lange gab es auch noch keine Stadtregierung; die Bürger standen unter bischöfflichen Vögten. So war freylich ihre Wohlfahrt großentheils von des Vogtes oder des Prälaten Persönlichkeit abhängig, und manche drückten ihre Unterthanen hart; aber die Bischöffe sammt den Vögten wechselten, der aufstrebende Bürgergeist hingegen blieb stets derselbe. Was von dem heutigen Bischoff nicht zu erlangen war, das gewährte sein Nachfolger, und wo Bitten fruchtlos blieben, da siegte oft Widerspenstigkeit. Schnell vergaßen die Bürger, daß sie den Bischöffen Befreyung von Gerichtsbarkeit der Herzöge verdankten. Weil in diesem Zeitraume die Regierung der Städte in Welschland sich anders gestaltete durch selbstgewählte Burgemeister, und die Deutschen gern solche Verfassung nachahmen mogten, so wurde nun das Streben, sich selbst zu regieren, eine Quelle unaufhör-

hörlicher Zwistigkeiten mit den Bischöffen, in welchen die Kaiser, der Städte oft erprobten Treue eingedenk, wenigstens nicht gegen sie Partey ergriffen, auch die, den Bischöffen ohnehin mißgünstigen, Fürsten nicht. Die klügern Prälaten erkannten ihren eignen Vortheil in Macht und Ansehn ihrer bischöfflichen Sitze, und mehrten gern der Bürger Freyheiten. So zum Beyspiel verwilligte der Maynzer Erzbischoff Adalbert, daß der schuldige Zins nicht eingefordert werden, sondern Jeder unerinnert ihn leisten dürfe, weil die Einsammler harte, ungestüme Leute waren, auch Nebenpfennige für sich erpreßten. — Schutz- oder Stadtpräfect, Stadtgraf, Vicedom und Vogt, so lauteten die obrigkeitlichen Titel. Vögte hatten Gerichtsbeysitzer, Schöpfen genannt, und diese wurden schon aus der Bürgerschaft gewählt. Die Klagen über Druck der Vögte häuften sich. Tief lag des Uebels Wurzel: Mangel an Gesetzen oder deren schwankende Bedeutung; geringer, fast unbestimmter Sold der Richter und deren Antheil an den Strafgeldern. So wurde das Verkünden eines Vogtdings (das heißt, einer Sitzung des Vogteygerichts), statt den Hülfsbedürftigen freudige Hoffnung zu gewähren, der Schrecken aller Ansässigen im Gerichtsbezirk; am meisten der Reichen, wenn sie nicht zeitig etwa sich abgefunden hatten.

Wie aber wurden die Bürger reich? — Es scheut Gewinnsucht keine Gefahr, darum wagte sich der Handel mitten unter die Räuber, die von allen Berggipfeln nach ihm lugten. Gelang es dem Kaufmann, unbemerkt eine Stadt zu erreichen, so war er geborgen, und das Wagestück belohnte sich.

Ein

Ein früher Stapelplatz des Handels mit den Völkern an der Donau, die von Constantinopel indische Waaren brachten, war Lorch in Niederösstreich. Von da zog sich die Hauptstraße durch Bayern, Franken, Thüringen über Magdeburg bis Bardowik, wo dieser Handel sich im Norden mit den Wenden anknüpfte. Später bemächtigten Venedig und die lombardischen Städte sich der Lieferung aller Waaren aus Indien und der Levante. Auch wohl Juden, Handelsreisen unternehmend, brachten sie nach Deutschland, und christliche Pilger, die ihre Wallfahrten nach Palästina gern auf solche Weise benutzten. Die Sachsen, Friesen und Niederländer, von den unternehmenden, seeerfahrnen Dänen aufgeregt, gründeten den Handel in Nordwesten, holten aus Schleswig nordische Waaren, versorgten die Küsten der Nordsee damit, und gingen die Seine hinauf bis nach Paris, wo sie Wein und andere westfränkische Erzeugnisse dagegen eintauschten.

Den stärksten, gewinnreichsten Absatz fand der Kaufmann an des Königs Hoflager, oder bey Stiftern und Klöstern, wenn irgend ein hohes Kirchenfest die Gläubigen aus allen Gegenden versammelte. Auf Reisen, oder Waaren führend, traten die Kaufleute in bewaffnete Gesellschaften zusammen, gleich morgenländischen Karavanen, und zu gleichem Zwecke, einander helfend und schützend. Die Aufnahme in solche Vereinungen geschah mit gewissen Gebräuchen, und Eide wurden geschworen. Sämmtliche Verbrüderte legten ihr Reisegeld in Einen Seckel, daher die Gilde genannt. Solch' ein Schwarm reisender Kaufleute erlaubte sich unterweges manchen, die öffentliche Ruhe störenden, Muthwillen, weshalb die Reiseverbrüderungen,

wie-

wiewohl vergebens, verboten wurden. In Bremen gab es einen mächtigen Zusammenfluß ausländischer Erzeugnisse, doch war Bremen nicht des Handels einzige oder erste Wiege. Heinrich der Zweyte bewilligte schon den Kaufleuten dieser Stadt dieselben Rechte, deren der Handel in Deutschlands größern Städten sich erfreute. So lauteten die Worte des Privilegiums, beweisend, daß der begünstigte Handel schon an mehrern Orten blühte. Während eines Aufstandes zu Cöln verließen 600 der reichsten Kaufleute die Stadt, Viele blieben noch zurück. Sechshundert begüterte Kaufleute in einer Stadt setzen einen wichtigen Handelsverkehr voraus.

Vor Allem war Pelzwerk aus Preußen ein Gegenstand der Pracht und Ueppigkeit. Wer in einem Marderpelze prangen konnte, dünkte sich vornehm und glücklich. Womit bezahlte man die fremden Waaren? — Den Rhein herauf und in ganz Deutschland hatten die niederländischen Wollenmanufakturen sich verbreitet, auch viel Leinwand wurde gewebt, obgleich, statt der Hemden, meistens nur ein Unterkleid von Wolle, Linnen oder Pelz getragen, und durch einen Gürtel zugeschürzt wurde.

Der Bürger größern Theil bildeten Handwerker, ein munteres, fleißiges, aber auch leicht aufgeregtes Volk. Die Zünfte entstanden, damals nur Gemeingeist und Ehrliebe athmend; doch der Knechtschaft Ueberreste blieben lange in manchem Frohndienst sichtbar.

21.

Die Bauern.

Lange gab es der freyen Ackersleute viele in ganz Deutschland zerstreut. Sie nährten ihre Familien von einem kleinen Erbe, sie hatten wenig, aber sie waren frey. Zwar mußten sie, als Grundeigenthümer, bey allgemeinem Aufgebot, bewaffnet im Felde erscheinen, doch, ihrer Unbehülflichkeit wenig vertrauend, machten die Könige selten Gebrauch von diesem Rechte, lieber an der Spitze gewandter und geübter Ministerialen fechtend. Erst Carl, der sogenannte Große, stürzte sie in gräßliche soldatische Dienstbarkeit, indem, vom zwölften Jahre an, Jeder in die Liste eingetragen, von drey Hufen Landes ein Mann gestellt werden, der weniger Besitzende mit Andern zusammen treten mußte. Unerschwingliche Geldstrafen verfolgten den Ausbleibenden; mit Vieh und Getreide bezahlte der Geldarme, und, war auch das ihm schon geraubt, so mußte er die Strafe durch Arbeit abverdienen. Also blieb in unaufhörlichen Kriegen ihm nur die Wahl, abwesend sein Land unangebaut zu lassen, oder mit seines Fleißes Früchten sich los zu kaufen, und dann zu darben, oder irgend einem Großen in die Arme sich zu werfen, freywillig verzichtend auf die alte Freyheit. Dieser wußte dann unter manchem Vorwand die neuen Unterthanen zu beurlauben, als geistliche Personen, wenn in einem Stifte oder Kloster sie irgend ein kleines Geschäft übernahmen; oder als Hausbedienten, deren jeder Große Einige zurückbehalten durfte; oder

sie

sie wurden durch Söldner und Leibeigene ersetzt, gegen die schmerzliche Aufopferung, ihr Erbe und Eigenthum dem Schutzherrn abzutreten, nur für ihre und etwa ihrer Kinder Lebenszeit den Genuß sich vorbehaltend. Andere, deren kleinen Besitz der Zufall mitten in ein großes Gut geworfen hatte, wurden so lange geneckt und gequält, bis sie entkräftet sich ergaben, in den Stand unfreyer Bauern hinabgedrückt. Darum besitzt in Deutschland nun der Bauer so wenig Eigenthum, ist durch die Grundherrschaft so schwer belastet; daher der Fluch, unter dem das Volk seit Jahrhunderten seufzt. Nur wenigen Entlegenen gelang es, Eigenthum und Freyheit zu retten, zum Beyspiel den Bewohnern von Ostfriesland.

Es suchten anfangs wohl die Könige selbst dem Unwesen zu steuern durch wiederholte Verbote, Grundstücke an sich zu bringen, auf welchen zum Kriegsdienst Verpflichtung haftete; allein die Furcht auf einer Seite, die Habgier auf der andern, wußten solche Verbote zu umgehen. Das Trachten nach Gebietesvergrößerung und dessen Abrundung war Leidenschaft der Großen, durch kein Gesetz zu bändigen; sie verschlangen die kleinen Freysassen, und setzten nach und nach auf solche Weise aus Lehn- und Erbgütern, und abgepreßtem fremden Eigenthum große Herrschaften zusammen; vertheilten sie wieder, Heere von Ministerialen sich schaffend, in Lehne und Afterlehne, auf welchen nun die Verpflichtung ruhte, dem Lehnsherrn beritten in Reichskriege zu folgen; und so entsprang die neue Ordnung der Dinge, den Königen nicht mißfällig, da sie jener Landwehr nun nicht mehr bedurften, die der Kriegszucht ungewohnter, und schlecht bewaffnet war. Also, durch eignen Vortheil

theil nicht mehr erinnert, verloren sie das Schicksal der kleinern Freysassen aus dem Gesichte. Die Unglücklichen blieben ausgestoßen aus der Reihe der Staatsbürger. Für Nutzung von Grundstükken, einst ihrer Väter Eigenthum, wurden sie belastet mit Frohndiensten und Abgaben.

Einer alten, von Heinrich dem Zweyten schon getroffenen, Einrichtung zufolge, sollten die freyen Reichsansiedler von ihres Gleichen nur gerichtet werden, vorausgesetzt, daß sie frey sich erhielten. Das mag in einigen Dörfern in Franken und Schwaben geschehen seyn, wo, bis vor kurzen, freye Reichsbauerschaften noch bestanden. Auch in andern Gegenden Deutschlands blieben einzelne Bauern hier und da noch übrig, die, man weiß nicht wie, ihre Freyheit aus den Stürmen des Mittelalters retteten.

Indessen war der Zustand unfreyer Bauern doch immer noch ein Anschließen an die menschliche Gesellschaft; dessen konnte sich der Leibeigene nicht rühmen; er war nur ein bewegliches Eigenthum gleich Pferden und Hunden, doch minder geschätzt. Dem Emporkommen der Städte verdankte er bisweilen Erleichterung der Knechtschaft. Wenn auch zuvor des Herrn Güte diesem oder jenem die Freyheit verlieh, so wußte er oft nicht, wovon er sich redlich nähren sollte. Jetzt boten ihm die Städte Nahrungsquellen dar. Wenn zuvor sein angestrengtester Fleiß ihm nicht so viel erwerben konnte, um von einem habsüchtigen Herrn die Freyheit zu erkaufen, so fand er nun in Städten Gelegenheit, die Früchte seiner Arbeit vortheilhafter zu veräußern, schneller so das Lösegeld zu sammeln. Oefter noch suchte er als Läufling schützende Mauern. Aber ehe die Städte von den Vögten sich

befrey-

freyten, war meistentheils der Wechsel seines Loo-ses nur scheinbar glücklich, härter als die alte Knechtschaft die neue durch den Vogt ihm aufgebürdete. Immer blieben die Bauern der zahlreichste, nützlichste, unglücklichste Theil der Nation, der das Elend, durch innere Kriege herbeygeführt, am schwersten trug. Man machte wohl einen Gottesfrieden; man setzte fest, daß Geistliche und Weiber, als unbewehrte, stets geachtet und verschont werden sollten; allein der unbewehrten Bauern gedachte Niemand.

22.

Rechtspflege. Erziehung. Gelehrsamkeit. Kunst. Sitten.

Es war ein löblicher, altdeutscher Grundsatz, daß jeder persönlich freye Mann nur von seines Gleichen und nur in seiner Heimath gerichtet werden sollte. Es gab Fürstenrechte, Versammlungen, wo Fürsten die Händel ihrer Mitfürsten, selbst die des Königs, entschieden, auch in peinlichen Fällen sogar Todesurtheile sprachen. Von Manngerichten der Ministerialen galt Berufung an diese Fürstenrechte. Aber die Gesetze athmeten noch immer die alte Barbarey. Geld büßte Mord. Zweykampf entschied immer häufiger, da er dem steigenden Hange zu ritterlichen Uebungen schmeichelte. Beyder Kämpfer Ebenbürtigkeit war nicht vonnöthen. Herzog Otto von Bayern sprach: „lieber

will

will ich kämpfen mit einem verrufenen, mir nicht ebenbürtigen Manne, als solchen Verdacht auf mir ruhen lassen." Selbst Heinrich dem Vierten wurde von dem Schwaben-Herzog angesonnen, sein Schwert im Zweykampf zu zücken, und Heinrich erklärte sich bereit unter Vorbehalt der Königlichen Majestät. Wer kein Schwert führte, mogte durch Eide sich reinigen.

Der Krieger, der ein Lehn erworben, stolz auf seines Besitzes Ursprung, kannte nur sein Schwert, nicht das der Gerechtigkeit; die ließ er durch einen Vogt verwalten, und wählte nicht den weisesten, billigsten Mann, sondern den, der am meisten zu erpressen wußte, verlieh wohl gar das Amt dem Meistbietenden. Das, vom ersten Carl eingeführte, Sittengericht war nicht erloschen; übermüthige Bischöffe gefielen sich in dessen strenger Handhabung. Nicht Knechte nur, auch Herren unterwarfen sie schimpflichen Leibesstrafen. Der berühmte Markgraf Bonifacius ließ von einem Abt sich geißeln, weil er an Kirchen sich vergangen. Auch ein Herzog von Lothringen, der eine Kirche abgebrannt, wurde öffentlich gegeißelt, mußte eigenhändig Kalk zum neuen Baue tragen, und noch durch Gold sein, zum Abschneiden verurtheiltes, Haar lösen.

Erziehung, als moralische Bildung eines Menschen für das Leben, gab es nicht. Wer mehr zu lernen begehrte, als ein Roß tummeln, das Schwert führen, die Lanze schwingen, der besuchte Dom- und Klosterschulen, deren berühmteste zu Bamberg, Würzburg, Paderborn und Lüttich waren; einzelne Deutsche verloren sich sogar bis auf die hohe Schule zu Paris. Doch waren das immer nur solche, die etwa im geistlichen Stande

Glück zu machen hofften, denn Layen fanden, nichts zu lernen, gemächlicher.

Was war auch damals Gelehrsamkeit! Die sogenannte Dialectik, die Kunst, gegen Ketzer zu fechten, und, wenn es keine Ketzer gab, die heillose Kunst, über Alles einen Wortstreit zu führen. Da gab es ordentliche Ausforderungen zum Kampf, und die Zuhörer strömten so gierig herbey, als ob die tapfersten Ritter auf Leben und Tod kämpfen sollten. Aristoteles wurde bekannter, obgleich nur halb begriffen. Wer nicht auf diese Spitzfündigkeiten sich verstand, die selbst ein Abälard in Frankreich lehren mußte, galt nimmer für einen Gelehrten. Schöne Wissenschaften wurden für unnütz geachtet, Geschichtskunde für eine Beschäftigung träger Geister.

Doch mächtigen Einfluß auf Entwicklung vieler dunkeln Begriffe äußerte das Wiederaufleben des römischen Rechts. Das wirklich Gute geht nie unter, doch bleibt es oft vergessen, bis des gemeinen Lebens gebieterische Bedürfnisse es hervorrufen; dann aber setzt es sich auch plötzlich wieder in Besitz des ganzen ihm gebührenden Wirkungskreises. So lange nur Gewalt Recht war, so lange schrieb auch nur das Schwert Gesetze. Aber dieser Knechtschaft drückendes Gefühl weckte in den meisten Ständen Sehnsucht nach gesetzlicher Ordnung. Als die Macht der fränkischen Kaiser zu sinken begann, eilten die Päpste, Jener Kapitularien bisher unwillig gehorchend, das römische Recht zu begünstigen. Die ganze Geistlichkeit, der Waffen unkundig, ergriff es mit Begierde; eben so Alle, die Handel und Künste übten, ja selbst die Kaiser, welchen dieses Rechtes Grundsätze eine unbeschränktere Gewalt zusagten. Vielleicht noch

stär-

ker, als durch gehofften Schutz, wurden die Geistlichen durch Gewinnsucht angezogen, denn außer ihnen verstand sich Niemand auf das erneuerte Recht; sie allein vertieften sich in dessen Erlernung mit fast unmäßiger Begier, so daß sie auch die heilige Schrift darob vergaßen. Wer eines gerichtlichen Fürsprechers bedurfte, mußte unter Geistlichen ihn suchen. Die Richterstühle hatten oft nicht Raum genug für alle Priester. Zu Bologna stiftete Irner, ein berühmter Mann, eine öffentliche Schule der Rechtsgelehrsamkeit, wohin der Deutschen Viele strömten. Da hellten ihre Begriffe über Recht, Unrecht, Billigkeit, Sicherheit des Eigenthums sich auf. Der Einfluß auf das Ganze war unvermeidlich und heilsam. Zugleich entstand aber auch jene unselige Streitsucht und Rechthaberey, die, Familienglück zerstörend, bey den Streitenden gehässige Leidenschaften, bey dem Richter Eigennutz weckt. Seitdem wurden, blos um schnöden Gewinnes willen, so viele Händel vor den römischen Stuhl gezogen, daß einst der heilige Bernhard dem Papste vorwarf: „In deinen Pal„lästen erschallen täglich die Gesetze, nicht Christi, sondern Justinians.

Die Künste strebten noch schwach aus der Kindheit empor, obgleich Roms Alterthümer, selbst in Trümmern, Bewunderung zu erwecken begannen. Der harte deutsche Meisel versuchte sich in Domkirchen an Bildnissen der Heiligen und Bischöffe. Auch an den Marmor wagte sich schon die rohe deutsche Kunst, wie noch zu Speyer die Kaiserlichen Grabmäler beweisen. Nach dem Muster des Doms zu Benevent erhob sich der zu Bremen, und der Straßburger Münster stieg em- 1015-
por. Den Geistlichen ist nachzurühmen, daß sie 1028

solcher Kunstwerke Urheber waren; die Weltlichen liebten nur dicke Mauern.

Schon öffnete sich auch das deutsche Ohr den Reizen der Musik, als Guido von Arezzo durch sinnreiche Vereinfachung der Zeichen den Unterricht erleichterte. Von mehrern Bischöffen nach Deutschland berufen, verbesserte er die Kirchenmusik. Auch Saiteninstrumente waren nicht mehr unbekannt.

Dichtkunst blühte nur in Volksliedern. Großer Männer Namen und Thaten wurden gesungen, oder auch ihre Laster singend verspottet. Es scheuten mehr als heute die Großen solchen Spott.

Lambert von Aschaffenburg schrieb die Geschichte seiner Zeit, die noch jetzt verdienten Ruhm genießt.

Immer noch schilderten heimische und fremde Chroniken die Deutschen als Trunkenbolde, haderstüchtig im Rausch, an Eßgier Wölfen gleich. Selbst der Kaiser, bevor zu Rom er gekrönt wurde, mußte versprechen, mit Gottes Hülfe nüchtern zu leben. Was sonst ein welscher Mönch den Deutschen aufbürdet, gilt wohl nur die rohen, überall sich gleichenden, Krieger, die er sah. Dahin ist ohne Zweifel der Vorwurf zu rechnen, daß Plündern, Unzucht treiben, ihr gemeines Laster sey. Es ist ein Kriegslaster. Nur Ein Geschichtschreiber damaliger Zeit bezüchtigt die Bewohner von Bremen des Hanges zu Fleischeslüsten aller Art, und behauptet, die meisten hätten zwey, auch drey Weiber besessen. — Aber allgemein hielt man die Deutschen für unbändig. Deutschen Ungestüm, deutsche Wuth (impetus, furor teutonicus) nennen Chroniken ihre Wildheit. Der berühmte Gottfried von Bouillon, das Heer der Kreuzfahrer befehligend, achtete zwar deutsche Ritter, um

ihrer

ihrer Tapferkeit willen, höher als Andere, empfahl ihnen aber, zu Mäßigung ihrer Rohheit, Umgang mit Franzosen, die damals schon für gesitteter galten. Allein auch damals schon bestand ein angeborner Nationalhaß zwischen beyden Völkern, den zu bekämpfen nur Gottfried vermogte, beyder Sprachen mächtig und die Gemüther beherrschend. Der Grund deutscher Rohheit lag im Erziehungsmangel, im frühen, wilden Kriegsleben. Fürstliche Knaben von vierzehn Jahren zogen schon ins Treffen. Jede langsam errungene Sittenverbesserung ging im Kriegsgetümmel schnell wiederum verloren. Raub galt auch für Krieg, also nicht für Schande. Ritter und Räuber war fast gleichbedeutend. Kein Berg, kein Hügel, der nicht ein Raubnest trug, Ritterburg genannt. Selbst Kaiserliche Schlösser machten keine Ausnahme. Das trieb ja eben großentheils die Sachsen zur Empörung. Denn wo eines Gau's Bewohner in ihrer Mitte eine Burg entstehen sahen, da hatte es auch mit ihrem Frieden ein Ende, und es blieb dem Volke nur der Pfaffentrost, daß alle Raubritter nach ihrem Tode feurig herumziehen müßten.

Einzelne Züge von Großmuth mögen den Volkscharakter bey der Nachwelt nicht erheben, denn es sind nur leuchtende Insekten in einer dunkeln Nacht. Daß die Städte, trotz päpstlicher Bannflüche, treu am Kaiser hielten, geschah um ihres Vortheils willen, oder um einem gehaßten Bischoff weh zu thun.

So roh das Geschäftsleben der Deutschen, so roh auch ihre Ergötzlichkeiten. Mimen und Spielleute werden öfter in den Chroniken genannt; was für Künste sie getrieben, erfährt man selten. Als Heinrich der Dritte zu Ingelheim sich

vermählte, soll eine zahllose Menge solcher Leute sich eingestellt, doch ohne Speise oder Zahlung der Kaiser sie abgefertigt haben, vermuthlich weil sie selbst den rohen Geschmack damaliger Zeit empören mogten. Pöbel-Belustigung durch Unzüchtigkeiten hieß damals Pantomime.

Stelle nun die einzelnen Bilder in ein großes Gemälde zusammen, was erblickst du? ein verwüstetes, mit Mord und Raub erfülltes Land, wo Alle herrschen wollen, Keiner gehorchen mag; wo Hunderte von Fürsten und Prälaten, schlau oder gewaltsam, einander zu bevortheilen streben, und nur einig sind, wenn es gilt des Königs Macht zu schwächen; wo der Geist päpstlicher Herrschsucht mit schwerem Fittig über dem Ganzen schwebt, drückend und lähmend; wo Formelwerk — Religion, blinder Gehorsam gegen die Kirche — Tugend, Stärke — Gerechtigkeit ist; wo die Wissenschaften in einem Wust von Spitzfündigkeiten ersticken, die Künste nur noch lallen, der Handel schüchtern an Raubschlössern vorüberschleicht; wo nur an gewissen Tagen der Landmann, seines Lebens sicher, den Pflug zu Felde treibt, nie der Früchte seines Fleißes froh wird, nie weiß, für wen er erntet; wo der Mensch, an den Boden gefesselt, oder gar dem Stiere, der seinen Pflug zieht, gleich geachtet, nicht einmal sein Weib erwählen, oder die erzeugten Kinder sein nennen darf. So war Deutschland als Heinrich der Fünfte starb. So blieb es noch lange! Des Ritterwesens Schimmer, des Mittelalters Derbheit wird von Vielen bewundert, die, zu jener Zeit lebend, die schändliche Rechtlosigkeit verflucht

haben

haben würden. Der alte Baum trieb noch Blätter durch die Rinde, aber das Mark war ausgefault.

Wann ist ein Volk glücklich zu nennen? — wenn es, ungehemmt im rechtlichen Gebrauch seiner Kräfte, durch Fleiß erwerben, das Erworbene sicher besitzen und genießen kann. Höhere Bildung ist nicht Volks-Glückseligkeit, wird auch bey keinem Volke gefunden. Selbst den hochgerühmten Griechen war sie fremd, wie solches ihre Geschichte immer da beweist, wo nur das Volk spricht und handelt. Unglücklich waren die Deutschen, nicht weil höhere Bildung oder ein Sinn dafür ihnen mangelte, nicht weil Aberglaube sie befangen hielt; sondern weil sie ihre Kräfte nicht frey üben, und was ihr Fleiß erwarb, weder sicher besitzen noch genießen konnten.

23.

Lothar von Sachsen.

Wiederum öffneten mit Heinrichs Tode alle Fürsten sich die Schranken zum Wettkampf um die Krone. Nur Einer konnte sie erringen, doch wenigstens theilten Alle so Hoffnung als Vorsatz, deren Macht aufs neue zu beschränken. Das offenbarte sich schon am Begräbnißtage des Verstorbenen zu Speyer, durch ein Klage- und Ermahnungsschreiben der anwesenden Fürsten an die Abwesenden, daß sie Gott bitten mögten, die neue Wahl zu lenken, Kirche und Reich von Dienstbarkeit frey zu erhalten.

Die

Die Rheinufer schmückten sich abermals mit dem Kern der deutschen Völkerschaften; mehr als 60000 Menschen wimmelten in lang gestreckten Lagern. Da erschien auch ein päpstlicher Legat, um die Wahl zu leiten, ja sogar der König von Frankreich beschickte die Versammlung durch einen mit Pracht auftretenden Gesandten.

Man mogte Einmischung der Volksmenge fürchten, wenn öffentlich nach alter Sitte auf dem Wahlfelde gerathschlagt würde, darum ein Hof zu Maynz die Wählenden absonderte. Allein auch dieser konnte nicht der Fürsten Menge fassen; wenigstens ergriff diesen Vorwand der Legat, zum Behuf der Ordnung und Ruhe einen Vorschlag verlautbarend. Zehn Fürsten aus vier deutschen Hauptprovinzen, Schwaben, Bayern, Sachsen und Franken sollten eigentlich wählen, die übrigen dann beystimmen, und so wurde es beliebt, obschon die Ausgeschlossenen damals nicht ahnen mogten, ein, ihr Stimmrecht vernichtendes, Gewohnheitsrecht zu begründen.

Heinrich der Fünfte sterbend hatte seiner Gemahlin die Reichskleinodien vertraut, mit dem Wunsche, daß sein Vetter, der wackere Friedrich von Hohenstauffen, sie künftig tragen mögte, oder dessen Bruder Conrad, ein schöner, stolzer Mann. Doch diesen hatten Frömmigkeit und Kampflust nach Palästina getrieben, Jenen scheute der Papst, und Adalbert von Maynz hatte seinen Groll auf Heinrichs treue Anhänger vererbt. Vorgeschlagen wurde er zwar von den Wahlfürsten, allein mit ihm Herzog Lothar von Sachsen, Markgraf Leopold von Oestreich und (wie Einige versichern) Graf Carl von Flandern. Lothar, ein Graf von Supplingenburg, durch Hein-

rich des Fünften Wohlwollen Herzog in Sachsen, seitdem der letzte Billunger Magnus ohne männliche Erben verstorben war, galt für redlich, tapfer, klug, wenn Undankbarkeit jemals mit Redlichkeit zu paaren ist; denn Er war der Ersten Einer, der, als der Papst den Bannfluch donnerte, die Waffen gegen seinen Wohlthäter kehrte, und, weil er Vaterlandes- und Kirchenfreyheit zu schüzzen vorgab, so geistliche als weltliche Fürsten sich geneigt machte; darob vom Kaiser in die Acht erklärt, vertrieben, gefangen, zwar endlich in Freyheit gesetzt wurde, aber die Beschimpfung nie vergaß, und den alten Groll auf Heinrichs Vettern übertrug.

Markgraf Leopold von Oestreich, der Fromme genannt, erfreute sich des schönen Rufes, daß sein Pallast ein Tempel der Gerechtigkeit und Tugend sey, nur hatte er Heinrich den Vierten einst im Unglück verlassen, ihn verhöhnend, indem er aus der Hand des aufrührerischen Sohnes die Tochter des Unglücklichen als Gemahlin empfing. — Auch den Grafen von Flandern ehrte die öffentliche Stimme durch den Beynamen des Guten.

Kaum waren die vier Namen ausgesprochen, als Lothar und Leopold knieend, ja Thränen vergießend, baten, mit der gefährlichen Würde sie zu verschonen. Jetzt glaubte Friedrich von Hohenstauffen, ihn müsse die Wahl treffen, und eilte in die Versammlung, der zuvor unter mancherley Vorwand er sich entzogen hatte. Der Maynzer Erzbischoff, arglistig ihn prüfend, stellte an ihn und seine Nebenbuhler die verfängliche Frage: ob sie auch jedem andern Fürsten, den man vielleicht noch kühren werde, sich unterwerfen wollten? — Rasch bejahten es Lothar und Leopold, nur

Fried-

Friedrich zauderte, vorschützend, er müsse draußen im Lager mit seinen Gefährten sich zuvor berathen. Die Wahlfürsten stutzten. Es wurde mit Hitze gestritten; man glaubte wahrzunehmen, daß Friedrich eine Art von Recht auf seine nahe Verwandtschaft mit dem verstorbenen Kaiser gründe, und eben darum fand man nöthig, ihn auszuschließen; denn so spiegelte der Papst den leichtgläubigen Deutschen unaufhörlich vor, es sey am ersprießlichsten, bey jedes Königs Tode mit der Wahl in ein anderes Fürstengeschlecht zu springen, auf daß Wahlfreyheit erhalten würde — eigentlich damit Einheit und Macht vom deutschen Kaiserthrone verbannt blieben, und des heiligen Peters Netz im trüben Wasser stets fischen könne. Dasselbe wünschte Frankreich schon aus gleichen Gründen. Der berühmte Abt Suger, französischer Machtbote, war beauftragt, Friedrichs Wahl entgegen zu arbeiten.

Es kam der entscheidende Tag. Die Fürsten versammelten sich, nur Friedrich blieb aus. Beschickt und ermahnt sich einzufinden, wiederholte er, Aufschub begehrend, die vorige Ausflucht. Da erhob sich ein Getümmel: Viele riefen: Lothar solle König seyn! umringten ihn plötzlich, hoben den hitzig Widerstrebenden, ja mit Rache Drohenden, auf ihre Schultern, begrüßten ihn als König. Solch' wüstes Getümmel hart mißbilligend, wollten der Fürsten und Bischöffe viele sich entfernen; Adalbert von Maynz verschloß die Thüren; des Papstes Legaten vermittelten; man setzte sich wieder, Ueberredung siegte, und alle Anwesende erkannten Lothar als König. Der bot, um auch den Schwaben-Herzog Friedrich zu gewinnen, ihm ein Lehn von 200 Mark; doch erkaufen ließ

der

der Edle seine Stimme nicht, unterwarf sich aber freywillig.

So schöne Hoffnungen Alle auf Lothars erprobt geschienenen Charakter bauen mogten, so wurde doch für klug erachtet, besonders in Kirchensachen ihn zu beschränken. Geistliche Wahlen weder durch Furcht zu erzwingen, noch durch Empfehlung zu entlocken, ja nicht einmal durch seine Gegenwart ihnen Zwang aufzulegen, mußte er versprechen. Den frey Gewählten und Geweihten mögte er sodann mit dem Scepter unentgeldlich belehnen, auch den Eid der Treue, nicht den Lehnseid, ihm abnehmen. Heinrich der Vierte hatte noch das Bestätigungsrecht, selbst über Gregor den Siebenten geübt, jetzt hingegen eilten Bischöffe nach Rom, die päpstliche Bestätigung der Königswahl zu heischen.

Zu Aachen wurde Lothar nebst seiner Gemahlin Richsa gekrönt. Die verwandelnde Kraft des goldnen Reifes bewies sich auch an ihm. Selten oder nie beharrt ein König in Gesinnungen, die er als Prinz gehegt oder geäußert. Auf einem Hoftage zu Regensburg erklärte Lothar: eingezogene Güter von Geächteten, oder eingetauschte gegen Kaiserliche Kammergüter, sollen Eigenthum der Schatzkammer, nicht des Kaisers seyn. Dadurch wollte er vorbereiten, was er gegen die Brüder Hohenstauffen zu unternehmen im Schilde führte. Diese nämlich waren die Erben des fränkischen Kaiserstammes. Was von dessen Gütern Erbeigenthum, oder nur als Reichsoberhaupt ihm zugehörig war, konnte, nach so langer Zeit und fortgesetztem Bestreben Alles in Stammgut zu verwandeln, nicht mehr genau unterschieden, folglich eine Quelle beliebiger Ansprüche werden. Es mogte

seyn,

seyn, daß die edlen Brüder Hohenstauffen im Herzen die geschehene Wahl mißbilligten, vielleicht auch laut solches äußerten; doch wurden sie von Niemanden bezüchtigt, mehr als Worte sich erlaubt zu haben. Allein Lothar, einst mit Thränen die Krone verschmähend, jetzt eifersüchtig auf jeden Hauch, der ihren Glanz bedrohen könnte, nährte so bittern Groll und Argwohn, daß er, auf jene Erklärung fußend, hastig dem Herzog von Schwaben Elsaß entriß, ihn zu Straßburg einen Reichsfeind nannte, und zu Goslar einen Feldzug gegen
1125 ihn beschloß.

Indessen zeigte sich dem Rachsüchtigen eine zweyte Gelegenheit der häßlichen Leidenschaft zu fröhnen. Einst hatten die Böhmen Heinrich dem Fünften Hülfsvölker gegen ihn gesandt, jetzt stritten dort zwey Brüder um den Thron, deren Einer um Beystand ihn ansprach. Alsobald überzog er Böhmen mit Krieg, der im Felde ihm keine Lorbeern brachte. Ein geschickter Unterhändler, Markgraf Heinrich von Sachsen, zog ihn aus der bedenklichen Lage, den Herzog Sobieslaw bethörend, daß er, um des Kaisers Freundschaft zu erlangen, ihm huldigte, und Hülfe sogar gegen die verhaßten Brüder zusagte. Franken plündernd hielt er Wort, indessen Lothar Nürnberg vergebens belagerte.

Ob Friedrich und Conrad — der letztere war eilig aus Palästina heim gekehrt — ohne Lothars unedlen Angriff je die Waffen gezückt haben würden, ist zweifelhaft; jetzt aber, begreifend, daß ihr ganzes Daseyn auf dem Spiele stehe, boten sie Alles auf, nicht mehr allein um sich zu retten, sondern zu des Gegners Untergange. Sie
1126 schlugen ihn vor Nürnberg; sie wurden in Speyer

mit

mit Jauchzen aufgenommen; sie vereitelten auch da Lothars Angriffe, und, von Glücke schwindelnd, durch Viele der Großen aufgemuntert, maßte Conrad sich den Königstitel an, zog nach Welschland, um dort sich krönen zu lassen, verhoffend, Friedrich werde indessen dem Feinde gewachsen bleiben.

Ein zu jener Zeit mißlungener Versuch Lothars, das, während innerer Kriege, verfallene Kaiserliche Ansehn in Burgund wieder herzustellen, verschlimmerte seine Lage; um es wenigstens in Deutschland zu erhalten, bedurfte er einer mächtigen Stütze. Da warf der Schlaue seinen Blick auf Herzog Heinrich in Bayern, nicht achtend, daß er mit den Hohenstauffen verschwägert, und von Herzen ihnen zugethan sey. Er wußte, daß Eigennutz die Bande des Blutes und der Freundschaft sprengt. Die einzige Tochter bot er ihm, die Erbin seiner großen Güter in Sachsen, zugleich Belehnung mit diesem Herzogthum, obschon fast unerhört war, daß Ein Fürst zwey Herzogthümer besessen. Sogar die Nachfolge im Reiche ließ er ihn hoffen, wenn er tapfer, wie ein Maccabäer, seinen Schwager bekämpfen wolle. So vielen Lockungen widerstand Heinrich nicht; Freundschaft und Rechtlichkeit unterlagen dem Eigennutz, er kehrte die Waffen gegen seine Schwäger.

Zwar gekrönt zu Mayland, doch vom Papste in den Bann gethan, kehrte Conrad aus Italien zurück. Lothar eroberte, nach einer zweyten Belagerung, Speyer, so muthig auch Agnes, Friedrichs Gemahlin, dem Hunger trotzend, die Stadt vertheidigt hatte. Schonende Achtung den Frauen zu beweisen, war eine rühmliche Sitte jener Zeit, der auch Lothar nicht widerstrebte. Durch Geschenke

schenke geehrt, sandte er die Fürstin ihrem Gemahl zurück.

Noch sieben Jahre währte diese Fehde, die über Schwaben, Elsaß und Franken die Gräuel der Verwüstung brachte, bis endlich die bedrängten Brüder, durch der Kaiserin Vorwort und Lothars Verlangen, in Welschland frey sich regen zu dürfen, vor seinen Augen Gnade fanden, ihre Herzogthümer zurück empfingen, sogar sein Vertrauen erwarben.

1135

Schon früher hatten zu Rom zwey Päpste (eine Folge stürmischer Wahlfreyheit) um den Fischerring gekämpft, Anaclet der Eine, aus einem reichen, bekehrten Judengeschlecht, Innocenz der Andere. Den letztern, ein Flüchtling in Frankreich, erkannte Lothar, besprach sich persönlich mit ihm zu Lüttich, führte sein Pferd am Zaume, hielt ihm den Steigbügel, sagte ihm Beystand zu, doch eine Forderung beyfügend, die aufs neue bewies, daß er nicht mehr jener Herzog sey, der einst die geistlichen Rechte verfocht, sondern daß er mit allen Kräften strebe, die Kaiserliche Macht, obwohl gleichmäßig von ihm bestritten, auf den verlornen Gipfel zu erheben. Nicht Minderes begehrte er zum Lohn seiner Hülfe, als Wiederherstellung der bischöfflichen Investitur durch Ring und Stab. „Du siehst nun," sprach er, „welchen „Nachtheil sich selbst die Kirche zugefügt, indem „sie die weltliche Macht geschwächt. Wer dürfte „wagen, dich zu vertreiben, wenn, wie vormals, „ein gewaltiger Kaiser dich bestätigt und geschützt „hätte?" — Der Papst und seine Begleiter erschraken. Der heilige Bernhard, ein beredter Wundermann, bekämpfte mit siegender Zunge des Kaisers Begehren.

Lo-

Lothar auf seinem ersten Zuge kam bis Rom. Allein zu jener Zeit war es nicht genug in Rom zu seyn, man mußte die Peterskirche, die Engelsburg erobern, manches verschanzte Haus erstürmen. Dazu war seine Macht von wenigen Tausenden nicht hinreichend. Er mußte folglich, das alte Herkommen hintansetzend, in der lateranensischen Kirche 1133
sich krönen lassen. Zuvor erneuerte Innocenz des römischen Stuhles Ansprüche auf die Güter der Gräfin Mathilde, deren Heinrich der Fünfte ohne Unterschied sich bemächtigt hatte. Es wurde so verglichen, daß der Papst den Kaiser nun damit belehnte. Das schien am unverfänglichsten für das Reich, da die Lehne schon so gut als erblich waren. Allein der Kaiser ein Lehnsmann des Papstes! Diese Begebenheit verewigte der geschmeichelte Priesterstolz durch ein Gemälde, auf welchem Lothar, vor dem Papste knieend, von ihm die Krone empfing, und eine zweydeutige Unterschrift zweifelhaft ließ, ob nicht die Kaiserwürde ein päpstliches Lehn geworden.

Drey Jahre später zog Lothar zum zweyten 1136
Mal nach Welschland, dießmal mit ansehnlicher Macht. Der tapfere Normannen-Fürst Roger hatte Sicilien den Saracenen entrissen. Um seine Freundschaft zu gewinnen, ertheilte ihm der Gegenpapst Anaclet die Königswürde, anfangs ein Spott von ganz Europa, doch nach und nach, obschon unrechtmäßig verliehen, überall anerkannt; ein Beweis, daß angemaßte Rechte, wenn nur die Anmaßung beharrlich ist, am Ende auch den wohlerworbensten gleich geachtet werden. Aber der heilige Bernhard schrieb, ohne Schmälerung der Kaiserlichen Rechte gebe es keinen König in Sicilien; der griechische Kaiser, die Normannen fürch-

tend,

tend, und Venedig, von ihnen geplündert, und Innocenz, aus Rom vertrieben, stellten ihre Rache dem deutschen Kaiser anheim, der einen glorreichen Feldzug begann, und, schnell erobernd, schon Apulien sich unterwarf. Er mogte damals wohl im Schilde führen, die Normannen ganz nach Sicilien zu verdrängen, darum er auch des geängsteten Roger Bitte, einen von dessen Prinzen mit Apulien zu belehnen, stolz versagte. Allein es entstand ein Zwist um die Beute. Der Papst begehrte das eroberte Salerno im Namen der Kirche, der Kaiser im Namen des Reichs; gleichermaßen stritten Beyde um den Besitz von Apulien dreyßig Tage lang, endlich übereinkommend, bis nach reiferer Untersuchung, einen neuen Herzog Beyde zu belehnen.

Aller dieser Händel, wie des Himmelsstriches, müde, verschworen viele Deutsche sich, den Papst, sammt seinen Kardinälen, als des zur Ungebühr verlängerten Aufenthaltes Urheber, zu ermorden. Zwar gelang dem Kaiser, die aufrührerische Bewegung zu stillen, doch nur, indem er das Verlangen seiner Krieger nach der Heimat befriedigte. Freilich war vorauszusehn, daß schneller Verlust alles Eroberten seines Rückzuges Folge seyn werde, darum dem neuen Herzog von Apulien angerathen wurde, deutsche Söldner zu gewinnen, deren überlegne Tapferkeit ihn schützen möge. Achthundert blieben zurück, konnten aber nicht verhindern, daß, nach Lothars Entweichen, Roger wiederum den Meister spielte. Das war nun seit Jahrhunderten mehr oder weniger der Ausgang aller nach Welschland unternommenen Kriegsabentheuer.

Dießmal büßte Lothar die Lust mit seinem eignen Leben, denn, zu Trient erkrankend, dennoch

die

die Reise fortsetzend, ereilte ihn der Tod in einem 1137
schlechten Dorfe zwischen dem Inn und Lech. Sein Leichnam wurde nach Sachsen geführt. Sein Königsleben hat er vergeudet im Kampfe gegen die Hohenstauffen und in welschen Abentheuern. Einen Landgrafen von Thüringen, Herrmann, hat er wegen Mordes abgesetzt, und die Landgrafschaft einem schon mächtigen Grafen Ludwig verliehen, dessen Nachkommen in gleicher Würde Ruhm erwarben. — Zwischen der Elbe und der Ostsee hatten slavische Fürsten blutige Fehden gekämpft, ungestört vom deutschen Kaiser, den seiner nächsten Nachbarn Händel minder zu berühren schienen, als die der Griechen und Normannen. Als der dänische Prinz Canut, rächend die Verwüstungen in Schleswig und Holstein, die Slaven überwältigte, verlieh Lothar ihm den Titel eines Königs der Obotriten, und gewann den biedern, tapfern Mann so lieb, daß es sein Gemüth heftig empörte, als die Beherrscher von Dänemark, fürchtend, der vertriebene Canut, ihr Vetter, werde seine gerechten Ansprüche auf die dänische Krone geltend machen, ihn meuchelmorden ließen. Lothar, sein Bluträcher, überzog Schleswig, und zwang durch das Schwert den dänischen Prinzen Magnus, ihm als Vasall zu huldigen. Andere Berichte nennen sein damaliges Betragen zweydeutig, wankelmüthig.

Einen feyerlichen Reichstag hat er zu Magde- 1133
burg gehalten, wo ein Zusammenfluß fremder Gesandten von dem hohen Begriffe zeigte, den ihre Völker sich von deutscher Macht gebildet. Da gelobten die Polen, zwölf Jahr verzögerten Tribut zu entrichten, und wegen Pommern sammt der Insel Rügen dem Reiche zu huldigen, wogegen Lothar

thar dem Herzog Boleslaw die eitle Ehre gönnte, ein blankes Schwert vor sich her tragen zu lassen. — Da vertheidigten die Dänen ihren Angriff auf Pommern, unbekannt mit welchem Erfolg. — Da riefen die Griechen den deutschen Kaiser zum Schiedsrichter auf zwischen ihnen und dem Herzog der Normannen. — Da flehten die Venetianer um Hülfe und Genugthuung. — Vor Allen freundlich empfing Lothar die Griechen, durch eine Gegengesandtschaft ihren Kaiser ehrend. Vermuthet wird, der Bischoff zu Havelberg, Lothars Gesandter nach Constantinopel, sey beauftragt worden, eine Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche in Anregung zu bringen.

Noch ist zu merken, daß unter Lothars Regierung die Mark Nordsachsen dem Albert von Ballenstädt, der Bär zugenamt, ertheilt wurde. Dieß Land, damals nur die alte Mark begreifend, wurde bald durch Alberts Tapferkeit und Klugheit in weitere Grenzen ausgedehnt, indem er seine Herrschaft mit Kopf und Faust unter den benachbarten Slaven ausbreitete, auch die Stadt Brandenburg sich unterwarf, von welcher die ganze Mark später den Namen empfing.

Wenn Lothar nicht als ein großer Mann von der Geschichte ausgezeichnet werden darf; wenn Eigensucht und Rachsucht oft ihn leiteten, so ist dagegen manche Eigenschaft ihm nachzurühmen, die, damaligen Begriffen zusagend, ihm Liebe und Achtung erwarb. Seine Frömmigkeit trieb ihn drey Mal täglich in die Messe; Witwen und Waisen wusch er die Füße, speiste und tränkte sie; Fasten, Wachen und Gebet füllten seiner Stunden Viele; seine Andacht vergoß häufige Thränen sogar.

gar. In Reichsgeschäften zeigte er guten Willen, berieth sich gern mit Bischöffen und Aebten, den Weisen jener Zeit. Sich auf das Streitroß schwingend, war er ein tapferer, siegreicher Feldherr. Doch für Deutschlands glücklichere Zukunft hat er nichts gethan noch gegründet.

24.

Conrad der Dritte.

Wie das Schicksal oft der menschlichen Klugheit spottet, wie es Entwürfe zu Schanden macht, die, besser zu ersinnen, kräftiger auszuführen, fast unmöglich schien, bleibt für des Beobachters Gemüth stets ein ergreifendes Schauspiel. Wer hätte ahnen mögen, Erlangung der Kaiserwürde könne jenem Heinrich fehl schlagen, der schon als Herzog von Bayern ein mächtiger Reichsstand war; der, durch Verrath an seinen Schwägern, des Kaisers Eidam und Herzog von Sachsen wurde; der in Welschland die Fürstenthümer Verona und Spoleto besaß; der von den Gütern der Gräfin Mathilde, als Lothars Erbe, die Einkünfte zog; der mit des Papstes Freundschaft sich schmeichelte; dem alle Bischöffe und Große in Sachsen und Bayern anhingen. Er selbst, den Beynamen des Stolzen mit Recht tragend, unterließ die Fürsten anzusprechen, keinesweges fürchtend, daß irgend Einer wagen werde, ihm die Krone streitig zu machen, um so mehr, da die Reichskleinodien in seiner Gewalt sich befanden. Aber eben sein Uebermuth, sein gebieterisches Benehmen, hatte schon auf

jenem Feldzuge in Italien die Fürsten gegen ihn empört. Vielleicht hätten sie weniger der Furcht Raum gegeben, ein so mächtiger Kaiser werde sie zurück in die alte Abhängigkeit drücken, wenn seine Persönlichkeit sich Freunde erworben hätte. Conrad von Hohenstauffen hingegen, zwar auch im Rufe des Stolzes, doch freundlich und gesprächig, wußte jetzt noch mehr den Zeitumständen sich anzuschmiegen; hatte in der herben Schule seiner frühern Schicksale Lebensweisheit erlernt; konnte geltend machen, daß er schon einmal von Vielen der Königskrone würdig erachtet worden, daß er sogar sie schon getragen, und daß die Unterdrükkung seines Stammes nur ein Werk unedler Rache gewesen. Vor Allem nützlich wurde ihm die gewonnene Freundschaft des Erzbischoffs von Trier, Albero, eines thätigen, entschlossenen Mannes.

Zu Pfingsten wollte Heinrich in Maynz einen Reichstag versammeln, weniger um ein neues Oberhaupt zu wählen, als nur es zu bestätigen. Conrads Freunde sahen voraus, dort werde sein großer Anhang ihm den Erfolg sichern, und beschlossen, ihm zuvorzukommen, wenn auch auf unregelmäßige Weise. In Eil berief sie Albero nach Coblenz, wo auch der Legat sich einfand, erklärend, es werde dem Papste und Welschlands Fürsten Conrads Wahl erfreulich seyn. Da erkohren ihn die Anwesenden, und der Legat krönte den vormals vom Papste Verfluchten zu Aachen. Herzog Heinrich, und die ihm anhingen, schrien laut, und mit Recht, über einseitige, unherkömmliche, übereilte Wahl. Doch leichter ist, Unerlaubtes hindern, als, Einmal geschehen, es vernichten. Conrads würdevolle Freundlichkeit, und des Legaten Zustimmung, wirkten so mächtig, daß zu

Bam-

Bamberg, wohin der neue Kaiser alle Fürsten zur Huldigung berief, Keiner ausblieb; selbst die Kai- 1138
serliche Witwe Richsa unterwarf sich ihm; nur Heinrich zauderte. Unterhandlungen bewogen ihn endlich, die Reichskleinodien auszuliefern. Ob diese Nachgiebigkeit ihn gereut, oder ob, wie er vorgab, gewisse Bedingungen nicht erfüllt worden, ist unbekannt; Eines von beyden trieb ihn zum Aufruhr, worauf er in die Acht erklärt und seiner Herzogthümer entsetzt wurde. Bayern gab Conrad dem Markgrafen Leopold von Oestreich, Sachsen Albrecht dem Bären, Heinrichs Vetter, denn ihre Mütter waren Schwestern, Erbtöchter jenes Magnus, des letzten Fürsten aus dem Billungischen Stamm.

So war der vor kurzem noch übermächtige Heinrich von seiner Höhe plötzlich herabgestürzt, und blieb verlassen stehn, eine Warnungstafel für Hochmüthige; denn hätte seine unleidliche Hoffarth die Gemüther ihm nicht entfremdet, schwerlich würden die Fürsten, aus bloßer Furcht vor des Welfischen Stammes Uebermacht, von ihm abgefallen seyn. Nur wenige Bayern blieben ihm getreu, der Sachsen Mehrere, an deren Spitze er Widerstand wagte, auch wirklich Albrecht den Bären verdrängte, und seinen Gegnern Besorgnisse erregte. Allein durch trefflichen Moslerwein gewann der schlaue Albero der sächsischen Herren Viele, sprechend, ihm sey wohl bekannt, daß der Deutschen Zorn durch guten Wein zu tilgen sey. Ein Waffenstillstand folgte, den Heinrich benutzen wollte, um in Bayern die verlorne Macht wieder herzustellen, doch unterwegs erkrankte er zu Quedlinburg, nahm unbefriedigte Rache mit ins Grab. Seine Witwe, den Vorwurf des Leichtsinns nicht

1139 scheuend, vermählte sich dem Markgrafen von Oestreich, ihm den Besitz von Bayern befestigend, indem sie ihren Sohn, den später so berühmt gewordenen Heinrich den Löwen, bewog, auf jenes Herzogthum zu verzichten, wogegen Conrad ihn mit Sachsen aufs neue belehnte, unbeachtend des schwächern Albrecht wohlbegründete Rechte. Nur Heinrich des Stolzen Bruder, Welf, murrte noch, Bayern betrachtend als seinem Geschlechte erblich angehörig; doch selbst die Waffen, die er zückte, konnten nur das Land verwüsten, nicht zurück gewinnen, obgleich der Papst und Roger von Sicilien ihm tausend Mark Silber und wohlgerüstete Hülfsvölker sandten, um den Kaiser in Deutschland zu beschäftigen. — In jene Zeit fällt die berühmte Belagerung von Weinsberg, wo die deutschen Frauen den Ruhm ihrer ehelichen Treue verewigten; denn als die Uebergabe der Stadt unvermeidlich war, vergönnte Kaiser Conrad den bittenden Weibern freyen Abzug sammt ihren Kostbarkeiten, so viele sie deren zu tragen vermögten. Und siehe, als die Thore sich öffneten, erblickte der erstaunte Kaiser einen langen Zug von Frauen, deren jede den Gatten, als ihr Kostbarstes, auf den Schultern trug, wodurch im Innersten bewegt, Conrad Allen verzieh.

Während er in Deutschland um seiner Krone Sicherheit kämpfte, gingen in Welschland die Früchte von Lothars Feldzuge verloren. Zwar hatte Innocenz, nach des Gegenpapstes Tode, die Herrschaft über Rom erlangt, als aber sein, gegen Roger ausgesprochener, Bannfluch dessen siegreichen Arm nicht lähmte, zog er in Person gegen ihn zu Felde, wurde geschlagen, gefangen, und erkaufte Frieden, indem er, gegen einen Lehnseid

und

und jährlichen Tribut, den Sieger als König von Sicilien, dessen Söhne als Herzoge von Apulien und Capua erkannte, ohne der Kaiserlichen Rechte zu erwähnen. Diese bewahrte Conrad durch Beschwerden, weil Kampf gegen die Welfen in Deutschland ihn fesselte.

Von den Römern wurde Innocenz unwil- 1143
lig empfangen. Sie forderten von ihm, daß Tivoli geschleift würde, weil diese Stadt als Papst ihn nicht anerkennen wollen, und nur durch eine harte, viele Römer tödtende, Belagerung dazu gezwungen worden. Hierzu kam ein Schwindelgeist, durch einen Mönch Arnold erregt, welcher predigte, die Geistlichkeit dürfe, gleich den Aposteln, kein Eigenthum besitzen, und nicht in weltliche Herrschaft sich mischen; man solle das Kapitol erbauen, die Senatoren- und Ritterwürde herstellen, dem Papst nicht verstatten, Rom zu regieren. Und das Volk, von lächerlichem Dünkel ergriffen, bemächtigte sich der Herrschaft, wählte einen Patricius, und lud den Kaiser dringend ein, in der Hauptstadt der Welt künftig seinen Sitz aufzuschlagen. Er aber, dem Wankelmuth der Römer nicht vertrauend, versicherte den Papst seiner Freundschaft. Innocenz starb. Auch Cölestin den 1144
Zweyten führte der Tod nur am päpstlichen Stuhle vorüber. Lucius der Zweyte starb sogar verwundet von jenen Aufrührern, die erst Eugen der Dritte bändigte. Der Römer wiederholte Aufforderungen nicht achtend, trieb den Kaiser nicht einmal die eitle Sehnsucht nach Rom, dort gekrönt zu werden. War er doch in Deutschland so verehrt, daß viel Gutes ihm gelingen konnte, wenn er beharrlich nur seine erste Pflicht erfüllte. Ein Heiliger war es, der von dieser

ihn

ihn abwendig machte. Jerusalem schwebte in Gefahr; der Papst ertheilte allen christlichen Fürsten Befehl, um Nachlaß ihrer Sünden willen nach Palästina zu ziehen. Was er den Gefährten dieses Kreuzzuges versprach und erlaubte, macht begreiflich, daß ihre Zahl schnell wuchs. Nicht nur Ablaß sollten sie gewinnen, Seelenheil; auch zeitliche Vortheile. Niemand durfte sie verklagen, noch Zinsen von ihnen fordern; ja selbst ihre Lehngüter, an wen sie wollten, zu verpfänden, ward ihnen vergönnt; ihre Habe, ihre Weiber und Kinder blieben unter dem Schutz der Kirche. So lautete der Inhalt päpstlicher Umlaufschreiben. Weil aber Eugen wohl wußte, tiefer als der todte Buchstabe dringe das lebendige Wort in Herzen, so sandte er, um zu predigen, den heiligen Bernhard in die Abendländer, dem der Ruf eines Wunderthäters vorausging. König Ludwig der Dicke in Frankreich nahm das Kreuz, und Bernhard mußte, nach einer Predigt, sein Gewand zerschneiden, indem er für der Frommen dargebotene Schultern nicht genug der Kreuze hatte.

Nun wanderte er nach Deutschland, gleichen Empfang hoffend. Hier hatte Rudolph, ein blutdürstiger Mönch, ihm kräftig vorgearbeitet, lehrend, alle Feinde des christlichen Glaubens müsse man ermorden, vor Allen die Juden, deren jedoch die Meisten durch Flucht in schützende Reichsstädte sich retteten. Bernhard mißbilligte den Unfug laut, beruhigte die Gemüther, und zog gen Speyer an das Kaiserliche Hoflager, wo seine Kreuzpredigt eine solche Menge Volkes um ihn sammelte, daß er einst in Gefahr, erstickt zu werden, sich befand.

Nur

Nur Kaiser Conrad schien anfangs nicht zu bewegen. Er hatte schon Einmal die Pilgerschaft nach Palästina vollendet, den Unfug in der Nähe gesehn, über Manches hellere Begriffe sich erworben. Endlich siegte dennoch Bernhards Beredsamkeit. Mitten unter einer Predigt rief Conrad plötzlich, bis zu Thränen gerührt: „Ich erkenne „dankbar den Willen Gottes!" Alsobald heftete Bernhard ihm das Kreuz an, und reichte ihm 1146
eine Fahne vom Altare.

Conrads Beyspiel wirkte schnell auf Viele der anwesenden Fürsten. Auch sein Brudersohn, der tapfere junge Friedrich, nahm das Kreuz, darob dessen Vater in Kummer starb. Sogar der feindliche Herzog Welf, seine eigne Sache hintansetzend, gesellte sich zu den Kreuzfahrern, deren Zahl, an Gepanzerten allein, bis auf 70000 wuchs. Nur die Sachsen wollten nicht Theil nehmen, den nähern Kreuzzug gegen die nördlichen Heiden vorschützend. Diese Lauigkeit machte den Kaiser um so besorgter, da auf einem Reichstage zu Frank- 1147
furt, wo berathen wurde, wie in seiner Abwesenheit das Reich zu verwalten sey, der junge Sachsen-Herzog, Heinrich der Löwe, keck auftrat, und Bayerns Wiedergabe fast drohend begehrte, sprechend: „hat mein Vater gefehlt, warum soll „ich, der Sohn, es büßen." Seine muntere Kühnheit gewann ihm Achtung. Conrad beruhigte ihn durch das Versprechen, gleich nach seiner Zurückkunft die Forderung zu prüfen, und mildes Recht ihm angedeihen zu lassen. Damals wurde Conrads minderjähriger Sohn, Heinrich, zum römischen Könige erwählt und gekrönt, auf daß in seinem Namen, während des Vaters Entfernung,

ein

ein Hofgericht zu Rothweil die Gerechtigkeit verwalten mögte.

Nun trat das Heer mit stolzen Hoffnungen die Kreuzfahrt an, und Conrad gelangte wirklich, von tausend Gefahren umringt, bis nach Jerusalem. Allein der Griechen mörderische Falschheit, der Türken Schwert, der Abendländer Zwietracht, Mangel und Seuchen, ja sogar bisweilen tobende Elemente, vereitelten alle Hoffnungen, und zwangen den Kaiser zu ruhmloser Heimkehr mit wenigen entronnenen Gefährten; darob die bestürzten Deutschen, in jeder Familie trauernd, keinen Trost in der Vorstellung fanden, daß ihre Söhne und Brüder die Märtyrerkrone errungen; sondern gegen den heiligen Bernhard in heftige Verwünschungen ausbrachen, daß er durch glänzende, falsche Prophezeiungen sie getäuscht. „Gab „es bey uns nicht Gräber genug?" riefen sie, „mußtest du die Unsrigen hinsenden, um in syri„schem Sande begraben zu werden?"

Der junge König bot Alles auf, um des Verlustes Größe zu verbergen; er schalt die Nachrichten, von einzelnen Flüchtlingen heimgebracht, falsch und übertrieben; er gab vor, von seinem Vater beruhigende Briefe empfangen zu haben; im Stillen raffte er Alles zusammen, was an Geld und Kostbarkeiten er selbst besaß, und geprüfte Freunde ihm boten, sich hütend, durch Erpressungen im Volke den ungeheuern Verlust noch mehr zu offenbaren; das Gesammelte überschickte er dem Kaiser, der sein eignes Reisegeräth verloren, und ermahnte ihn dringend, auch weil mit Sachsens kühnem Herzoge innerer Krieg zu befürchten stehe, seine Rückkehr zu beschleunigen.

Con-

Conrad, kaum von einer Krankheit genesen, kam in trüber Stimmung, die der Papst, durch leere, ihm verliehene Titel, eines rechtgläubigen Fürsten, eines Vertheidigers der Kirche, vergebens mildern wollte. Der Tod seines schon gekrönten 1150
Sohnes mehrte schmerzlich seine Leiden. Er hielt noch manchen Reichstag, um in dem durch seine fromme Thorheit verödeten Deutschlande neues Leben zu erwecken. Heinrich des Löwen unruhigen Geist mußte er durch Waffen im Zaume halten. Endlich beschloß er, vom Papst Eugen berufen, in dem noch gährenden Rom die Kaiserkrone zu empfangen, doch ungekrönt riß ihn der Tod vom Schauplatz. Die Sage ging, es habe 1152
Roger ihn vergiften lassen.

Sterbend sorgte er für des Reiches Zukunft. Weil unter seinem minderjährigen Sohne, Friedrich, Zerrüttung drohte, hieß er das Vaterherz schweigen, und legte die Reichskleinodien, sammt dem Schicksale des Unmündigen, in die Hände seines tapfern Neffen Friedrich, der einst nach Palästina ihn begleitet, nun auf dem Throne ihm folgen sollte.

Daß Conrad in Böhmen, auf des alten Her- 1142
zogs Verlangen, dessen jungem Neffen das Herzogthum verliehen, und ihn durch seine Waffen dabey geschützt, als der Böhmen Wahlfreyheit behauptet wurde; — daß er dem griechischen Kaiser Hülfe gegen Roger zugesagt, und sogar eine deutsche Prinzessin Bertha, seine Schwägerin, ihm vermählt; — daß er in den lehnsverwandten Reichen, Burgund und Arelat, der Königlichen Rechte Viele an Städte und Bischöffe abgetreten — und noch mehr dergleichen, wird, als Deutschland wenig berührend, mit Recht hier übergangen. — Allein

merk-

merkwürdig bleibt, wie heftig der Bekehrungseifer, jener Kreuzzüge frommer Wahnsinn, die Deutschen
1148 nun schon ergriffen hatte. Während Conrad die Saracenen bekämpfte, zogen hunderttausend Sachsen mit allen ihren Bischöffen gegen die heidnischen Slaven, und die Uferbewohner des Rheins
1147 wie der Weser schifften sogar über England nach Portugal, um den heidnischen Mauren Lissabon zu entreißen. Jene Sucht nach Abentheuern glich der Lottospielwuth unserer Zeiten, war jedoch verderblicher, weil die Pfaffen den Gewinn derselben im Himmel nie auf Erden anwiesen, und weil sie Völker vertilgte, während die letztere nur Geschlechter ins Elend stürzt.

25.

Friedrich der Erste
mit dem Zunamen Rothbart.

Glänzende Eigenschaften, von niedrigen verdunkelt, bezeichnen diesen Fürsten. Hochgesinnt und hoffärthig; tapfer und unbeugsam; das Gerechte erkennend, auch gebietend, aber selbst oft verletzend; eifersüchtiger auf Ehrenbezeugung als auf Ehre; seinen Ruhm dem Volksheil vorsetzend: so erscheint er auf dem Throne. Zum Herrscher glaubte er sich geboren. Daß man Gehorsam ihm versagen könne, setzte er nie voraus; geschah es aber, so fühlte er sich tief verwundet. Er strafte nicht, er rächte, und oft grausam.

Noch

Noch wie vormals waren alle deutsche Fürsten bey seiner Wahl gegenwärtig, doch schon mit Unterschied der Wählenden und blos Einstimmenden. Friedrichs längst erprobter Muth, seine Tugenden und seines sterbenden Oheims Empfehlung waren es nicht allein, die ihm der Stände einstimmigen Beyfall erwarben; sie hofften auch durch seine Wahl den alten Haß der Welfen und Gibellinen zu vertilgen, da Friedrich aus beyden Geschlechtern entsprossen war. Nicht unwahrscheinlich wird vermuthet, des Bayerischen Heeres Losungswort, Welf, und das des Kaiserlichen, Waiblingen, (Kaiser Conrads Geburtsschloß) haben einst jene Benennungen veranlaßt, die von den Italiänern nach ihrer Mundart Guelf und Gibellin ausgesprochen wurden; und weil die Herzoge von Bayern, fast immer Welf heißend, gewöhnlich für den Papst, die Anhänger des Kaisers gegen ihn waren, so wurden nach und nach alle dem Papste Zugethane Welfen, alle für den Kaiser Streitende Gibellinen genannt.

Als Friedrich, zu Aachen gekrönt, noch auf dem Throne saß, erhob sich mitten in der Kirche ein Mann, den er, nach seiner Heimkehr aus Palästina, als ungetreuen Verwalter erfunden, darum seines Amtes entsetzt hatte; der hoffte nun an diesem fröhlichen Tage leichte Begnadigung zu erlangen, weil Erfahrung lehrt, daß thronbesteigende Fürsten oft allzuleicht erste Bitten gewähren. Doch selbst mächtige Fürsprache konnte den neuen Kaiser nicht bewegen, das Urtheil zu widerrufen, von welchem er erklärte, nur Gerechtigkeit habe es ihm abgenöthigt. Das war Allen eine gute Vorbedeutung.

Doch was Friedrich in Deutschland Merkwürdiges gethan, fassen wenige Blätter. Auf sei-
1152 nem ersten Reichstage zu Merseburg mogte es seinem Ehrgeiz schmeicheln, daß zwey dänische Prinzen, Sueno und Canut, um die Krone streitend, seinem Urtheil sich unterwarfen. Er überredete Canut, gegen ruhigen Besitz von einem Theil des Landes, der Krone zu entsagen, belehnte Sueno feyerlich mit dem Königreich Dänemark, setzte ihm selbst die Krone auf das Haupt, und empfing von ihm den Eid der Treue, worauf bey öffentlichem Gepränge der neue König ihm das Kaiserliche Schwert vortrug. Diese eitle Feyerlichkeit hatte keine andere Folgen, als daß Sueno, heimgekehrt, die erzwungene Huldigung, wie er sie nannte, förmlich widerrief, schwörend, er werde nimmer sein Königreich von einer fremden Macht zu Lehn tragen.

Bey einer zwistigen Bischoffswahl zu Magdeburg machte er sein Entscheidungsrecht geltend, trotz des Gegners Berufung auf den Papst, und als dieser Legaten sandte, um den Streit zu schlichten, vernahmen sie des Kaisers trocknen Befehl, wieder umzukehren. Zum Erstaunen von ganz Deutschland gab der Papst nach; Friedrichs Ansehn wuchs dadurch auch in Kirchensachen; hätte er ihm Dauer verleihen können, so würde der Verlust der Investituren wenig schmerzlich mehr gewesen seyn.

Ruhe war für Deutschland nicht zu hoffen, so lange Heinrich der Löwe das Herzogthum Bayern anfocht, und der Markgraf von Oestreich es nicht herausgeben wollte. Beyde mächtig, beyde so nahe mit dem Kaiser verwandt; beyde von ihm geachtet, keinem wollte er weh thun; doch

hätte er auch so gern den Streit ohne Aufschub geschlichtet, weil er vor Begierde brannte, den Schauplatz eitler Ehre in Welschland zu betreten. So sollten nun die Fürsten auf Reichstagen entscheiden, wo Heinrich, im Vertrauen auf des Kaisers ihm geneigten Sinn, jedes Mal erschien, sein Gegner nicht; weshalb dieser endlich des Her- 1154
zogthums entsetzt, Heinrich dem Löwen es zugesprochen wurde. Allein der Fürsten Manche hielten diesen Spruch mindestens für unbillig, und die bayrischen Stände, an dem Markgrafen hängend, murrten laut. Friedrich selbst mogte fühlen, daß der Ruf seiner Gerechtigkeit in dieser Sache leicht bemakelt werden könne, darum des Spruches Vollziehung Jahre lang verschoben wurde, bis ihm gelang, den Markgrafen zu bewegen, daß er, gegen Ersatz, freywillig das Herzogthum abtrete. Also wurde Bayern getheilt, das Land ob der Ens Oestreich einverleibt, und dieses zu einem Herzog- 1156
thum erhoben mit großen, unerhörten Vorrechten; denn es sollte fast willkührlich beherrscht, auch vererbt werden, sogar auf Töchter; jede rechtliche Vergrößerung ihm vergönnt seyn; und der neue Herzog, im Range der Erste nach den Churfürsten, (die hier zum ersten Mal genannt werden) sollte den Pfalz-Erzfürsten gleich geachtet seyn; daher der Titel Erzherzog.

In einem andern bösen Handel, zwischen einem Pfalzgrafen Herrmann und dem Maynzer Erzbischoff, übte Friedrich, unbefangner, strenge Gerechtigkeit. Beyde hatten die öffentliche Ruhe gestört, beyde wurden zu der altherkommlichen Strafe, einen Hund viertausend Schritte weit auf den Schultern zu tragen, verurtheilt, jedoch dem Erzbischoff, um seines Alters willen, der Schimpf

erlas-

erlassen; der Pfalzgraf hingegen, mit zehn seiner vornehmsten Anhänger, mußte dieser Strafe sich unterwerfen.

Zur selben Zeit zerstörte Friedrich am Rheine viele Raubschlösser, und gefangene Räuber wurden hingerichtet. Solcher Ernst, von solcher Macht unterstützt, war in Deutschland eine fremde Erscheinung. Hätte Friedrich an diesem Ruhm ihm gnügen lassen, die herrliche Kraft nicht auswärts versplittert, so würde er das Glück der Deutschen und auch das Seinige dauerhaft gegründet haben. So manche blutige Fehde wäre, in des Kaisers Gegenwart, nicht begonnen worden; dem hochaufstrebenden Heinrich dem Löwen und dessen Feinden oder Neidern nie gelungen, das seufzende Deutschland in einen zertretenen Kampfplatz zu verwandeln. Von all' solchem Unheil trägt ein Regent allein die Schuld, wenn er die heimische, zügelnde Kraft in der Fremde vergeudet.

Heinrich den Löwen hatte Friedrich selbst zu solcher Macht erhoben, daß alle Fürsten ihn fürchteten oder ein Bündniß mit ihm suchten. Der Schlaue, wohl gewahrend, daß er, in des Kaisers Abwesenheit, im Reiche der Erste sey, hütete sich wohl, nach Welschland ihm zu folgen, so oft er auch durch Ernst und Bitten dazu ermahnt wurde. Lieber mischte er sich in dänischer Fürsten Händel; plünderte das reiche Schleswig; verband sich später mit den Dänen zu Unterjochung der Wenden; erwarb Mecklenburg, wohin er neue Einwohner aus Brabant, Flandern und Deutschland versetzte; verlegte den Bischoffssitz von Oldenburg nach Lübeck; schloß ein engeres Bündniß mit dem Könige von Dänemark, dessen Sohne er sogar die Tochter in der Wiege verlobte; unterwarf die Slaven in

Pom-

Pommern, nachdem er, um eines erschlagenen Grafen willen, das Land geplündert und verheert hatte; theilte die reiche Beute mit den Dänen; war nun, außer Sachsen und Bayern, Herr in vielen Ländern durch Eroberungsrecht, darob alle Fürsten, ja alle Deutsche, für ihre Freyheit zitterten, und den großen Löwen aus Erz gegossen, den er zu Braunschweig vor seiner Burg errichtete, für ein wahrsagendes Zeichen allgemeiner Knechtschaft hielten. Der vorzubeugen, entstand ein mächtiger Bund, 1166
der auch die Slaven gegen den verhaßten Eroberer aufwiegelte, und, wie man glaubt, nicht ohne des Kaisers stille Genehmigung, von mehrern Seiten ihn angriff. Die Sachsen empörten sich, die Friesen eroberten Bremen, die Slaven verheerten Mecklenburg.

Heinrich war bestürzt, allein den Muth verlor er nicht. Rasch zog er seine Völker zusammen, eroberte Bremen wieder, und gab es der Plünderung preis; verheerte mit Feuer und Schwert Thüringen und das ganze Erzbisthum Magdeburg, vertrieb den Bischoff Conrad von Lübeck, und verbreitete überall ein starres Entsetzen. Daß ein einzelner Fürst in Deutschland solchen Unfug treiben durfte, war allein die Folge der abentheuerlichen Eitelkeit, die des Reiches Oberhaupt nach Welschland trieb. Indessen genoß Friedrich noch eines solchen Ansehens, daß, während er im Vaterlande gleichsam nur einen Besuch abstattete, ihm gelang, die Ruhe herzustellen. Heinrich sowohl, als die gegen ihn Verbündeten, mußten damals gegenseitig räumen, was sie einander abgefochten hatten.

Aber seiner Thaten Früchte ruhig genießen konnte Heinrich nimmer. Er entzweyte sich mit 1168

dem Könige von Dänemark, der aus Rache ihm böses Spiel bereitete, die Pommern gegen ihn aufwiegelnd, daß sie, im Vertrauen auf des Königs zugesagte Hülfe, die Sachsen überfielen und verjagten. Heinrich, nach Rache dürstend, jedoch die dänische Macht scheuend, erneuerte Frieden und Bündniß, worauf der König die von ihm selbst in die Waffen Geschwatzten Heinrichs Wuth preis gab. Das niederträchtigste Verbrechen, dessen ein Fürst sich schuldig machen kann — und leider findet so manches Blatt der Geschichte sich damit besudelt — ist Aufhetzen eines Volks gegen seinen Beherrscher, wenn, bey veränderter Lage, des Aufruhrs Urheber, um der Verlassenen Schicksal unbekümmert, ein feiger Zuschauer ihrer Bestrafung wird. Des verführten Volkes Fluch, des eignen Gewissens Marter, und der Nachwelt Verachtung treffen solchen fürstlichen Bösewicht!

Ein Kreuzzug, den der nie rastende Heinrich unternahm, gewährte dem Reiche kurzen Frieden. Seine Zurückkunft war die Loosung zu neuen kriegerischen Unruhen, bald in Pommern, bald in seinen alten Staaten. Doch endlich schlug die Stunde der Züchtigung dem rohen Mißbrauch der Gewalt, dem unerträglichen Hochmuth. Der Kaiser war heftig erbittert gegen ihn, weniger weil Heinrich ein stets tobender Vulcan im deutschen Reiche war, als weil er ihn persönlich vor Jahren schwer beleidigt hatte, in Welschland ihn verlassend. Damals fiel der Kaiser ihm sogar zu Füßen, flehend, das Kaiserliche Heer zu verstärken; doch nicht einmal ihn aufzuheben würdigte ihn der Herzog; und dessen Gefolge, den Uebermuth theilend, ließ verlauten: die Kaiserkrone zu des Herzogs Füßen mögte wohl bald auch dessen Haupt zie-

zieren; und die Kaiserin rief dem Gemahl mit unwilliger Geberde zu: „Stehet auf gnädiger Herr! „gedenket dieser Stunde! und wolle auch Gott „einst ihrer gedenken!“ — Nun hielt mit Groll erfülltem Herzen Friedrich einen Reichstag zu 1179
Worms, bey welchem Heinrich nicht erschien, wohl aber der Fürsten Viele bitter ihn verklagten: er kränke und verletze unaufhörlich ihre und der Unterthanen Rechte; er raube fremde Güter, verjage rechtmäßige Bischöffe, setze willkührlich Andere an deren Stelle, und zwinge sie, was unerhört sey, ihm den Eid der Treue zu schwören. 1811
Das letztere hatte Heinrich doch nur in solchen 1811
Bisthümern sich erlaubt, die er in eroberten Ländern selbst errichtete, und zwar mit des Kaisers Genehmigung. Allein der allgemeine Unwille, den Friedrich theilte, ließ keine Entschuldigung für den Abwesenden laut werden, und, nur um die Rechtsform nicht zu verletzen, ward er zu einem neuen Reichstag gen Magdeburg beschieden. Auch da erschien er nicht; da klagte selbst der Kaiser: schon lange habe ihm der Herzog nach Krone und Leben getrachtet, und, von den Italiänern bestochen, in Welschland ihn verlassen. Ein Markgraf Dietrich von der Laußitz bezüchtigte ihn, er habe dessen Land durch Leibeigne verheert, und warf sogar zum Zweykampf seinen Handschuh hin. Das wurde dem Herzog gemeldet, seine Antwort war: ihm zieme solcher Kampf mit dem Geringern nicht.

Als er nun auch zu Goslar auf einem dritten Reichstage sich zu stellen weigerte (obschon des Kaisers feile Gerechtigkeit für 5000 Mark reines Silbers ihn freyzusprechen sich erboten hatte, so wurde er als ein Widerspenstiger in die Reichsacht er-

klärt, und Jedem freygestellt, ihn zu bekriegen. Da griffen Cöln und Brabant, Flandern, Geldern, Cleve, Jülich und der Ritter Viele zu den Waffen; der Halberstädter Bischoff that ihn in den Bann; der Kaiser beraubte ihn aller seiner Lehne, gab Westphalen dem Erzbischoff von Cöln, Bayern dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, Sachsen dem Bernhard von Anhalt, einem Sohne Albrecht des Bären; was sonst noch übrig war, vertheilte er unter Bischöffe; in Pommern ernannte
1181 er zwey Herzoge, dieß wendische Land auf solche Weise näher mit dem Reiche verbindend; Lübeck
1182 und Regensburg erhob er zu Reichsstädten; nichts blieb dem Geächteten als sein Erbland, Braunschweig-Lüneburg. Selbst Frankreichs und des Papstes Fürsprache, selbst die Bitten des Königs von England, seines Schwiegervaters, konnten ihn nicht retten. Doch wehrte sich der alte Löwe tapfer, und seine Waffen waren oft noch siegreich, bis endlich der Kaiser selbst mit seiner ganzen Macht ihn so hart bedrängte, daß er zu Erfurt knieend um Gnade bitten mußte. Nicht ungerührt konnte Friedrich den einst so mächtigen, jetzt verarmten, ihm nahe verwandten Fürsten zu seinen Füßen sehn; Thränen füllten seine Augen. Er verzieh. Doch Heinrichs schon verschenkte Staaten ihm zurück zu geben, stand, wenigstens in diesem Augenblicke, nicht in seiner Macht. Er wolle seiner nicht vergessen, das versprach er dem Bittenden, ihm rathend, einige Jahre in England zuzubringen, weil unterdessen der Fürsten Haß erlöschen mögte. Sein Erbe, Braunschweig-Lüneburg, wolle er ihm erhalten. Und der Gedemüthigte befolgte den Rath, drey Jahre verwiesen in einem Reiche schmachtend, dessen Thron seine späten En-

kel einst besteigen sollten. — So war Deutschland abermals, während einer acht und dreyßig jährigen Regierung, blos ein Schauplatz innerer Zwietracht, und wenn der Kaiser es bisweilen seiner Gegenwart würdigte, so geschah es nur, um dem morschen Gebäude hier und da eine Stütze unterzustellen, dann aber schnell der lästigen Pflicht zu entweichen.

Gleich nach Friedrichs Wahl stand sein Sinn nach Welschland; da wollte er sich krönen lassen; da wollte er den Italiänern zeigen, er sey ihr Herr. Schon hatten seine Gesandten dem Papst angelobt, daß er ungehorsame Römer nicht schützen, mit dem Könige von Sicilien keinen Frieden machen, dem griechischen Kaiser nicht verstatten wolle, seine Macht diesseit des Meeres auszubreiten; lauter Zusagen, die in weit aussehende Händel ihn verwickeln konnten. Zu Würzburg mußten ihm die Fürsten eidlich versprechen, ihn nach Italien zu begleiten, und doch, weil sie es ungern thaten, verflossen zwey Jahre, bevor der Zug begann. Am Po, auf der roncalischen Ebene, wo Deutschlands 1154
Könige zu lagern pflegten, wenn sie von Rom, die Kaiserkrone zu holen, gingen, hielt Friedrich einen Reichstag. Da mußten herkömmlich alle des Reiches Lehnsträger persönlich erscheinen; der Wappenherold, einen Schild an einen langen Spieß aufhängend, rief sie Alle namentlich zur Nachtwache auf; wer nicht erschien, selbst Geistliche nicht ausgenommen, ging seines Lehns verlustig. Das wiederfuhr damals den Bischöffen von Bremen und Halberstadt, doch unbeschadet ihrer Kirchen.

Auch mancherley Beschwerden wurden vorgebracht gegen italiänische Städte, unter welchen Mailand dem Kaiser schon verhaßt war, denn es hatte

seine Befehle nicht geachtet, sogar vom Kaiserlichen Schreiben, es mit Füßen tretend, die Siegel abgerissen. Jetzt führten dessen Burgemeister, um das eigene Gebiet zu schonen, das Heer durch dürre, unfruchtbare Gegenden, wo es Mangel litt. Da ließ Friedrich seinen Zorn ausbrechen, Mailands Schlösser zerstörend, dessen Gebiet verwüstend; allein die mächtige Stadt wagte er noch nicht anzugreifen. Tortona, Mailands Verbündete, belagerte er hart, und, um der Vertheidiger Muth zu schwächen, ließ der Grausame jeden, den er fing, im Angesicht der Mauern aufhängen. Am Ende dieser langen, merkwürdigen Belagerung wurde Tortona geplündert, und in Asche verwandelt. Bey solchen Gelegenheiten bewiesen eifersüchtige Städte, vor Allen Pavia sich am geschäftigsten; denn grimmiger noch als gegen die Deutschen loderte gegen einander der Haß der Italiäner.

1155 Zu Pavia wurde Friedrich zum Könige der Lombardey gekrönt; dann ging er schnell nach Rom. Der mißtrauische Papst flüchtete nach dem wohlbefestigten Castellana, und verließ nicht eher diese Freystatt, bis der Kaiser geschworen hatte, ihm und den Cardinälen Leben, Glieder, Freyheit, Ehre zu erhalten. Nun erhob er sich ins Lager, gewärtig, daß der Kaiser ihm, dort angelangt, den Steigbügel halten werde. Als Friedrich solches unterließ, erschraken die begleitenden Cardinäle so heftig, daß sie, den Papst verlassend, eilig zurück nach Castellana sprengten. Hadrian der Vierte stieg ängstlich vom Rosse, und setzte sich auf den bereit stehenden Sessel; als aber Friedrich vor ihm sich niederwarf, seine Füße mit den Lippen berührte, und dann den Friedenskuß begehrte, da schwoll ihm der Muth aufs neue; er versagte den

Kuß,

sprechend: „du bist zuvor Genugthuung mir schul„dig, weil die gebührende Ehre du mir entzogen „hast.“ Von solcher Schuldigkeit, antwortete Friedrich, sey ihm nichts bewußt. Es ward ein Fürstenrath deshalb versammelt, man überlegte einen ganzen Tag. Endlich gab der Kaiser nach, weil alte Fürsten, vormals den Lothar begleitend, ihn versicherten, es habe dieser gegen Innocenz ein Gleiches beobachtet. So hielt der Kaiser nun des Papstes Steigbügel einen Steinwurf weit, und entschuldigte seine Ungeschicklichkeit mit den bittern Worten: er sey noch nie ein Stallknecht gewesen.

Die Römer, noch immer von verschwundener Größe träumend, begehrten, er solle, gleich den alten Imperatoren, im Triumph in ihre Stadt ziehn, und zu seiner Krönung die Stimmen der Senatoren durch große Summen erkaufen. Friedrich spottete ihrer. „Euch Gesetze zu geben, sprach er, „bin ich gekommen, nicht von Euch sie anzuneh„men. Von Gefangenen pflegt man Geld zu for„dern, ich aber bin freygebig, wenn es mir be„liebt.“ In der folgenden Nacht bemächtigte er sich der Peterskirche, hielt am andern Tage seinen feyerlichen Einzug in Rom, und wurde gekrönt, ohne um das Murren der, auf dem Kapitol versammelten, Rathsherren sich zu kümmern. Aber dieses Murren brach nach wenigen Stunden in förmlichen Aufruhr aus, der nicht eher gestillt wurde, bis gegen tausend Römer durch das Schwert gefallen, oder in der Tiber ertrunken waren. Dennoch weigerte das Volk hartnäckig dem Kaiserlichen Heere die Lebensmittel, sogar gegen angebotene Bezahlung.

Friedrichs Macht war nicht hinreichend, der Römer Unterwerfung zu vollenden. Der Fürsten Dienstzeit ging zu Ende; die Sommerhitze erzeugte Krankheiten; Friedrich mußte seine großen Entwürfe gegen Apulien aufgeben. Der ganze Gewinn von diesem Zuge war, daß ihm der Papst versprach, jenes anstößige Gemälde aus der lateranensischen Kirche zu entfernen, auf welchem Lothar als päpstlicher Vasall erschien. So vertauschte er, den Steigbügel haltend, eine gemalte Demüthigung seines Vorfahren gegen eine von ihm selbst erduldete.

Schon im folgenden Jahre wäre er gern auf neue Abentheuer ausgezogen; allein der Fürsten Lauigkeit und andere fremde Händel verkümmerten ihm des Wunsches Erfüllung drey Jahre lang. Indessen nagte nicht allein der Mailänder Trotz an seinem Herzen, sondern es entspann sich auch zwischen dem Papste und ihm ein bedenklicher Zwist. Ein reisender Bischoff war von unbekannten Leuten auf deutschem Boden geplündert und gefangen worden; darob beschwerte sich der Papst sehr bitter, sogar sich herausnehmend, dem Kaiser empfangene Wohlthaten vorzurücken. Das war dem stolzen Friedrich unleidlich, zumal da der Ausdruck beneficium auch ein Lehn bedeutete, es folglich schien, als erkläre ihn der Papst für seinen Lehnsmann, ein Argwohn, der um so schneller ihn erhitzte, da er in Erfahrung gebracht, das anstößige Gemälde vom Kaiser Lothar sey, trotz des Papstes Versprechen, nicht aus der Kirche entfernt worden. Einer der Legaten erschöpfte vollends die deutsche Geduld, zu den murrenden Fürsten sprechend: „von wem hat denn der Kaiser „das Reich, wenn nicht vom Papste?“ Darob

Otto

Otto von Wittelsbach, der eben dem Kaiser das bloße Schwert vortrug, dergestalt ergrimmte, daß er dem Legaten mit diesem Schwerte den Kopf spalten wollte. Friedrich aber, sich mäßigend, hielt den Pfalzgrafen zurück, gab dem hoffärthigen Priester eine schützende Wache, und befahl ihm, alsobald nach Rom aufzubrechen, gradesweges, ohne irgendwo zu verweilen; denn man hatte eine Menge besiegelte, aber unausgefüllte, Vollmachten bey ihm gefunden, kraft deren er, wie Friedrich den Fürsten schrieb, nach alter Gewohnheit Altäre berauben, sein Gift allen Kirchen mittheilen könne.

Auch der Papst erließ ein Klageschreiben an die deutschen Bischöffe, allein sie antworteten ihm männlich: „wir können dir nicht verheelen, daß die „Ausdrücke deines Briefes auch von uns nicht ge„billigt werden. Wir haben, deinem Befehl ge„mäß, dem Kaiser Vorstellung gethan, er hat uns „geantwortet: ich regiere nach den Gesetzen mei„ner Vorfahren und nach alten Gewohnheiten. Ich „weigere dem Papste nicht die Ehre, die ihm ge„bührt, aber meine Krone habe ich nur von Gott. „Die Königskrone reicht mir der Erzbischoff von „Cöln, die Kaiserliche der Papst; was drüber, ist „vom Uebel. Mit einem schimpflichen Gemälde hat „die päpstliche Anmaßung begonnen, durch Schrif„ten wird sie jetzo unterstützt. Lieber wollte ich „meiner Krone entsagen, als länger solches dul„den. Man entferne das Gemälde, man wider„rufe die Schriften, damit nicht zwischen Reich „und Priesterthum der Feindschaft ewiges Denk„mal bestehe. — Darum bitten dich auch wir! du „wollest den Kaiser besänftigen, um der Kirche „Ruhe, dem Reiche Ansehn zu erhalten.“

Hierauf

Hierauf erklärte der Papst, vermuthlich den beschlossenen neuen Feldzug scheuend, er habe unter dem Worte beneficium blos ein bonum factum, ein gutes Werk, verstanden, und die Krone, von ihm ertheilt, heiße nur so viel, als von ihm aufgesetzt. Das milderte den Groll.

1158 Glänzend war der Feldzug, den Friedrich nun begann. Die vornehmsten Fürsten, der König von Böhmen sogar, begleiteten ihn. Er demüthigte Mailand; er ließ die Kaiserlichen Rechte, nach einer in den römischen Rechten geschöpften günstigen Auslegung, bestimmen; er gab Gesetze über das Lehnwesen, und gebot den Landfrieden. So erwarb er allgemeine Achtung. Nur der Papst widersprach in einem harten Schreiben der Kaiserlichen Befugniß, das oberste Richteramt zu verwalten. Den reizbaren Friedrich erbitterte noch mehr, daß ein gemeiner unbekannter Mensch dieses Schreiben brachte und sogleich verschwand. Er befahl seinem Kanzler, in gleichem Tone zu antworten, nach altem Brauch seiner Vorfahren, des Kaisers Namen dem des Papstes vorzusetzen, und diesen nicht, wie sonst geschehn, mit Ihr, sondern mit Du anzureden. Hierauf drohte Hadrian ihm mit Verlust der Krone, und nannte sein Betragen hoffärthig, frech. Das war nicht der Weg, diesen Kaiser zu gewinnen.

„Lies die Geschichte," antwortete er ihm stolz, „Alles besitzen die Päpste nur aus Kaiserlicher „Freygebigkeit. Erinnere dich der Worte Christi: „gebt dem Kaiser was des Kaisers ist. Wenn wir „deinen Legaten unsere Kirchen verschließen, so geschieht es, weil sie, statt das Evangelium zu predigen, den Frieden zu befestigen, nur unersättlich „rauben. So müssen wir antworten, weil wir se-

hen,

„hen, daß jenes scheusliche Unthier, Hoffarth,
„den Stuhl des heiligen Peter besudelt."

Friedensvermittler traten auf, allein noch immer sprach der Papst aus einem sehr hohen Tone, häufte unleidliche Forderungen. In Rom wollte er allein herrschen. „Wenn ich über Rom nicht ge„bieten soll," sprach der Kaiser, „so führe ich nur „einen eitlen Titel." Alle Klagen von beyden Seiten wurden aufgerührt. Doch bewies der Fürst mehr Mäßigung als der Priester, Schiedsrichter vorschlagend, die der Papst verwarf, weil er keinen Richter über sich erkenne. Da trat zu rechter 1159
Zeit der Tod dazwischen, und führte ihn vor den großen Richterstuhl.

Damals mußte Friedrich aufs neue die empörten Lombarden bekämpfen, die nie länger gehorchten, als sie das Schwert blitzen sahen. Die Belagerung von Crema ist ein Schandfleck in seiner Geschichte. Er ließ Gefangene im Angesicht der Stadt hinrichten, und vierzig der vornehmsten Einwohner, ihm als Geiseln anvertraut, an Belagerungsgerüste fesseln, auf daß die Bürger zu Mördern eigner Mitbürger werden sollten. Endlich wurde die Stadt ihm übergeben, die er plündern, dann in Asche legen, und alle Einwohner ins Elend jagen ließ.

Indessen wurden zu Rom zwey neue Päpste gewählt, Alexander von der sicilianischen Partey, Victor von der Kaiserlichen. Da wollte Friedrich das alte Kaiserrecht wieder geltend machen, in streitigen Wahlen zu entscheiden, und schrieb eine Kirchenversammlung aus. Alexander weigerte sich zu erscheinen, zwar den Kaiser für einen Schirmvogt der Kirche erkennend, aber als Frevel achtend, daß er sich herausnehme, sie

rich-

richten zu wollen. Friedrich, ohne sich an Widerspruch zu kehren, eröffnete zu Pavia die Versammlung, also sprechend: „Obschon ich weiß, daß „ich, der Kaiser, berechtigt bin, Euch zu berufen, „zumal wenn Gefahren der Kirche drohn, so stelle „ich doch Euch Bischöffen die Sache anheim. Rich„tet kraft der von Gott empfangenen Macht, und „als ob Ihr Gott allein Rechenschaft zu geben„hättet." Mit diesen Worten verließ er den Saal, um die Freyheit der Versammlung nicht zu stören.
1160 Diese bestätigte Victor den Dritten, den Friedrich selbst an der Hand auf den päpstlichen Thron führte. Beyde Päpste thaten, nach schimpflicher Gewohnheit, einander in den Bann; Alexander auch den Kaiser, zugleich dessen Unterthanen vom Eid der Treue entbindend.

Zwey Jahre lang widerstanden noch die Mailänder, oft siegreich in Gefechten, mehr noch des Kaisers Herz durch verhöhnenden Trotz erbitternd, also daß er geschworen, die Krone nicht zu tra-
1162 gen, bis er sie gezüchtigt. Endlich unterlagen sie dem Hunger, denn wer es wagte, Lebensmittel ihnen zuzuführen, verlor die Hand durch Henkersbeil. Friedrichs unfürstliche Rache zerstörte die herrliche Stadt, ihre prächtigen Schauplätze, Triumphbogen, Thore und Bäder; selbst von den Kirchen blieben nur die Thürme stehen, einsame Wächter des gepflügten, mit Salz bestreuten Raumes, den einst viele Tausende fleißiger Menschen bewohnten. Diese Alle zerstreute Friedrich, sie mußten, weinende Bettler, den Ruinen der Vaterstadt den Rücken kehren. Er aber, mit empörender Freude, setzte die Krone wieder auf, und feyerte zu Pavia durch schwelgende Gastmähler die gelungene Rache. Noch verwahrt Cöln ein Denk-

mal

mal dieser Gräuel, die Körper der drey Weisen aus dem Morgenlande, eine, aus jener Zerstörung gerettete, Beute. Die fürstliche Rache ist verzeihen, dem Ueberwinder leicht, doch diesem Friedrich fremd. Nur Furcht erwecken wollte er, und es gelang ihm. Die mit Mailand verbündeten Städte, Placenz, Brescia, Bologna, unterwarfen sich, und erkauften ihre Fortdauer durch Niederreißen der Mauern, Ausfüllen der Gräben und Bereichern des Kaiserlichen Seckels. Alle Städte in der Lombardey gehorchten nun, Tribut zahlend, Friedrichs Statthaltern. Ihm blieb nichts zu wünschen übrig, als auch Neapel und Sicilien noch zu unterwerfen. Mit zugesagter Hülfe der Flotten von Genua und Pisa achtete er diese Eroberung so leicht, daß er sie zum Theil schon wieder verschenkte.

Aber seine Grausamkeit hatte die Gemüther von ihm abgewendet. Kaum betrat sein Fuß, nach einer Abwesenheit von fünf Jahren, die verwaiste Heimat wieder, so mußte er auch schon zurück, um 1163
durch seine Gegenwart die Verzweiflung derer zu bändigen, die seiner Statthalter unleidliche Bedrükkung durch siebenfache Abgaben vergebens anklagten. Padua, Verona und Vicenza schlossen einen Bund gegen ihn, den Venedig durch Geld unterstützte. Auch die wankelmüthigen Römer traten 1164
diesem Bunde bey, der die vertriebenen Mailänder in den Schutt ihrer Mauern zurückführte. Der Kaiser war jetzt nicht mächtig genug, um rasch, wie vor zwey Jahren, das Racheschwert zu schwingen; auch versäumte er die, durch seines Papstes Tod sich darbietende, Gelegenheit, mit Alexander sich auszusöhnen. Sein Kanzler ließ voreilig, wie Manche berichten, Pascal den Dritten wählen;

die

die unheilbare Kirchenspaltung mehrte und begünstigte auch die weltliche Zwietracht; nur ein neues Heer konnte Friedrichs Ansehn aufrecht erhalten, und er eilte ins Vaterland, um für seine Herrschsucht neue Schlachtopfer nach Welschland zu schleppen. Aber es währte lange, ehe er die laugewordenen Deutschen überredete; manche Fürsten durch Gold zu gewinnen mußte er sich herablassen.

1166 Mehr noch als die Züchtigung der Lombarden
lag Anerkennung seiner Papstwahl ihm am Her-
1167 zen, darum eilte er nach Rom, schlug die widersetzlichen Römer, legte Feuer an die Peterskirche, erzwang dadurch des Volkes Unterwerfung. Alexander floh in einer Pilgerkutte nach Benevent, Paschal krönte den Kaiser. Aber die eitle Ehre mußte er theuer kaufen, denn plötzliche Seuchen rafften seines Heeres größten Theil hinweg, auch die meisten Fürsten, unter andern den edlen, in Deutschland hochgeachteten Friedrich, Kaiser Conrads einzigen hinterlassenen Sohn. Das ist Gottes Strafe! schrie alles Volk; der Todes-Engel rächt die Flammen der Peterskirche!

Damals war der Brauch, Leichname deutscher Fürsten aus der Fremde heimzuführen, um in vaterländischer Erde ein Grab zu finden. Das geschah auch nun; mit wehklagender Bestürzung empfingen die Deutschen jener Edlen Ueberreste, und vernahmen schaudernd, wie des Todes Sichel vor Rom gewütet. Nur Friedrich trotzte dem Schicksal, doch an Macht so geschwächt, daß er die verbündeten Lombarden in die Reichsacht zu erklären sich begnügen, und als ein Flüchtling mit Lebensgefahr nach Deutschland entweichen mußte. Mai-
1168 länder, die bis auf die Alpen ihn verfolgten,

schreckte

schreckte er zurück, indem er ihre Geiseln aufhängen ließ. Dennoch wäre er fast zu Susa von erbitterten Einwohnern ermordet worden. Der Anschlag wurde ihm verrathen; ein Ritter nahm den Platz in seinem Bette, und er, als Knecht verkleidet, entwischte mit zwey Vertrauten. Ihn noch zu höhnen, nannten die Lombarden eine neue Stadt, nach dem von ihm gehaßten Papste, Alexandria. Sie sollte künftig dem Kaiser den Weg nach Welschland sperren. So folgte roher Gewalt, wie immer am Ende, Fluch und Schimpf; der letztere die bitterste Strafe für eines Friedrichs Hoffarth; um so bitterer, weil er sechs Jahre lang den Groll im Rache-kochenden Herzen verschließen mußte.

Dann aber ging er zum fünften Mal nach 1174
Welschland, zerstörte Susa wegen jenes Mordanschlags, belagerte die neue Stadt Alexandria ver- 1176
gebens, wurde von den Mailändern geschlagen, rettete nur sich selbst durch Hülfe der Nacht, wurde für todt gehalten, und erreichte erst nach einigen Tagen die Trümmer seines Heeres.

Nun endlich, nachdem durch seinen Uebermuth das Kaiserliche Ansehn in Welschland gestürzt, die Freyheit der lombardischen Städte befestigt war; nachdem Heinrich der Löwe ihn verlassen, und die deutschen Fürsten, vermeinend, in seinem Unglück Alexanders gerechte Sache zu erkennen, Heinrichs Beyspiele zu folgen drohten; nun endlich warb der Gedemüthigte um Frieden durch eine Gesandtschaft an den so lange von ihm verachteten Papst. Nach langem hin und wieder Handeln 1177
kam ein Vergleich zu Stande; sechsjähriger Waffenstillstand mit den Lombarden, und funfzehnjähriger mit dem Könige von Sicilien, letzterer unter

der

der Bedingung, daß Friedrich noch während dieser Zeit die Einkünfte aus Mathildens Gütern genösse, dann aber sie, mit Vorbehalt der Kaiserlichen Rechte, dem Papste räumen solle.

Hierauf empfing Alexander den stolzen Friedrich an der Thüre der Marcus-Kirche zu Venedig. Da küßte ihm der deutsche Kaiser die Füße, und empfing den Kuß des Friedens, während der laute Volksgesang: Herr Gott dich loben wir! fast wie ein Spottlied klang. Mit dreyfacher Krone geschmückt las der Papst die Messe, wobey Friedrich das Pförtneramt verwaltete. Dann hielt er des Papstes Steigbügel, und führte dessen Roß eine Weile, bis Alexander, ihn segnend, die fernere Schmach ihm erließ.

1183 Nach Ablauf des sechsjährigen Waffenstillstandes mit den Lombarden ward endlich zu Costnitz der merkwürdige Friede geschlossen, der künftig als Reichsgrundgesetz, in Rücksicht der Verbindung zwischen Deutschland und Italien, gelten sollte. Große Rechte blieben dem Kaiser noch durch diesen Frieden: Einsetzung der Burgemeister durch seine Grafen; von fünf zu fünf Jahren erneuerte Bestätigung jener Würde; oberrichterliche Gewalt; Lehnseid der Vasallen, und Eid der Treue aller Bürger zwischen funfzehn und siebenzig Jahren. Hingegen erlangten die Städte: Königsrechte (Regalien) in ihren Mauern; Bewaffnungs- und Befestigungsrecht, Gerichtsbarkeit und innere Anordnung. Den Kaiserlichen Oberrichter sollten sie nicht in Deutschland zu suchen gehalten seyn, sondern in ihrer Nähe; nach ihren Gesetzen und Gewohnheiten sollte er binnen zwey Monaten richten. Demüthigend für den Kaiser war die Einschränkung, daß er nie lange, nie ohne Noth in einer Stadt verweilen dürfe.

dürfe. Aber am gefährlichsten schien die zugestandene Befugniß, den Bund der Städte nicht aufzulösen, ihn zu erneuern nach Gutdünken.

Zum letzten Mal ging Friedrich nun nach 1184
Welschland, endlich ohne kriegerische Begleitung. Er genoß die Freude, auf dem Haupte seines Sohnes Heinrich die eiserne Krone der Lombarden, und mit der Erbfürstin von Sicilien ihn vermählt 1186
zu sehn, wodurch er, mit der Hoffnung auf Siciliens Thron, unwissend ein fluchbeladenes Schicksal auf das Geschlecht der Hohenstauffen wälzte. Mit dem Papste gerieth er abermals in Spannung, theils wegen Mathildens Güter, theils wegen zwistiger Wahl eines Erzbischoffs zu Trier, und weil er bescholtene Frauenklöster aufgehoben, deren Einkünfte an sich gezogen hatte. Im Grunde mogte die Verbindung zwischen Deutschland und Sicilien dem Papst ein Dorn im Auge seyn. Friedrich, dießmal weniger von Straf- und Rachelust in Welschland zurückgehalten, überließ, nach Deutschland ziehend, dem neuen Könige der Lombarden die Verwaltung. Aber Heinrichs Jugendhitze machte das gespannte Verhältniß noch bedenklicher, zumal da Friedrich, auf einem Reichstage zu Gelnhausen, selbst die Bischöffe durch Ueberredung stimmte, daß sie dem Papste schriftlich des Kaisers Vorwürfe mittheilten, ihn ersuchend, gerechten Klagen abzuhelfen. Hiedurch mehr noch erbittert, wollte Urban der Dritte des Bannfluchs nicht verrostete Waffe blicken lassen, allein der Tod entwaff- 1187
nete ihn.

Indessen hatte Sultan Saladin Jerusalem erobert. Der neue Papst, Clemens der Dritte, ließ allen christlichen Fürsten einen Kreuzzug predi- 1188
gen, vielleicht weniger um Palästina zu befreyen,

als

als um ihre gefürchtete Macht auf ein fernes Ziel zu richten. Den Kaiser Friedrich anzuwerben, mußte wohl am meisten ihm am Herzen liegen, weil dessen thätige Herrschsucht, in Ermangelung anderer Gegenstände, immer wiederum aufs neue die, von der Kirche dem Reiche entrissenen, Rechte angriff. Freylich war er schon einmal auf einem solchen Zuge seines Oheims Begleiter gewesen, und kannte die abschreckenden Hindernisse; aber sein Hang zu kriegerischen Abentheuern; der Gedanke, seinem Heldenleben im Kampfe für Gott die Krone aufzusetzen; die Aussicht, durch den frommen Entschluß den Papst und alle Feinde mit sich zu versöhnen, überwogen jede Bedenklichkeit, und er beschloß, auf einem Reichstage zu Maynz, trotz seiner Acht und sechzig Jahre, an der Spitze von 150000 Kreuzfahrern in das Morgenland zu ziehn. Um Deutschlands Ruhe während seiner Abwesenheit zu sichern, hob er die Achtserklärung gegen Heinrich den Löwen auf, den Mann, der, selbst ins Elend verwiesen, ihm noch furchtbar schien, und der nun eidlich versprach, so lange der Kreuzzug währe, jeder Ruhe-Störung sich zu enthalten. Weil auch die bewaffneten Pilgrimme große Begierde zeigten, ihre Heldenthaten abermals mit Ermordung der Juden zu beginnen, so erließ der Kaiser eine strenge Verordnung zu deren Schutz. Um den Kriegsseckel zu füllen, mußten Alle, die nicht das Kreuz genommen, einer Beschatzung sich unterwerfen; die nannte man den saladinischen Zehnten. Friedrich selbst veräußerte viele Lehne seines Hauses. Die Kanzeln erschollen von dieses Kreuzzuges Verdienstlichkeit; alle von Beichtvätern verordneten Bußen zielten auf Beförderung dieses großen Zweckes.

Fried-

Friedrich zog aus — erreichte Armenien nach 1190
vielen überwundenen Gefahren, badete dort sich ei-
nes Tages in einem klaren, kalten Strome und er-
trank. Sein Sohn Friedrich, Herzog von Schwa-
ben, trat als Befehlshaber an seine Stelle, zwar
den Zug vollendend, allein vor den Mauern von
Ptolemais einer Seuche unterliegend. Vor seinem
Tode stiftete er jenen Ritterorden der Jungfrau
Maria, durch welchen Deutsche von Adel sich zum
Kampfe gegen die Ungläubigen, zur Pflege der Ver-
wundeten und Kranken verpflichteten. Damals
schien für Deutschland ein solcher Ritterbund von
geringer Bedeutung, denn niemand ahnete, daß er
bald, zu einem vielköpfigen Ungeheuer erwachsen,
an Deutschlands nördlicher Grenze herrschen werde.

Deutscher Leser! du hast gesehn, daß Kaiser
Friedrich seiner Herrschzeit größere Hälfte außer
Deutschland zugebracht, wenig bekümmert um des-
sen Wohlfahrt. Auch die Jahre, die er im Va-
terlande, nicht für dasselbe lebte, füllen meistens
Thaten und Begebenheiten, die der deutschen
Nachwelt unmerkwürdig sind. Gern hätte er, schon 1153
nach kaum begonnener Regierung, die Ungarn an-
gegriffen, aus keiner andern Ursach, als um ihren
Freyheitsgeist zu unterdrücken. Damals zwangen
ihn die klügern Fürsten, dem ersten Mißbrauch sei-
ner Waffen zu entsagen. — Einen vertriebenen
polnischen Prinzen, Uladislaus, hat er in Schutz
genommen, und die Polen gezwungen, ihm Schle- 1157
sien abzutreten. — Den Herzog der Böhmen, Wla- 1173
dislaw, beehrte er mit dem Königstitel, eine da-
mals in Böhmen noch nicht erbliche Auszeichnung.
— Der König in Dänemark, Waldemar, wollte 1158
seine Krone von ihm zu Lehn empfangen. — Der
König von Ungarn, Geysa, versicherte ihn seiner

Treue; ja selbst der König von England, Hein-
rich, ehrte ihn durch prächtige Geschenke. — Nur
der König von Frankreich, sich in die Händel mit
dem Papste mischend, äußerte Mißtrauen und Ab-
neigung. Auch Waldemar, bereuend, erklärte
sein Recht auf Dänemarks Krone für unabhängig
1162 vom deutschen Reiche. — Die Ermordung eines
Maynzer Erzbischoffs strafte Friedrich an den
Schuldigen. Die Mauern von Maynz wurden nie-
dergerissen, und erst nach sieben und dreyßig Jah-
ren wieder aufgebaut. — Damals wurde Erfurt
auch mit Mauern umgeben, eine angesehene Stadt,
in deren Besitz die Maynzer Erzbischöffe bis auf
die neuste Zeit verblieben, obgleich sie alten An-
sprüchen auf Thüringen schon zu jener Zeit ent-
sagten. — Den Flecken Hagenau erhob Fried-
1164 rich zu einer freyen Stadt und Bewahrerin einer
Kaiserlichen Schatzkammer. — Der Stadt Aachen
1165 bestätigte er den Vorzug einer Hauptstadt des Rei-
1166 ches diesseits der Alpen, ertheilte ihr viele Frey-
heiten, und ließ daselbst den Körper Carls, des
sogenannten Großen, zu öffentlicher Verehrung aus-
stellen, auch soll der Papst diesen damals heilig
gesprochen haben. —

In einer langen, blutigen Fehde, um einiger
Straßenräuber willen entstanden, zwischen dem Her-
zog Welf in Bayern und einem Pfalzgrafen Hu-
go, konnte der Kaiser, dessen ganze Kraft Italien
verschlang, schon nicht mehr als ernster Gebieter,
1173 nur als Vermittler auftreten. — Kräftiger unter-
stützt vernichtete er in Böhmen eine verhaßte Günst-
lings-Regierung, setzte Herzöge ab und ein. —
1183 Allein vergebens drohte er dem Dänen-Könige Ca-
1187 nut, der sich weigerte, über das von ihm eroberte
Gebiet der Wenden die Lehn zu empfangen. Da-

mals mußte Friedrich die bittern Worte hören: „der Kaiser scheint zu glauben, er könne eben so leicht in Dänemark als in Thüringen eindringen; er komme nur und erfahre, daß die Dänen Männer sind.“ Friedrich konnte diese Demüthigung nicht rächen, (abermals weil in Welschland seine Macht unentbehrlich war,) sondern mußte ihm genügen lassen an einer verabredeten Vermählung zwischen seinem Sohne und der dänischen Prinzessin, wodurch des Streites Glut wenigstens mit Asche bedeckt wurde. — Später reizte er den 1186
vom Reiche abhängigen Herzog von Pommern, Dänemark zu bekriegen. Die Folge war, daß König Canut Pommern verwüstete, den Herzog zwang, ihm zu huldigen, auch die Oberherrschaft über Mecklenburg erlangte; Kränkungen, die der Kaiser unedel rächte, indem er die dänische, seinem Sohne bestimmte, in Deutschland erzogene Prinzessin mit schlechtem Reisegeräth und kleinem Gefolge zu- 1187
rücksandte, ihr spottweis die mitgebrachten Kinderkleider wiedergebend. Canut hingegen machte Schleswig zu einem, von seiner Krone abhängigen, Herzogthume. Den Grafen von Savoyen, einen stets getreuen päpstlichen Anhänger, bekriegte Kaiser Friedrich mit rachsüchtiger Erbitterung, die zu der Rohheit ihn verleitete, nach Eroberung des gräflichen Schlosses alle darin befindliche Urkunden des Hauses Savoyen zu verbrennen.

Von seiner ersten Gemahlin, Adelheid von Vohburg, trennte sich Friedrich wegen naher Verwandtschaft. Ohne Zweifel nur ein Vorwand, der in jenen Zeiten eine Trennung möglich machte; denn warum beachteten die Großen dieß bekannte Hinderniß nicht früher, als sie verbotene Ehe eingingen? Vorgegaukelte Gewissenszartheit mußte

wohl den Ueberdruß bemänteln. Friedrich hatte von seinem ersten Kreuzzuge eine liebe Erinnerung an des griechischen Kaisers Tochter mitgebracht; diese wünschte er zu besitzen, allein sie wurde ihm abgeschlagen. Da vermählte er sich mit Beatrix, einer Gräfin von Burgund, die fünf Söhne und eine Tochter ihm gebar. Sie war eine kluge Frau, treue Gattin, sorgsame Mutter.

Noch ist diesem Kaiser manche löbliche Verordnung nachzurühmen, doch meistens nur Früchte augenblicklicher Verhältnisse, nicht vorbedachte, reifgewordene Entwürfe zu der Völker Heil. Als er zum ersten Mal nach Welschland zog, verbot er den im Heere eingerissenen Zweykampf, bey Verlust der Hand, auch wohl des Kopfes. Beym Antritt seines zweyten Zuges ertheilte er, zu strenger Handhabung der Kriegszucht, merkwürdige Vorschriften, aus welchen Sitten und Verbrechen jener Zeit erhellen. In Streit Gerathne sollten nicht zu ihren Fahnen um Hülfe rufen, der sie Trennende keiner Waffe, nur eines Stockes sich bedienen. — Ein Ritter, der Auflauf veranlaßt, soll der Rüstung beraubt, vom Heere gejagt; der Leibeigne, solches Verbrechens schuldig, körperlich gezüchtigt, ihm das Haar abgeschnitten, ein Maal auf die Backe gebrannt werden. — Wer verwundet oder tödtet, verliert, überwiesen, Hand oder Kopf: unüberwiesen reinigt ihn der Eid oder Zweykampf mit dem Kläger. — Reitet ein fremder Ritter unbewaffnet auf einem Prunkpferde ins Lager, so ist, wer ihn beleidigt, ein Friedensstörer. Aber sitzt der Fremde auf seinem Streitroß, die Lanze in der Faust, den Schild am Halse, so darf er angegriffen werden. — Der Leibeigne, der einen Kaufmann beraubt, soll zwiefach ersetzen; den Knappen, solcher Unthat

fähig,

fähig, beschimpft ein Brandmaal. — Wer Kirchen oder Vorrathshäuser berauben sieht, soll es hindern, oder, das nicht vermögend, den Thäter anklagen. — Niemand soll ein Weib mit sich führen. Dieses Verbotes Uebertreter wird ohne Rüstung vom Heere gejagt, dem Weibe die Nase abgeschnitten. — Ein Ort, der Kaiserlichen Schutzes genießt, soll unverletzbar seyn. — Der Knecht, der zum ersten Male stiehlt, wird gegeißelt, und mit abgeschnittenem Haar, gebrandmarkter Wange verjagt, wenn nicht sein Herr mit ganzer Rüstung ihn löst. Nur durch den Strang wird der zweyte Diebstahl gebüßt. Unüberwiesen reinigt ihn die Feuerprobe oder seines Herrn Eid. — Wer Haus oder Gut in Brand steckt, wird beschoren, gebrandmaalt, gegeißelt. — Wer dem Gegner Frieden geschworen, darf ihn nicht mehr angreifen. — Den flüchtigen Leibeignen soll Niemand hegen. — Schimpfliche Strafe dem Vorrathsmeister, der Lebensmittel für das Heer theurer verkauft als bezahlt. — Schimpft ein Ritter den Andern, so zahlt er dem Beleidigten zehn Pfund. — Geplünderte Schlösser sollen ohne Befehl nicht angezündet werden. —

Noch heute wären viele dieser Kriegsgesetze heilsam anzuwenden. Aber wurden sie auch gehalten? Als König Waldemar von Dänemark 1162
Friedrichs Heere folgte, an Futter Mangel litt, und dafür, was man begehre, zu zahlen sich erbot, sprach Friedrich selbst zu ihm: „warum kaufen, was man nur nehmen darf?“ Unwillig erwiderte Waldemar: „Ich bin ein König, kein „Räuber! ich kann im fremden Lande nicht billigen, was ich in meinen Staaten verdamme.“ Fürwahr ein Königliches Wort! und zu Friedrichs

richs Beschämung riefen die umstehenden Deutschen: „Glücklich das von einem solchen Fürsten „beherrschte Volk!“

Den Lehrlingen der Wissenschaften hat dieser Kaiser sich geneigt erwiesen, denn ihm verdanken sie das erste, sie begünstigende Gesetz; damals wohl
1158 zum Nutzen der hohen Schule zu Bologna. Sicher sollten sie reisen hin und her, von Niemand angetastet, und Klage gegen sie nur von dem Bischoff ihrer Stadt erhoben werden. Friedrich selbst war nicht unwissend; sein glückliches Gedächtniß wird gepriesen; auch seine Freygebigkeit, die oft der Bitte, selbst der Hoffnung zuvorkam. Redlich pflegte er Wort zu halten, auch das unbeschworene, denn er meinte, es zieme dem Herrn nicht, den Unterthanen Eide zu leisten, als ob nicht Beyder Rechte ursprünglich gleich wären.

Mit allen großen Eigenschaften, die sein Leben ausspricht, hat Friedrich doch für Deutschland nichts gethan. Wäre seine und des Reiches Kraft in jener, zu Deutschlands Unglück erschaffenen, Halbinsel nicht vergeudet worden, so dürfte nun vielleicht die deutsche Nachwelt unter ihre wahrhaft großen Männer ihn zählen.

In diesem Jahrhundert, vielleicht auch erst im folgenden, (denn nur Sagen, nicht Urkunden, leiten hier den Geschichtschreiber,) entstand der berühmte Städte-Bund, die Hanse. Deutschlands rechtloser Zustand, der Kaiser Ohnmacht, der Großen Fehden, der friedlichen Bürger Verlangen, dem aus solchem Unwesen entspringenden Druck sich zu entziehen, der Früchte ihres stillen Fleißes froh zu werden, gaben diesem Bunde Daseyn. Anfangs mogten hie und da nachbarliche Städte zusammentreten, nach und nach mehrere, des Schuzzes

zes Vortheil erkennend, sich zu ihnen gesellen; der Kreis erweiterte sich, und schon in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts (wie behauptet wird,) hatten in Oberdeutschland und am Rhein sieben-zig Städte sich verschwistert. Schutz und Ausbreitung des Handels war der löbliche Zweck, der ihrer Bundesgenossen Zahl, so wie klug benutztes Glück ihre Macht, von Jahre zu Jahre mehrte.

26.

Heinrich der Sechste.

Große Trauer um Friedrich war im Reiche, doch sonst keine Bewegung, da schon bey dessen Lebzeiten die Wahl und Krönung seines Sohnes vollzogen war. Der alte Löwe von Braunschweig schien zuerst prüfen zu wollen, ob der Sohn des tapfern Vaters würdig sey. Uneingedenk seines gegebenen Wortes, Deutschlands Ruhe während der Kreuzfahrt nicht zu stören, berechnete er vielmehr, daß der besten Kriegsvölker weite Entfernung seinem Vorhaben günstig sey, eilte aus England herüber, fand unter Mißvergnügten Anhänger, und verband sich mit dem Erzbischoff von Bremen. Dieser hatte durch schwere Auflagen das Volk der Dithmarsen hart gedrückt, darob sie von ihm abgefallen, sich dem Bischoff von Schleswig unterwerfend, weil, wie sie meinten, es doch gleichviel sey, ob sie dem heiligen Peter von Bremen, oder dem heiligen Peter von Schleswig gehorchten, da er ja beyder Kirchen Schutzherr genannt

werde.

werde. Vor einem wahren Priester, der nicht Fürst zugleich, hätte die gesunde Volksvernunft wohl gelten mögen; allein der Erzbischoff, weniger Beichtkinder als Unterthanen begehrend, hoffte, in dem Bündniß mit Herzog Heinrich, die verlornen Rechte wieder zu finden.

Der alte Held kam, wie ein Ungewitter, über Holstein, und, weil die Bewohner von Bardewyk verhöhnenden Trotz ihm zeigten, erstürmte er diese Stadt, legte sie in Asche, ließ alle männliche Bewohner morden; eine Grausamkeit, die andere Städte schreckte. Durch Zerstörung des blühenden Handels von Bardewyk erhob sich Lüneburg.

1190 Vergebens belagerte der Kaiser des Löwen Höhle, Braunschweig. Auch an der Aller, wo nur der gefrorne Strom beyde Heere trennte, schien des Kaisers Fürstenrath eine Schlacht zu scheuen. Als aber Herzog Bernhard von Sachsen sprach: „es wäre schimpflich, einem geächteten Feinde den „Rücken zu kehren, und, so hoch ich meinen König „halte, so wollte ich ihn doch lieber, nach rühm„lich bestandenem Kampf, todt in sein Zelt tra„gen, als ohne Gefecht entweichen sehn;" da griff der Kaiser den Löwen an, und überwand ihn ritterlich.

Zu Fulda mußte Heinrich Gnade suchen, harten Bedingungen sich unterwerfen, Braunschweigs Mauern an vier Orten niederreißen, die Hälfte der Stadt Lübeck dem Grafen von Holstein abtreten, und seine beyden Söhne als Geiseln aus-
1192 liefern. Einige Jahre später, als der Kaiser in der Fremde, nach Gewohnheit seiner Vorfahren, die deutsche Kraft verschleuderte, brach Herzog Heinrich dennoch alle seine Zusagen, und zog das Schwert mit alter Kraft, aber nicht mit altem

Glücke,

Glücke, denn der Graf von Holstein blieb Sieger in diesem erneuerten Kampfe. Heinrichs letzte Aussöhnung bewirkte endlich die Vermählung seines Sohnes mit des Kaisers Nichte, einer pfälzischen Prinzessin; worauf er bald in hohem Alter 1193
starb. Hoffarth und kriegerische Wildheit, mit keiner Fürstentugend vergesellschaftet, besaß der Rastlose, der das seufzende Vaterland so lange zum Tummelplatze seiner niedrigen Leidenschaften mißbrauchte, und nur auf Kosten ausgesogener Unterthanen prächtig und freygebig war.

Durch den Tod des Königs von Sicilien wurde des Kaisers Gemahlin, Constantia, Erbin dieses Reiches. Um es in Besitz zu nehmen, auch in Rom die Kaiserkrone zu empfangen, zog Heinrich der Sechste nach Welschland, wo er den Rö- 1191
mern mit gefälliger Niederträchtigkeit das, stets von ihnen gehaßte, stets aber ihm getreue, Tusculum preis gab, dessen Einwohner morden und verstümmeln, den Ort schleifen sah. Frascati steht auf dessen Trümmern.

Mit dem Ruhme dieser Unthat zog nun Heinrich nach Apulien. Allein der Italiäner verdienter Haß gegen die Deutschen regte sich mit Heftigkeit auch im Königreich Sicilien. „Die deutsche „Tollkühnheit," hieß es, „wird durch angeborne „Wuth aufgereizt; der Deutschen Habsucht, ihre „Begierden sind ungezähmt; Vernunft beherrscht „sie nicht, Mitleid bewegt sie nicht, Religion „schreckt sie nicht." Darum, und weil im Reiche, wie an des Heeres Spitze gegen die Griechen, man eines bleibenden Königs bedurfte, begehrten Viele einen inländischen Fürsten, und reichten den Scepter einem Enkel des tapfern Roger, Tancred, obschon er nur aus wilder Ehe entsprossen war.

war. Diesen zu bekämpfen, rückte Heinrich vor, überwältigte mehrere Städte, belagerte jedoch Neapel vergebens drey Monate lang, eine zugesagte Flotte der Genueser erwartend. Sie erschien endlich, allein zu spät; denn eine Seuche, durch Sommerhitze entstanden, die auch den Kaiser selbst nicht verschonte, hatte dessen Heer dergestalt verringert, daß er zum Rückzug sich gezwungen sah; worauf Tancred sogar in Salerno die Kaiserin gefangen nahm, und nur auf des Papstes dringende Vermittelung sie dem bestürzten Gemahl zurücksandte.

1194 Heinrichs zweyter Feldzug war glücklicher, denn nicht allein Neapel, auch Sicilien eroberte er; plünderte zu Palermo den Königlichen Schatz; wurde gekrönt; verübte gegen mißvergnügte Große die schändlichsten Grausamkeiten, indem er sie hängen, verbrennen, die Augen ihnen ausstechen ließ; soll sogar Tancreds Leichnam aus dem Grabe gerissen und enthauptet, zwar dessen Sohne Wilhelm das Fürstenthum Tarent verliehen, doch Kinder zu erzeugen ihn unfähig gemacht haben. Die Kaiserin, die in Welschland ihm einen Prinzen, Friedrich, gebar, ließ er in Sicilien zurück, und ging nach Deutschland mit Schätzen beladen, von ausgehobenen Geiseln begleitet, unter ihnen Tancreds unglückliche Witwe mit ihren Töchtern, die ein Kloster im Elsaß verschlang. Doch alle diese Maßregeln bewirkten nicht Siciliens Ruhe in deutschen Fesseln. Allgemeine Empörung drohte auszubrechen, die zu ersticken Heinrich noch ein Mal hinzog; bald durch Strenge, bald durch scheinbares Nachgeben die Verschwornen schreckte oder kirrte; dann wieder durch unerhörte Grausamkeiten nicht allein das Volk, auch seine eigne, ohnehin durch eheliche Kälte gekränkte, Gattin gegen

sich

sich empörte, in seinem Schlosse belagert und Ver-
sprechungen zu leisten gezwungen wurde, die er
nicht zu halten entschlossen war. Der Tod be-
freyte Sicilien von diesem Ungeheuer. Daß er ver- 1197
giftet gestorben sey, ist unerwiesene Sage.

Eine merkwürdige Begebenheit, ihm auch nicht
Ehre bringend, hat während seiner Regierung sich
zugetragen. Der König von England, Richard
Löwenherz, ein ungestümer Held und Kreuzfah-
rer, hatte in Palästina den Herzog Leopold von
Oestreich hoffärthig beleidigt. Auf seiner Rückkehr
zu Wasser verschlug ein Sturm sein Schiff an die
venetianische Küste. Als Pilger verkleidet wollte
er nun Deutschland durchwandern, aber sein Auf-
wand und seiner Gefährten Unvorsichtigkeit verrie-
then ihn. Herzog Leopold nahm ihn zu Wien 1192
gefangen, und legte ihn sogar in Ketten. Der Kai-
ser, ihn nicht minder hassend, weil er jenen Tan-
cred als einen rechten König von Sicilien aner-
kannt, forderte dessen Auslieferung, sich die Be-
fugniß anmaßend, auf einem Reichstage zu Hage-
nau ihn zu richten. Früher schon erschienen zwey
englische Aebte, von Richards bekümmerter Mut-
ter abgesandt, des Sohnes Befreyung auszuwir-
ken. Mit dem Gefangenen zu sprechen ward ih-
nen vergönnt. Thränen des Schmerzes und der
Freude vergossen sie bey seinem Anblick, er aber
schien ruhig. Sie meldeten ihm, was er, bey län-
gerer Abwesenheit, von eines herrschsüchtigen Bru-
ders Tücke zu befürchten habe, eine Nachricht, die
ihn bestimmte, jede Bedingung seiner Freyheit im
Nothfall anzunehmen. So entschlossen trat er vor
die Reichsversammlung, wo Heinrich ihn an-
klagte: er habe mit Tancred sich verbündet; durch
Zwist mit dem Könige von Frankreich Jerusalems

Erobe-

Eroberung verzögert; das Königreich Cypern gewaltsam einem christlichen Fürsten geraubt; den Herzog Leopold von Oestreich schwer beleidigt; den Markgrafen von Montferrat ermordet: mit dem ungläubigen Saladin verdächtige Unterhandlung gepflogen.

Das Recht, in diesem Tone mit einem fremden Könige zu reden, gründete Heinrich vielleicht auf ein seltsames Schreiben, welches acht und zwanzig Jahre früher Englands damaliger König an Friedrich den Ersten gesandt, in Ausdrücken abgefaßt, die sein Reich dem Kaiser gleichsam unterwarfen. Richard aber sprach männlich: „Nur „Gott bin ich Rechenschaft von meinen Handlungen schuldig, in Euch erkenne ich meine Richter „nicht. Doch um meiner Ehre willen antworte ich „Euch. Ist Tancred durch mich auf den Thron „gestiegen? ich habe mit ihm unterhandelt, weil „er zu der Zeit wirklich im Besitz der Krone war. „— Die Schuld der Unglücksfälle in Palästina „trägt allein des Königs von Frankreich Mißgunst. „Cypern habe ich keinem rechtmäßigen Fürsten, sondern einem Tyrannen genommen, und, frey von „Ehrgeiz oder Eigennutz, sogleich die Insel dem „vertriebenen König von Jerusalem als Ersatz ge„räumt. — Ist Herzog Leopold von mir beleidigt worden, so habe ich — eine schimpfliche Genugthuung — seine Ketten getragen. — Unfähig „war ich stets niedriger Rache an meinen Feinden, (er sprach das mit sichtbarer Bewegung,) „darum, den Mord des Markgrafen von Montferrat mir aufzubürden, wer mich kennt, nicht wagen wird." — Dann legte Richard seine Gründe dar, warum er mit den Saracenen Waffenstillstand geschlossen, hinzufügend: des Eigennutzes

könne

könne Niemand ihn bezüchtigen, da er von aller Beute nur den Ring sich vorbehalten, den er am Finger trage. Die deutschen Fürsten hörten ihn mit Achtung und Mitleid; sie begehrten seine Freyheit von Heinrichs Großmuth. Diese Eigenschaft war ihm fremd. Er versprach und hielt nicht Wort. Ein unmäßiges Lösegeld von 100000 Mark Silbers wurde aus England herbeygeschafft; dennoch schleppte der Kaiser den Gefangenen noch von einem Reichstag zum andern, bis der Fürsten ernste Mahnung ihn endlich bewog, dem Könige die theuer bezahlte Freyheit zu schenken.

In strittiger Bischoffswahl zu Lüttich hat dieser Heinrich die alten Kaiser-Rechte geltend zu machen gesucht, ja es ruht sogar der Verdacht auf ihm, daß er seines Schützlings Gegner meuchelmorden ließ; doch spätere Nachgiebigkeit verrieth, daß er nicht folgerecht, nur launenhaft sich eingemischt hatte.

Als Heinrich starb, ging er noch mit großen Entwürfen schwanger. Das griechische Reich wollte er angreifen, und mit England einen Bund gegen Frankreich schließen; weitaussehende Unternehmungen, bey welchen im glücklichsten Falle Deutschland nur verlieren konnte. Daß er in ein Erbreich es verwandeln wollen, auch bereits mancher Fürsten Einwilligung dazu erhalten, aber, da sich Andere widersetzten, den Gedanken aufgegeben, wird nicht unwahrscheinlich berichtet. Wäre ihm das gelungen, so hätte Deutschland ihm vielleicht eine vortheilhafte Umgestaltung verdankt. Jetzt erscheint er blos in der Geschichte als ein undeutscher, hassenswerther Fürst.

21.

Philipp und Otto der Vierte.

Die Deutschen hatten sich in Welschland so verhaßt gemacht, daß Philipp, des verstorbenen Kaisers Bruder, nur mit Lebensgefahr sein Vaterland erreichte. Sogleich begehrte er die Krone für den jungen Friedrich, seinen Neffen, die Vormundschaft für sich, die Wahlfürsten erinnernd, daß sie schon, als Heinrich noch lebte, diesem Kinde gehuldigt. Aber die Zusage bereuend, entkräfteten sie ihr Fürstenwort durch die elende Ausflucht: damals sey der Prinz noch ungetauft, folglich ein Ungläubiger gewesen, dem sich zu verpflichten, unchristlich sey. Die ehrlichsten gestanden, sie hätten damals nur aus Furcht eingewilligt. Daß Friedrich noch in seiner ersten Kindheit war, mogte ihre triftigste Einwendung seyn. Da ließ Philipp den Neffen fallen, und warb um Stimmen für sich selbst. Der Erzbischoff von Maynz war als Kreuzfahrer abwesend, darum setzten die von Cöln und Trier einen Wahltag an; doch ihren Gesinnungen mißtrauend, bewog Philipp die ihm Ergebenen, schon früher ihn als König auszurufen. Als die Unbefragten diese übereilte Handlung erfuhren, äußerten sie lauten Unwillen, und wählten auf der Stelle den Herzog Berthold von Zähringen.

Da glich plötzlich das deutsche Reich einer brennenden Steppe. Alles griff zu den Waffen, Mord, Aufruhr, Brand und Raub drohten, das Vaterland in eine Wüste zu verwandeln. Berthold, zaghaft und geizig, trat zurück als Philipp

lipp seine Huldigung durch 11000 Mark Silbers erkaufte. Ein neues, unvermuthetes Hinderniß bestürzte den noch unsichern König. Es hatte zwar der päpstliche Legat ihn zu Maynz gekrönt, auch vom Banne losgesprochen, den er einst, als Herzog von Toscana, wegen angetasteter Kirchengüter, sich zugezogen; aber ein neuer Papst, Innocenz der Dritte, der Größten Einer, die auf Peters Stuhle gesessen, billigte seiner Legaten Gefälligkeit nicht. Er theilte mit allen Italiänern den glühenden Haß gegen die Deutschen, die, besonders nach Heinrichs Unthaten in Sicilien, allgemein mit den Schimpfnamen Tyrannen und Barbaren gebrandmarkt wurden. Ihm, dem Papste, mußte, gleich nach seiner Weihe, der vom Kaiser eingesetzte Stadtpräfect huldigen. Er vertrieb die deutschen Besitzer welscher Lehne, schwatzte vielen Städten das süße Joch der Kirche, wie er es nannte, auf, und gründete das erweiterte Gebiet, welches man hinfort den Kirchenstaat nannte. Dem König Philipp abhold, weigerte er sich, des Bannes Lösung zu bestätigen. Die bey der Wahl hintangesetzten Fürsten und Prälaten, durch den Papst ermuthigt, Bertholds Entsagung verschmerzend, trugen die Krone dem Prinzen Otto, einem Sohne Heinrichs des Löwen an, nachdem dessen Bruder, Pfalzgraf Heinrich, in einer kräftigen Rede den Mißbrauch der Gewalt während der Regierung des Hauses Hohenstauffen bewiesen hatte. Otto, durch das Gold des Königs von England unterstützt, genehmigte den Antrag, und wurde zu 1198
Aachen gekrönt, worauf Deutschland und die Lombardey sich spalteten; der Papst ein Schiedsrichteramt sich anmaßte, die Fürsten dem heftig widersprachen; die Nebenbuhler mit den Waffen sich

bekämpften; Deutschland zehn Jahre lang ein Raub der Verwüstung war. Frankreich und England schürten den Brand, jenes für Philipp, dieses für Otto streitend.

Der letztere jedoch schien weniger geschickt, Freunde zu erhalten, als deren zu gewinnen. Vielleicht hatte nur der übertriebene Werth, den die Helfer in solchen Fällen oft auf geringe Dienste legen, überspannte Erwartungen erzeugt; auch konnte Philipp, im Besitz geerbter Schätze, leichter freygebig seyn. Gewandter im Unterhandeln war er ohnehin, und scheute allenfalls keine Niederträchtigkeit, um den Papst zu gewinnen. Einen Kreuzzug versprach er, und erstatten wollte er alle Kirchen-, auch Mathildens Güter; in Bischoffswahlen sich gar nicht mischen, und allen Rechten in kirchlichen Angelegenheiten entsagen, die seine Vorfahren so eifrig zu behaupten getrachtet hatten. Wenn er durch seine Gemahlin, eine griechische Prinzessin, das Reich ihrer Väter erlangen sollte, so verband er sich, die griechische Kirche der römischen zu unterwerfen. Künftig sollte der päpstliche Bann sogleich die Reichsacht nach sich ziehen. Seine Tochter, mit Mathildens Gütern ausgesteuert, wollte er mit einem, dem Papste verwandten, Günstling vermählen. Wenn er die Kirche beleidigt habe, unterwerfe er sich der Buße. Wären hingegen Er oder das Reich durch den Papst beleidigt, so stellte er solches lediglich dem päpstlichen Gewissen anheim, indem nur Gott des heiligen Peters Nachfolger richten könne.

Solche Demüthigung, die das Reich und seines stolzen Vaters Asche beschimpfte, gewann ihm endlich den geschmeichelten Papst. Innocenz verließ den, bisher noch von ihm begünstigten, Otto;

aber seine Legaten, Frieden zu vermitteln beauf-
tragt, konnten nur einen jährigen Waffenstillstand 1207
bewirken, nach dessen Ablauf beyde Theile frisch
gerüstet das unselige Blutspiel erneuern wollten;
da fiel plötzlich Philipp, ein Opfer gerechter Ra- 1208
che des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach.
Er hatte diesen Fürsten zwiefach gekränkt, Einmal,
seine Tochter ihm zusagend und das Wort bre-
chend; dann wieder mit unfürstlicher Tücke an den
Herzog von Polen einen Uriasbrief ihm ausferti-
gend, der dem versprochenen Empfehlungsschreiben
untergeschoben wurde. Der Pfalzgraf eilte wütend
nach Bamberg, drang in des kranken Philipps
Gemach, stellte sich, als wolle er ihm eine Heim-
lichkeit anvertrauen, zog plötzlich den verborgenen
Dolch, und stieß ihn dem König in die Kehle, daß
er todt zu seinen Füßen sank. Ein Graf Truch-
seß, gegenwärtig, griff den Mörder an und ver-
wundete ihn, doch entrann er auf bereit gehalte-
nen Rossen.

Philipp, dem nicht Tapferkeit, doch Sanft-
muth, Freygebigkeit und Scharfsinn nachgerühmt
werden, hat dem Böhmer Fürsten Primislaus 1199
die Königswürde ertheilt und wiederum entzogen, 1204
als er abtrünnig wurde; hingegen nahm der, da-
mals noch nicht gewonnene, Papst den Verstoße-
nen sammt seinem Königreich in des heiligen Pe-
ters Schutz.

Graf Adolph von Holstein wagte in dieser
Zeit mit dem König von Dänemark sich zu messen,
der aber Lübeck, Hamburg, Lauenburg eroberte, 1203
Holstein seiner Krone einverleibte, und dessen Be-
sitz durch eheliche Verbindungen mit dem Hause
Braunschweig zu sichern suchte. Der Abhängigkeit
vom Reiche mußten die eroberten Städte entsagen,

und die beyden, im Kampf begriffenen Könige dazu schweigen. Der unruhige Graf, selbst gefangen, erkaufte seine Freyheit nur durch Verzichtleistung. Sein, endlich wider Willen ruhiges, Leben beschloß er in seiner alten Grafschaft Schaumburg.

Auf einer andern Seite kriegten länger als vier Jahre die Bischöffe von Salzburg und Regensburg mit dem Herzog Ludwig von Bayern, und auch das konnte das gespaltene Reichsoberhaupt nicht hindern.

Denkwürdiger ist des Schwertordens Entstehung in Liefland; Ritter nach der Tempelherren Muster, die gegen die Heiden fechten, und alles von diesen Eroberte als wohlerworbenes Eigenthum besitzen sollten. Es waren Bremer Kaufleute, die, nach Wisby auf der Insel Gothland segelnd, durch einen Sturm an Lieflands Küste geworfen, zuerst dort Handel trieben, nach und nach sich festsetzten, Mönche und Kriegsleute ansiedelten. Aus den letztern stiftete ein Bischoff Albrecht die Schwertritter, baute Riga und bekehrte die beraubten Heiden.

Philipps Tod verschaffte seinem Nebenbuhler allgemeine Anerkennung, zumal da Otto sich mit des Ermordeten Tochter, Beatrix, vermählte. Lüstern nach der Kaiserkrone wollte er nun nach Welschland ziehen, mußte jedoch zuvor eine schriftliche Uebereinkunft mit dem Papste unterzeichnen, die bey künftigen Krönungen als Richtschnur diente. Sie enthielt ein förmliches Bekenntniß, daß die geistliche Macht aus dem langen Kampfe mit der weltlichen siegend hervorgehe. Gehorsam und Ehrerbietung gelobte Otto; freye Wahlen der Prälaten; Abschaffung aller, dabey vorgefallenen, Mißbräuche, ohne zu bestimmen, was für Mißbrauch zu halten sey, und dadurch dem

Papste die Bestimmung anheim stellend; freye Berufung in geistlichen Dingen auf des Papstes Richterstuhl, wodurch der Widerstreit zwischen weltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit entsprang, denn was weltlich, was geistlich sey, war oft schwer zu bestimmen; Unterdrückung aller Ketzereyen, denn Innocenz war Schöpfer der Inquisition; Ueberlassung und Bestätigung des Besitzes aller, vom Papste neuerlich als Eigenthum der Kirche angesprochenen Güter; (Rom nannte das recuperiren) endlich auch thätigen Beystand, damit die römische Kirche ihre Rechte auf Sicilien behaupten möge.

Als seinen Statthalter ließ Otto in Deutsch- 1209
land den Grafen Rudolph von Habsburg, der sich nun auch einen Landgrafen von Elsaß nannte. Auf diesen stattlichen Mann vertrauend, zog Otto gen Rom und wurde gekrönt. Allein so freundlich und gehorsam auch die italiänischen Städte, selbst Rom, ihn aufgenommen, (denn er war ja ein Welfe) so geriethen doch, nach alter Weise, die Römer mit den Deutschen alsobald in Händel, vielleicht aus Unwillen, da der neue Kaiser sie unbeschenkt ließ. Von beyden Theilen wurden Einige erschlagen. Der Papst ersuchte seinen Gast, am Tage nach der Krönung das römische Gebiet zu verlassen. Schon war es um die seltene Eintracht zwischen den Oberhäuptern der Kirche und des Staats geschehn. Denn Otto ließ von Rechtsverständigen sich erklären, wie er durch seinen Krönungseid verbunden sey, Erstattung alles dessen zu fordern, was dem Reiche entrissen worden, Schlösser und Städte sowohl als Rechte. Dahin gehörte Manches in Toscana vom römischen Stuhle sich Zugeeignete, Manches in Campanien

vom Sicilischen Könige Besetzte. Hier und dorthin sandte Otto seine Kriegsvölker, nahm, was dem Reiche zukam, und wurde mit dem Bann bedroht. Als der Kaiser vollends nach Apulien ging, und sogar Neapel eroberte, sprach Innocenz
1211 wirklich den Bannfluch über denselben Fürsten aus, den er so oft als einen frommen Sohn der Kirche hoch gepriesen hatte.

Es schien, als hätten manche deutsche Fürsten Otto's Betragen lange schon insgeheim mißbilligt, denn kaum war es ruchtbar geworden, daß ihn der Bannstrahl getroffen, als sie für gut fanden sich zu erinnern, man habe dem Könige Friedrich von Sicilien schon in der Wiege gehuldigt. Eine Versammlung zu Bamberg ging damit um, den Kaiser abzusetzen. Obgleich dessen Bruder, Pfalzgraf Heinrich, und manche Freunde der Welfen dort zugegen waren, so wagte dennoch der kecke Erzbischoff von Maynz, den römischen Bannspruch laut zu verkünden, wofür doch nur seine Unterthanen büßten, denn der Pfalzgraf überzog verwüstend seinen Kirchensprengel, indessen der Herzog von Brabant einen Bischoff von Lüttich züchtigte. Allein der König von Böhmen, der Landgraf von Thüringen und mehrere Prälaten, des Reiches Herabwürdigung nicht achtend, ließen eine schriftliche Bitte um Unterstützung dem Papste überreichen, und Innocenz, rachgierig, ergriff die, vielleicht von ihm selbst herbeygeführte Veranlassung, in einer Kirchenversammlung zu Rom den Kaiser seiner Krone verlustig zu erklären. Hingegen empfahl er den jungen Friedrich zu der neuen Wahl, so viele Bedenklichkeiten er auch vormals gegen ihn geäußert hatte. Rasch versammelten sich die empörten Fürsten zu Coblenz, wählten

die-

diesen Friedrich, und sandten ihm eine drin-
gende Einladung. Er kam auch, trotz der von 1212
lauernden Feinden überall ihm versperrten Wege.
Mit nicht mehr als sechzig Reitern gelang ihm,
nach Costnitz gleichsam zu schleichen.

Aber Otto, der lange unbekümmert seine Er-
oberungen in Welschland fortgesetzt hatte, fand
doch endlich seine Gegenwart in Deutschland noth-
wendig, eilte zurück, und war nicht fern, als
Friedrich in Costnitz einzog. Alsobald stellte er
sich an die Spitze eines Haufens, um den jungen
Fürsten zu fangen, der ihn vom Throne stürzen
wollte; allein Costnitz verschloß ihm die Thore,
und es strömten von allen Seiten der deutschen
Ritter so viele zu Friedrichs Schutz herbey, daß
Otto schleunig zurückweichen mußte, um selbst der
Gefangenschaft zu entgehen. Auch Rudolph von
Habsburg täuschte sein Vertrauen, und wandte
sich der aufgehenden Sonne zu.

So war nun wieder Bürgerkrieg in Deutsch-
land, abermals eine Folge der blutigen Lüsternheit
nach Welschlands Kronen. Friedrich wurde zu 1213
Aachen gekrönt. Otto mußte nach Sachsen wei-
chen, und täglich neue Botschaft vernehmen, wie
Ein Fürst nach dem andern, Eine Stadt nach
der andern ihm entsagt; Frankreich sich mit sei-
nem Gegner verbunden. Da schien der Wunsch,
an Frankreich sich zu rächen, selbst die Furcht zu
überwiegen, daß er die deutsche Krone unwieder-
bringlich verlieren werde; denn unbegreiflich wäre
sonst, daß er eben jetzt, mit England den Freund-
schaftsbund erneuernd, in den Krieg der Fürsten
von Brabant und Flandern gegen Frankreich sich
mischte, den englischen Hülfsvölkern die seinigen
beygesellte, und persönlich an deren Spitze, in der 1214
berühm-

ten Schlacht von Bovines, ritterlich, doch unglücklich focht. Dieses Treffens Verlust raubte ihm in Deutschland die letzten Anhänger, während Friedrich weder Geschenke noch Ehrenzeichen sparte, um der Seinigen Zahl zu mehren. Er soll sogar, zu Belohnung des Adels von St. Gallen, der zuerst ihn aufgenommen und mit Kriegsvolk unterstützt, einen Orden, nach Art der heutigen, gestiftet haben, eine bloße Verzierung, bestehend in goldener Kette, an welcher ein schwarzer Bär hing.

Mit dem Könige von Dänemark schloß er einen getadelten, bald von ihm selbst bereuten, Vertrag, der das eroberte Holstein, Hamburg, Lübeck der dänischen Krone einverleibte, blutige Händel veranlaßte.

In Gegenwart der Fürsten, die nun erst für des Reiches Oberhaupt ihn erkannt, ließ er zu
1215 Aachen sich zum zweyten Male krönen. — Den Pfalzgrafen Heinrich, Otto's treuen Bruder, erklärte er in die Reichsacht, und verlieh dessen Würde dem Herzog Ludwig von Bayern. — Auf einem Reichstage zu Cöln schaffte er manche drükkende Auflage ab. Auf einem andern zu Nürnberg
1216 ließ der Papst durch seinen Legaten einen neuen Kreuzzug predigen. Mit Unwillen vernahmen viele, daß Deutschland abermals an Geld und Menschen sich erschöpfen sollte. „Wir sind versammelt, spra„chen sie, um des Reiches Frieden zu befestigen, „und die Mißbräuche der Rechtspflege abzuthun. „Wie kann das geschehn, wenn neue unerschwing„liche Auflagen die Richter zwingen, Handel mit „der Gerechtigkeit zu treiben." Vergebliche Erinnerung! die Schwärmerey obsiegte.

Der verlassene Otto lebte indessen mehrere Jahre zu Braunschweig in erzwungener Ruhe.

Sein

Sein Ansehn in Deutschland herzustellen, konnte nicht mehr gelingen; nur in Welschland hielten es die Mailänder noch mit ihm, sogar dem Banne trotzend, der sie traf. Doch ihre Treue war eigennützig; sie bemäntelten auf solche Weise Raubzüge gegen verhaßte Städte, und trieben diesen Plünderungskrieg so lange, bis Otto durch seinen Tod 1218
den Vorwand raubte. Er starb kinderlos, und nahm kein Bewußtseyn dem Vaterlande erwiesener Wohlthat mit ins Grab. Der Bannfluch soll, noch auf dem Sterbebette, ihn schwer geängstigt haben.

28.

Friedrich der Zweyte.

Das Glück lächelte nicht an seiner Wiege. Eines frühverstorbenen, verhaßten Vaters ungeliebter Sohn, entriß der Tod ihm auch die Mutter, als er kaum vier Jahre zählte. Nur durch kostbare Geschenke und Annahme lästiger Bedingungen hatte sie den Papst bewegen können, ihren Sohn mit Sicilien zu belehnen; ja, sie hatte zuvor durch einen Eid sogar den Verdacht entfernen müssen, als sey dieses Kind nur untergeschoben. Um den, so schwierig errungenen, Thron zu behaupten, blieb ihr sterbend kein anderes Mittel, als dem Papste selbst, während Friedrichs Minderjährigkeit, die Vormundschaft zu übertragen; allein die Großen des Reiches theilten sie mit ihm, und noch als der junge König schon herangewachsen war, blieb sein Ansehn so beschränkt, daß er wohl mit Freuden

dem

dem Rufe nach Deutschland folgte, hoffend, dort für seinen jugendlichen Ehrgeiz einen günstigern Tummelplatz zu finden, als Sicilien ihm darbot. Noch lebte das Andenken seines Großvaters, Friedrich Rothbart, dessen glänzende, folglich das Urtheil bethörende, Eigenschaften der Jüngling geerbt zu haben schien. Von einem edlen Pfropfreis erwartet man edle Früchte, darum gewann er leicht der Fürsten Vertrauen. Später hieß es freylich, er habe auch der Sicilianer Verstellungskunst und Treulosigkeit sich angeeignet.

Wenn es wahr ist, daß Friedrich, den deutschen Thron besteigend, alsobald über dem großen Entwurfe gebrütet, ganz Italien zu unterjochen, und den Papst nur für das, was er ursprünglich war, zu erkennen, einen Bischoff, wenn auch den Ersten, doch ohne weltliche Macht; wenn es wahr ist, daß dem jungen Kaiser der Besitz zweyer Königreiche nur darum so reizend erschien, weil ein drittes, zwischen beyden liegendes, um so leichter erobert werden konnte; so hat er freylich einen hohen Geist und eine tiefe Verstellungskunst, zugleich aber auch bewiesen, daß Fürstenpflicht ihm fremd oder ein Spott war; denn wer, nicht um zu beglücken, sondern nur um seine Herrschaft auszubreiten eine Regierung übernimmt, der stürzt den Grundpfeiler um, auf welchem die Regierungsrechte ruhen; den können Tapferkeit und Klugheit wohl zum Herrscher, aber nicht zum Fürsten machen. Seinen Thaten, seinem Geiste zollt die Nachwelt unwillige Bewunderung, seinen Charakter verachtet sie.

Mit leisen, abgemessenen Schritten betrat Friedrich die Laufbahn, deren Ziel nur ihm in der Ferne schimmerte. Seine Schlauheit begriff,

daß

daß er die Fürsten, vor Allen die geistlichen, gewinnen müsse. Rechte, für welche Tausende geblutet, tausend Federn gestritten hatten, gab er unbedenklich auf: des Kaiserlichen Schatzes Erbansprüche auf die Verlassenschaft der Prälaten, die, wenn kein Testament vorhanden war, einzig dessen Nachfolger gebühren solle; die Einziehung ausgestorbener, von Geistlichen verliehener Güter; die Gerichtsbarkeit seiner Beamten in bischöfflichen Städten; die Vermehrung seiner Zölle oder Münzen in Ländern der Prälaten, und, weil deren Münzen am meisten im Werth sich erhielten, darum von Unbefugten häufig nachgestempelt wurden, so versprach der Kaiser, dem zu steuern. Keine Reichsstadt sollte Menschen hegen, die, einem Bischoff hörig, ihm entlaufen waren. Die Kirchenvögte, durch häufige Klagen berüchtigt, sollten jeden, ihrer Kirche zugefügten, Schaden zwiefach ersetzen, und überdieß dem Kaiser durch hundert Mark Silbers büßen. Ein Gebannter sollte vor Gericht weder als Kläger noch Zeuge erscheinen, angeklagt, durch keinen fremden Mund sich vertheidigen dürfen, und dem Banne, wenn nicht binnen sechs Wochen dessen Lösung errungen würde, die Reichsacht folgen. Die Ritter, auf ihr Faustrecht trotzend, hatten gern bisher jeden wohlgelegenen Berg mit einer Burg gekrönt, ohne zu fragen, auf wessen Gebiet der Berg sich erhebe; das sollte hinfort unter keinerley Vorwand auf Kirchengrund verstattet seyn. 1220

Nachdem der Kaiser durch ungemessene Freygebigkeit die Herzen der Fürsten gewonnen, trat er kühner mit dem Wunsch hervor, seinen Sohn Heinrich, ein Kind, schon jetzt als seinen Nachfolger erwählt zu sehn. Die dankbaren Stände bewil-

bewilligten es um so leichter, da Friedrichs eigne Jugend Heinrichs Thronbesteigung noch als sehr entfernt darstellte. Aber schwerer war dieser Schritt vor dem Papste zu rechtfertigen. Dem hatte Friedrich ausdrücklich versprochen, nimmermehr Sicilien mit dem Reiche zu vereinigen, seinem Sohne diesen Scepter gänzlich abzutreten, nicht einmal den Titel eines Königs von Sicilien fortzuführen, und nun war dennoch die vom Papste so klüglich vermiedene Gefahr, von zweyen Seiten eingeklemmt zu werden, plötzlich nahe gerückt. Friedrich bemäntelte seine Wortbrüchigkeit nach Vermögen. Ganz gegen seinen Willen sey es geschehn, (auch hatte er wirklich zum Schein widersprochen,) allein die Fürsten, während seiner nothwendigen Abwesenheit Unruhen im Reiche befürchtend, hätten darauf gedrungen, und freylich sey wohl zu beachten, daß er selbst, im Begriff, seiner Zusage gemäß, nach Palästina zu wallfahrten, grossen Gefahren sich aussetze. Uebrigens wiederholte er das Versprechen, Sicilien und das Reich nie mit einander zu verknüpfen, ja, wenn er ohne Erben stürbe, jenes lieber der römischen Kirche zu vermachen.

Noch nicht genug. Beym Empfang der Kaiserkrone unterzeichnete Friedrich nicht nur Alles, was Otto einst bewilligt hatte, erneuerte nicht nur das Gelübde eines Kreuzzuges, wodurch der Papst den gefährlichen jungen Mann zu entfernen hoffte, sondern ließ sich auch herab, um Honorius des Dritten Freundschaft zu gewinnen, seine erste heftige Verordnung gegen die Ketzer zu verkünden. Bis zu dieser Zeit war Ketzerey im Abendlande selten, der Name einer Secte kaum bekannt; nur die scharfsinnigern Griechen verwirr-

ten

ten sich mit theologischen Spitzfündigkeiten. Schon im siebenten Jahrhundert waren die Paulicianer am Ufer des Euphrat entstanden. Ihr Glaube war einfach, sie hielten sich streng an die Bibel, und verwarfen jedes eingedrungene Ansehn. Von den griechischen Kaisern verfolgt, von Pilgern und Kaufleuten verbreitet, hatte dieser Glaube endlich zwischen der Rhone und Garonne Bekenner und Märtyrer gefunden. Die Albigenser waren es, die, mehr gegen der Kirche verderbte Sitten, Herrsch- und Habsucht, als gegen deren Lehren sich auflehnten. Darum schienen sie eben die gefährlichsten Ketzer, die der Papst auszurotten strebte, wozu der, als aufgeklärt oft gepriesene, Friedrich die Hand ihm willig bot.

Dennoch erkaltete die, fast nur mit Worten bezahlte, Freundschaft bald. Friedrich, in Sicilien beschäftigt, Ruhe und Ordnung herzustellen, verdarb es mit dem Papste durch eigenmächtige Besetzung sicilianischer Bisthümer, mehr noch durch seines Kreuzzuges Aufschub, den er von Jahr zu Jahr durch manchen Vorwand zu beschönigen wußte, des Papstes Murren und Drohungen stets höflich und nachgiebig, bisweilen auch spitzig beantwortend. Allgemein mußte er den Vorwurf hören, seine Zögerung verschulde alles Unglück, welches damals die Waffen der Kreuzritter traf. Allein er selbst war in Händel mit empörten Städten der Lombardey verwickelt, und als er endlich der Erfüllung seiner Zusage nicht länger ausweichen konnte, schiffte er sich zwar ein, kehrte aber schon nach 1227
wenigen Tagen krank, oder eine Krankheit vorschützend, zurück, worauf der Papst den Bannfluch gegen ihn schleuderte, und sogar durch Kriegsgewalt ihm sein Königreich entreißen wollte; ob-

gleich

gleich Friedrich, alles versuchend ihn zu besänf-
1228 tigen, im folgenden Jahre wirklich nach Palästina
segelte, und, nach manchen Abentheuern, als ein
von eigner Hand gekrönter König von Jerusalem
zurückkehrte. Darob erschrak der Papst, denn was
er, während Friedrichs Abwesenheit, in dessen
Erbreich angezettelt hatte, trug ihm keine Früchte,
hingegen mußte er Alles aufbieten, um Fried-
richs angedrohten Einfall in den Kirchenstaat müh-
selig abzuwehren, bis endlich, durch Vermittelung,
1230 nach einer kühlen Versöhnung, der Bann gelöst
wurde.

Nun meinte Friedrich gegen die Lombar-
den freye Hand gewonnen zu haben. Seine stol-
zen Entwürfe scheiterten an Macht, Reichthum,
Kriegserfahrenheit der, einzeln freyen, doch un-
ter sich verbündeten, lombardischen Städte. Von
Gregor dem Neunten zum zweyten Mal in
Bann gelegt, kehrte er seine Waffen gegen das
Oberhaupt der Kirche, und die ärgerlichsten Aus-
brüche eines gemeinen Zornes füllten beyder Käm-
pfer Streitschriften. Der Papst schalt den Kaiser
„die aus dem Meer aufsteigende Bestie in der Of-
„fenbarung Johannis" und bezüchtigte ihn sogar
einer von ihm verlautbarten Gotteslästerung, in-
dem er behauptet habe, von drey Betrügern sey
die Welt hintergangen worden, Moses, Christus und
Mahomet, von welchen zwey in Ehren, der Dritte
eines schimpflichen Todes gestorben. Friedrich
läugnete den ihm aufgebürdeten Gräuel, und ver-
1227 glich hinwiederum den Papst mit einem Drachen,
mit jenem Thiere, von welchem geschrieben stehe,
es nehme den Frieden vom Erdboden hinweg.

Manche Ermahnung an die Deutschen ließ der
bedrängte Papst ergehn, sie sollten einen andern

Kai-

Kaiser wählen; aber dieses Mal wurde trocken ihm geantwortet: nur den Kaiser zu krönen, nicht ihn vorzuschlagen, gebühre Seiner Heiligkeit. Da hielt Gregor öffentliche Umgänge zu Rom, mit Vortragung der Apostelhäupter, und ließ sogar das Kreuz gegen Friedrich predigen; wer ihn bekämpfte, sollte gleichen Ablaß gewinnen, als habe er gegen Saracenen gefochten. Das hinderte den Kaiser nicht, Rom selbst zu bedrohen. Freylich wäre seine Macht in Deutschland nie unentbehrlicher gewesen; denn um diese Zeit fielen die Tatarn in Schlesien ein, nachdem sie die russischen Großfürsten zinsbar gemacht, Kiew erobert, Polen 1242
verwüstet hatten. Plündernd und mordend zogen sie durch Schlesien und Mähren. Nun sollte Friedrich zeigen, daß er deutscher Kaiser sey; auch versprach er viel und konnte nichts halten; mußte sich begnügen, die deutschen Fürsten in hochtrabenden Worten aufzurufen; mußte aus der Ferne das seinem Schutz vertraute Reich verwüsten sehn; eine neue Völkerwanderung wäre vielleicht erfolgt, hätten die Tataren nicht freywillig ihre Eroberungen aufgegeben.

Obgleich der Tod zweymal kurz nach einander den päpstlichen Stuhl erledigte, so wurde doch der Zwist unter Innocenz dem Vierten noch heftiger. Dieser entschlossene Mann, in Rom nicht sicher, entwich nach Frankreich, versammelte zu Lyon die Bischöffe, setzte den Kaiser förmlich ab, und wiederholte feyerlich den Bannfluch, nach dessen Verlesung die Prälaten ihre brennenden Kerzen löschten und mit Füßen traten. Auch ein Theil der deutschen Fürsten, besonders Geistliche, ließen endlich durch des Papstes dringende Zumuthung sich bethören, und wählten den Landgrafen Hein-

rich

1246 rich von Thüringen zum römischen Könige. Weil aber die vornehmsten weltlichen Fürsten, Oestreich, Bayern, Braunschweig, Brandenburg und Meißen dem laut widersprachen, so wurde dieser Heinrich Pfaffenkönig genannt.

Friedrichs eigner Sohn, auch ein Heinrich, als Kind erwählt, als Jüngling herrschend, war schon zwölf Jahre früher auf eine traurige Weise vom Schauplatz abgetreten. Zu früh berauscht vom Gift der höchsten Gewalt; dem fernen Vater entfremdet, durch kaiserliche, des jungen Königs Macht beschränkende, Befehle nur ihn kennend; nach dem Tode weiser Räthe von Schmeichlern und Ohrenbläsern umringt, wollte er allein in einem Lande herrschen, welches ohnehin sein Vater so wenig zu achten schien. Sogar der Papst, dem nichts heilig war, wenn er seine Rachgier nur befriedigen konnte, ermunterte den Sohn zum Aufruhr gegen den Vater, und beschwatzte die Mailänder, daß sie die eiserne Krone, dem Vater so hartnäckig verweigert, dem Sohne entgegen trugen. Solchen Lockungen widerstand der Jüngling nicht, er warf den Zügel und die Larve weg. Aber Friedrich eilte schnell herbey, um die Empörung im Keime zu ersticken. Des Vaters Gold und Klugheit raubten dem Sohne die furchtsam gewordenen Anhänger. Von Allen verlassen, mußte er die Verzeihung fußfällig erflehen, die er zuvor trotzig verschmäht hatte. In Fesseln nach Worms geführt, dort begnadigt, doch weniger durch Reue als durch Rachedurst gefoltert, machte er den schrecklichen Versuch, seinen Vater zu vergiften, und büßte das Verbrechen in einem Kerker in Apulien, aus welchem erst nach sieben Jahren der Tod ihn befreyte. Friedrich hatte zu Speyer ihn förmlich

lich entsetzen und dagegen dessen Bruder Conrad zum römischen Könige wählen lassen. Der regierte nun, als der Landgraf von Thüringen nach dem Scepter griff; der mußte, ohne Friedrichs Beystand, seine Rechte zu behaupten suchen, indessen der Papst, durch gleiche Ränke wie in Deutschland, die Sicilianer gegen ihn empören wollte. Conrads Waffen waren nicht glücklich, allein der Zufall ihm günstig, denn der eingedrungene König starb, als er noch kaum ein Jahr die wankende 1247
Krone getragen hatte.

Alsobald war der Papst von neuem geschäftig, dem Kaiser einen Gegner zu erwecken. Er bot die deutsche Krone förmlich aus; ein Graf von Geldern, ein Herzog von Brabant verschmähten sie; dem Könige von England lüsterte nicht nach ihr, und sogar ein König von Norwegen wies die Ehre zurück. Endlich fand sich doch ein Jüngling von zwanzig Jahren, Graf Wilhelm von Holland, der von dem heiligen Vater zum Werkzeug der Rache sich mißbrauchen ließ. Da jedoch fast nur die Priester ihn wählten, die mächtigsten weltlichen Fürsten, auch die Städte, ihn nicht anerkannten, so war fürs Erste nur Verwirrung der neuen Ränke Frucht, ein Zustand, von Fürsten, Grafen und Städten benutzt, nach Unabhängigkeit zu ringen. Doch den undeutschen Friedrich kümmerte das wenig; der schlug sich unterdessen mit seinen welschen Gegnern bald hier bald dort, siegte bisweilen, unterlag öfter, mußte noch erleben, daß sein natürlicher Sohn Eezius von den Bolognesern gefangen wurde, opferte vergebens, um die Lombarden zu bezwingen, seine Kräfte, Schätze und Talente, seiner Unterthanen Glück, des Papstes ihm so nöthige Freundschaft, und starb end- 1250
lich,

lich, von dem schweren Vorwurf der Mit- und Nachwelt gedrückt, daß er große Macht und große Eigenschaften vergeudet, die, auf Deutschlands inneres Glück gerichtet, seinen Namen gesegnet verewigt haben würden. Seinen Erbstaaten hat er ein Gesetzbuch hinterlassen, die rühmlichste seiner Handlungen, nur durch den Ketzerhaß befleckt, der in demselben sich verfolgend aussprach. Für Deutschland hat er nichts gethan. Es war ein Stiefkind, dessen er nicht achtete, dem er nur befehlen wollte. Sechs Sprachen soll er geredet, ein Buch von der Natur und Wartung der Vögel geschrieben haben, auch ein Dichter gewesen seyn. Kein Fürstenruhm. Nach seinem Kreuzzuge ergab er sich der Sterndeuterey so blind, daß er ohne den Rath arabischer, ihn begleitenden, Sterndeuter nichts unternahm. Der Pracht ergeben zeigte er sich, und es mag Erwähnung der Feyerlichkeiten, bey seiner Vermählung mit einer englischen Prinzessin veranstaltet, dem Sittenbeobachter nicht unwillkommen seyn. Sobald die Kaiserliche Braut das Reichsgebiet berührte, bildete sich ihr eine adeliche Leibwache. In allen Städten auf ihrem Wege zog unter Gesang und Glockengeläute die Geistlichkeit ihr feyerlich entgegen. Der Tonkunst Meister begleiteten sie nach Cöln. Da wurde sie empfangen von zehntausend Bürgern in prächtiger Kleidung auf stattlichen Rossen. Wagen, deren Räder und Pferde Purpurdecken verhüllten, erschienen als geruderte Schiffe und trugen Geistliche, welche die Orgel spielten. Alle Straßen waren geschmückt. Die ganze Nacht hindurch sangen Mädchenvereine unter ihrem Fenster. Auch gewann die fremde Fürstentochter schnell die Herzen, indem sie, den Wunsch der Frauen erfüllend, sich unverschleyert zeigte. Bey der Vermählung

lung selbst waren vier Könige, eilf Herzoge, dreyßig Grafen und Markgrafen, die Prälaten ungerechnet, zugegen. Vier Tage lang wurde geschwelgt. Dann überhäufte Friedrich die heimkehrenden englischen Gesandten mit kostbaren Geschenken und Seltenheiten aus dem Morgenlande, unter diesen auch drey Leoparden, eine Anspielung auf das englische Wappenschild. Zu dem Hofstaat der jungen Kaiserin gesellte er eine Anzahl Maurischer Verschnittener, deren Gebrauch im Morgenlande ihn zur Nachahmung bethört hatte.

Aus Haß gegen die lombardischen Städte verlegte Friedrich einst die hohe Schule von Bologna nach Neapel, und wollte alle seine Unterthanen zwingen, nur in Neapel sich zu bilden; doch allgemein war das gerechte Murren gegen diesen Geisteszwang, und die Bologneser fuhren fort, unter päpstlichem Schutze die Musen zu hegen.

Zu Maynz hat Friedrich einen der glän- 1235
zendsten Reichstage gehalten, auf welchem vier und sechzig Fürsten, überhaupt zwölftausend Edle und Ritter sich einfanden. Damals bewies der Kaiser, daß er Gutes in Deutschland stiften könne, wenn nur Zeit und Wille ihm nicht gemangelt hätten. Ein Landfriede wurde schriftlich in deutscher Sprache abgefaßt. Daß aber dessen erstes Hauptstück von Bestrafung solcher Kinder handeln mußte, die gegen ihre Aeltern sich aufgelehnt, beurkundete Deutschlands tiefgesunkene Sittlichkeit. Die übrigen Abtheilungen enthielten der heilsamen Verordnungen manche von der Bürger Freyheiten, von Münzen, Zöllen, Schirmvogteyen, Krankenhäusern, und mehr dergleichen, was ihm rühmlich wäre, wenn gute Gesetze in Kraft und Ausübung erhalten, einen Fürsten nicht höher zierte als sie ge-

ben. Allein jenes vermogte nur ein gegenwärtiger Kaiser. Die blutige Verwirrung, während seiner ganzen sogenannten Regierungszeit, hemmte alles Gute, verschlimmerte noch das Böse, und zwang am Ende die Städte, um ihren Untergang abzuwenden, durch ein Schutzbündniß ihr Daseyn, ihren Handel zu sichern.

Auf jenem Reichstage wurden auch die alten, stets blutig erneuerten Händel wegen Sachsen geschlichtet. Die junge Kaiserin, mit Otto von Lüneburg, Heinrichs des Löwen Enkel, verwandt, stiftete Frieden zwischen dem Gemahl und ihm. Der Kaiser entsagte vermeintlichen Rechten auf Braunschweig, und erhob Lüneburg zum Herzogthum, doch mußte Otto sein, zuvor freyes, Erbe nun vom Reiche zu Lehn tragen.

In dem Herzog von Oestreich, Friedrich dem Streitbaren, hat dieser Kaiser einen hartnäkkigen Anhänger seines Sohnes streng gezüchtigt,
1236 das eroberte Wien sogar für eine Reichsstadt erklärt, bis nach einigen Jahren der Herzog, mit dem Kaiser ausgesöhnt, seine Länder und Städte wieder in Besitz nahm. So lassen oft die blutigsten Kriege, nur Volkselend verbreitend, in der Geschichte keine Spur zurück. Als jener Herzog
1246 von Oestreich kinderlos starb, nahm Friedrich dessen Länder als Reichslehn in Anspruch; der Papst hingegen, keine Gelegenheit verabsäumend, dem Kaiser weh zu thun, wagte, sie den Königen von Ungarn und Böhmen zu schenken, während Otto, Herzog von Bayern, das abgerissene Land ob der Ens wieder zu erlangen strebte. Die Oestreicher selbst wollten einer Nichte des Verstorbenen ihren Herzogshut aufsetzen, dann wieder dessen Neffen, einem jungen Markgrafen von Meißen,

ßen, bis endlich der König von Böhmen, nach Friedrichs Tode, durch Ueberredung und Geschenke, seinen Prinzen Ottokar ihnen aufgedrungen.

29.

Conrad der Vierte und Wilhelm von Holland.

Zerrüttet hinterließ Friedrich das unglückliche Deutschland, und des Papstes Tücke mehrte die heillose Verwirrung. Nicht zufrieden, gegen Conrad seinen Bannspruch zu erneuern, bot er alle Fürsten, selbst die geistlichen auf, ihn zu bekriegen, und Deutschlands erster Bischoff, der von Maynz, ward abgesetzt, weil er das Schwert zu ziehen sich weigerte. Sogar sein Stammerbe, Schwaben, sollte Conrad nicht behalten.

Nun loderte Deutschland in Flammen und schwamm in Blut. Conrad und Wilhelm, beyde um Anhänger buhlend, mußten die Gewonnenen nach Willkühr schalten lassen, durften nicht einmal den Plünderungen ihrer unbezahlten Söldner Einhalt thun. Ein Treffen, welches Wilhelm bey Oppenheim gewann, entschied wenig. Einen Meuchelmord, den der Bischoff von Regensburg an Conrad verüben wollte, vereitelte Zufall. Dem alten Reichsherkommen gemäß, erklärte Wilhelm Jeden seiner Lehn verlustig, der nicht, binnen Jahr und Tag nach seiner Krönung, sie von ihm empfangen hatte. Diesen Spruch bestätigte der Papst,

und beyde hofften auf solche Weise den Gegenkönig seiner Güter zu berauben.

Conrad, weniger bekümmert um die zweydeutige Ehre, seinem Nebenbuhler eine unsichere Krone abzufechten, als das reiche Erbe von Sici-
1251 lien in Besitz zu nehmen, wich vom deutschen Kampfplatz und ging nach Welschland, seine schwangere Gemahlin zurücklassend, die ihm bald darauf den unglücklichen Conradin gebar. Manfred, Kaiser Friedrichs unehelicher Sohn, hatte mit Kraft und Klugheit Siciliens Regierung stellvertretend übernommen; allein der Papst, dieses Reich als ein verwirktes Lehn betrachtend, wußte durch Briefe, Drohungen, Legaten und Kreuzprediger viele Große zu bewegen, daß sie, nach seinem Ausdruck, in den Schutz der Kirche sich begaben. Conrads Ankunft aber brachte schnellen Wechsel hervor. Neapel selbst, erobert, mußte seine Mauern niederreißen, ein ehernes Roß auf dem Markte, der Stadt Wahrzeichen, hinfort einen Zaum tragen. Sinnbildlicher Spott verwundet am tiefsten. Die mächtige Stadt weihte ihrem Ueberwinder unversöhnlichen Haß.

Erschrocken rief Innocenz bald einen englischen, bald einen französischen Prinzen zu Hülfe, Jenem und diesem die Krone versprechend; aber Conrads Grausamkeit war des Papstes hülfreichster Bundesgenosse. Denn er vergiftete aus Mißtrauen seinen Bruder Heinrich, den einzigen aus rechtmäßiger Ehe ihm noch übrig gebliebenen, zwar die That läugnend, doch seitdem in finstern Ernst versunken; Er beraubte ferner, aus gleichem Grunde, seinen natürlichen Bruder Manfred einiger Güter, worauf, derselben verruchten Waffen sich bedienend, Manfred wiederum ihn vergiftete.

Da

Da rief er sterbend: „wehe mir! warum wurde 1254
„ich geboren! Die Kirche war mir eine Stiefmut-
„ter, und das alte blühende Kaiserreich welkt der
„Vergessenheit entgegen!“

So sah nunmehr der schwache Wilhelm zwar von seinem Nebenbuhler sich befreyt, erwarb doch nicht der Fürsten Achtung, ob er gleich an Gnadenbriefen und Lehnbegabungen es nicht ermangeln ließ. Mit den geistlichen Churfürsten gerieth er in manchen Zwist, also daß der von Cöln sogar ihn eines Tages in seinem Pallaste verbrennen wollte. Ein gemeiner Edelmann plünderte seine Gemahlin auf der Straße, und in Utrecht warf ein Bürger einen Stein nach ihm. So gering geachtet, wollte er dennoch etwas Glänzendes unternehmen, die Friesen bezwingen, die nicht dem Reiche, noch minder Holland unterworfen zu seyn trotzig begehrten. Mitten im Winter fiel er in Westfriesland ein, das Eis brach unter ihm auf einem Morast; die Friesen, im Hinterhalt gelagert, ihn nicht kennend, erschlugen ihn.

Um diese Zeit begann der Städtebund sich 1256
auszubreiten, dem, zu ihres Handels Schutz, auch manche Fürsten beytraten. Auf schriftlich abgefaßte Grundgesetze, von Wilhelm bestätigt, hat später die berühmte Hanse ihre Einrichtung gebaut. Jedem Bundesglied, obschon eine Kette des Ganzen, blieb die heimische Regierung wie zuvor überlassen. Streit zwischen einzelnen Gliedern, sollte durch Vermittler beygelegt, Wichtiges nur einmüthig beschlossen, von keinem Verbündeten der Feind auf irgend eine Weise unterstützt werden bey Strafe der Ausschließung. Schiffe, den Rhein befahrend, sollte man durchsuchen, und, Feinden gehörig, wegnehmen. Von der Mosel bis nach

Ba-

Basel sollten die Städte hundert Kriegsfahrzeuge auf dem Rheine halten, fünfhundert die von Basel bis an des Stromes Mündung. Die niedersächsischen Städte, Lübeck, Hamburg, Bremen, traten damals noch nicht in den Bund, obschon, in blutige Fehde mit Dänemark verwickelt, solcher Hülfe sie wohl bedürftig waren. Lübeck hatte schon eine Flotte, die sich furchtbar machte.

Mit christlichem Eifer und unchristlicher Habgier kämpften in jener Zeit die Ritter des deutschen Ordens, nicht mehr in Palästina, sondern in Preußen, um den tapfern Heiden ihr, vom Papste verschenktes, Vaterland zu entreißen. Oft siegte die Verzweiflung jener Unglücklichen; oft war der heillose Räuberorden seinem Untergange nahe; doch stets retteten ihn Kreuzfahrer, die, Ablaß und Beute suchend, beydes im nahen Preußen leichter und gefahrloser als im fernen Morgenlande zu finden hofften. Auch der Böhmen König, Ottokar, schlachtete dort zu Gottes Ehre der Heiden Viele,
1254 und erbaute Königsberg.

30.

Richard von Cornwall und Alfons von Castilien.

Wilhelms Tod mehrte Deutschlands traurige Zerrüttung. Der kleinen Kriege gab es ohne Zahl. Wer ein Schwert kräftig führen konnte, that und nahm was ihm gelüstete. Diesen Jammer der Herrenlosigkeit zuerst beherzigend, forderten die verbün-

bündeten Städte alle Fürsten auf, die neue Königswahl zu beschleunigen, und beschlossen, wenn abermals zwey Kronenwerber mit getheilten Stimmen sich erhüben, keinen von beyden anzuerkennen.

Ihre böse Ahnung hatte sie nicht betrogen. 1257
Einige wählten Richard von Cornwall, des Königs von England Bruder, einen Prinzen, der, als Kreuzfahrer, durch Tapferkeit und Klugheit sich ausgezeichnet hatte, arm an Land, reich an Golde war, folglich ganz ein Kaiser, wie ihn die deutschen Fürsten wünschten. Andere wollten die Krone dem castilianischen Könige Alfons auf das Haupt setzen, der, um tiefer Sternkunde willen, der Weise zubenamt wurde. Es ist wohl auffallend, daß die Wahl auf keinen Deutschen fiel, auch kein Deutscher nach der gefährlichen Ehre trachtete. Die fremden Fürsten täuschte noch der, einst mit Macht umgebene, Kaisertitel; sie glaubten in der Ferne noch den alten Glanz zu sehn, nicht wissend, daß nur eines hohlen, gespaltenen Baumes Fäulniß leuchte. Niemand gedachte des jungen Conradin, des letzten Sprossen der Hohenstaufen. Die Fürsten, zum Erstenmale hier die sieben Churfürsten genannt, verkauften ihre Stimmen fast öffentlich, und der Erzbischoff von Trier soll nur darum Richards Wahl sich widersetzt haben, weil er nicht auch, wie Andere, 12000 Mark bekommen. Die beyden Könige überboten einander, und meldeten beyde ihre Wahl dem Papste, der, mit seinem Ausspruch zu zögern, für klug hielt, im Herzen aber dem Engländer geneigter seyn mogte, weil Alfons die Kühnheit gehabt, ohne Kreuzfahrer die Mohren zu besiegen.

Alfons erschien auch nicht persönlich in Deutschland, wohl aber Richard, der des Goldes so viel mitbrachte, und schenkend verschwendete, daß

die

die Erzählung fast fabelhaft klingt. Ihm gehörten freylich die Zinngruben in Cornwallis, damals die einzigen in der Welt. Sein Gold öffnete sogleich die Thore von Aachen, wo dreyßig Fürsten, zwölf Prälaten und dreytausend Ritter seiner Krönung
1258 beywohnten. Nachdem er einige Städte besucht, einige Vorrechte ertheilt, ging er nach England zurück, Deutschlands Obhut Statthaltern vertrauend. Als die Goldquellen versiegten, kümmerten sich auch die Deutschen wenig mehr um ihn. Er
1262 war es, der vier Jahre später den König Ottokar mit Böhmen und Mähren, Oestreich und Steyermark belehnte. Alfons indessen wurde nicht müde, des Papstes Beystand anzurufen. Gern und hastig ergriff dieser die dargebotene Gelegenheit, sich zum Richter über Könige aufzuwerfen. Mehr als Einmal lud er beyde vor seinen Richterstuhl; da jedoch die Gesandten bald erschienen, bald ausblieben, bald unter manchem Vorwand die Verantwortung weigerten, so erfolgte kein
1272 Spruch, und beyde Könige starben endlich in ihrer Heimath, ohne Deutschlands Elend zu mindern. Schamloser wurde nie das Recht der Gewalt geübt, oft am frechsten von Gottes Dienern. Der Abt von Murbach vergoß der Seinen Blut um den Besitz eines Thales. Die Erzbischöffe von Trier und Maynz lieferten einander Schlachten, weil sie verschiedener Meinung waren. Zwey zugleich erwählte Erzbischöffe von Salzburg kämpften um den Hirtenstab. Bayern und Böhmen schlugen sich um die Erbfolge in Baden. Ottokar bekriegte den König von Ungarn wegen Steyermark. Straßburg verjagte seinen Bischoff und schleifte dessen Schlösser. Alle Städte waren in den Waffen zu Schutz und Trotz, alle Dörfer verheert.

heert. In allen Richtungen das unglückliche Land durchkreuzend, erblickte man nur ausgelassene Krieger, wütende Empörer, lauernde Räuber und Mörder. Das ist ein treues Bild jenes Mittelalters, welches von unkundigen Schwärmern oft so ungebührlich angepriesen, und dadurch in neuern Zeiten thörigte Unzufriedenheit bey Vielen erweckt worden.

Nur Eine rühmliche Handlung ist von dem Fremdling Richard zu erzählen. Wer am Rhein ein Schloß bauen konnte, wähnte auch des Stromes Herr zu seyn, und zwang die Vorüberfahrenden, unerschwingliche Zölle ihm zu entrichten. Durch geschickte Unterhandlung bewirkte Richard auf einem Reichstage zu Worms, daß Fürsten, Adel und Städte sich eidlich verbanden, dem Unfug mit Gewalt zu steuern.

Der Untergang des Hauses Hohenstauffen fällt in jenen düstern Zeitraum. Der junge Conradin, in Deutschland erzogen, wollte Sicilien, sein Königreich, in Besitz nehmen, doch Manfred, sein Halbbruder, ihm nicht weichen, sich brüstend mit dem Ruhme, das Land zweyen Päpsten, sogar mit Hülfe der Saracenen, abgefochten zu haben; auch würden die Sicilianer, fügte er hinzu, deutsche Herrschaft nimmer dulden. Indessen wollte er doch nach seinem Tode dem Bruder das Reich gönnen; die Mutter möge ihn nur schicken, daß er Sitten und Gebräuche der Nation erlerne, die er einst beherrschen solle, Manfred wolle ihn halten als sein eignes Kind.

Indessen hatte der Papst den Grafen von Provence, Carl von Anjou, überredet, Siciliens Krone dem Eingedrungenen abzukämpfen. Er kam mit einer beutegierigen Ritterschaar, Manfred lieferte

1266 ihm ein voreiliges Treffen, und blieb auf dem Schlachtfelde. — Conradin, heran gewachsen, in Schwaben als Herzog nicht erkannt, auf wenige Erbgüter beschränkt, von Jugendfeuer beseelt, von Erinnerungen an seines Hauses erloschenen Glanz gespornt, von Mißvergnügten eingeladen, durch Armuth und Zurücksetzung fast zur Verzweiflung getrieben, ging nach Welschland von Abentheuern begleitet, nachdem zuvor seine Verwandten ihm alles, in Deutschland noch Besessene, abgeschwatzt hatten. Das Glück schien ihm zu lächeln. Carls von Anjou ausgesandte Haufen wurden geschlagen. Die Römer, mit dem Papste zwistig, führten Conradin mit großem Pomp in ihre Mauern. Vom ersten Erfolg berauscht, eilte er nach Apulien, um in einer Schlacht mit dem Gegner sich zu messen. Sie ging verloren. Ihn und den treuen Gefährten, Friedrich von Baden, ereilten Carls An-
1268 hänger auf der Flucht; beyde wurden gefangen, vor Gericht gestellt, verurtheilt und zu Neapel öffentlich enthauptet. Kein Verwandter nahm sich seiner an. Der letzte Sprosse mächtiger Kaiser, ein Jüngling von sechzehn Jahren, der nur nach seinem väterlichen Erbe strebte, wurde von einem christlichen Fürsten dem Henkerbeile überliefert, indessen unlängst ein Saracene, der Sultan von Aegypten, Carls eignen Bruder, den gefangenen König von Frankreich, um Lösegeld entließ, obgleich dieser Fürst nur aus christlichem Uebermuthe ihn angegriffen hatte.

31.

Gemälde vom damaligen Zustande der Deutschen.

An der Grenze eines neuen, glücklicheren Zeitraums falle noch ein letzter Blick auf den dunkeln Hintergrund, auf dem nach und nach die freundlicheren Gestalten hervortreten sollen. Die Kaiserglichen alten, fast entlaubten Bäumen, von einem lustig wachsenden Schößlingswalde dicht umgeben, der den Saft ihrer Wurzeln raubt. Doch je tiefer in Ohnmacht sie versanken, je höher schien ihre Hoffarth zu steigen. Conrad schrieb gebieterisch an den griechischen Kaiser, und wollte ihm einbilden, daß alle europäische Königreiche ihm täglich huldigten. Friedrichs Kanzler nannte, in einer öffentlichen Rede, Europa's Beherrscher, in Beziehung auf den deutschen Kaiser, nur Provinzen-Könige. Heinrich wollte im Ernst den Huldigungseid von Frankreich fordern, und Friedrich der Zweyte schrieb wirklich einen allgemeinen Reichstag für alle Könige aus; allein es erschien keiner.

Daß die Fürsten persönlich auf Reichstagen zusammentraten, mogte manchen Zwist, manche verderbliche Zögerung verhüten. Doch selten fand auch nur die Hälfte der Berufenen sich ein. Gern schob Einer dem andern die lästige Pflicht zu, die Kosten scheuend, oder behaglicher findend, daheim der Erste, als im Fürstengewühl unbemerkt zu bleiben. Hatten doch sogar Oestreichs Herzoge sich ausbedungen, daß Wegbleiben von Reichstagen in ihrer Willkühr stehen solle, und die Stände von Bur-

gund

gund erschienen nimmer. Ausbleibende strafen konnte freylich der Kaiser, doch wenn sie genehmigten, was beschlossen wurde, so schwieg er gewöhnlich.

Die, nach und nach entsprossene, Meinung, daß gewisse Rechte — als da sind: Münzen, Zölle, Gerichtsbarkeit, Bergwerke u. s. w. — dem Oberhaupte des Reichs als Königsrechte (Regalien) gebühren, hatte sich nunmehr befestigt; obgleich die Fürsten in das der Zölle manchen Eingriff thaten.

Ein Richter über die Fürsten war noch der Kaiser anerkannt. Den Verklagten lud er vor, Einmal — zweymal — dreymal — und, erschien der Widerspenstige nicht, so konnte er, mit Rath und Zustimmung von wenigstens sieben Fürsten, in die Reichsacht ihn erklären. Als Heinrich der Löwe die Ausflucht ergriff, er sey ein Schwabe, und dürfe nur im Vaterlande gerichtet werden: da warf ein Ritter seinen Handschuh hin, sich erbietend, durch Zweykampf zu beweisen, daß überall die Fürsten vor des Kaisers Richterstuhl sich stellen müßten.

Heinrich dem Siebenten ward, auf einem Reichstage zu Frankfurt, gleichsam zur Pflicht gemacht, wenigstens viermal in jedem Monat, er sey wo er wolle, den Vorsitz im Reichsgerichte persönlich zu führen. Doch war für den Kläger oft sehr lästig, dem Hoflager nachzureisen, oft wußte er nicht einmal, wo es anzutreffen sey. Statt der Pfalzgrafen, die vormals zu Gericht saßen, war nun ein Hofrichter bestellt, der täglich (die Tage des Herrn ausgenommen) Jeden anhören, Jedem Recht sprechen sollte; nur das Urtheil über Fürsten behielt der Kaiser selbst sich vor. Gesetze gab er mit Rath seiner Getreuen, wovon auch Freye und Ministerialen nicht ausgeschlossen waren. Ei-

nen Geächteten durfte er begnadigen, wenn zuvor der Beleidigte Genugthuung erhalten hatte.

Das kostbarste Vorrecht war noch immer die eigenmächtige Verleihung der Fürsten- und Herzogthümer, wenn sie durch Reichsacht, Entsetzung oder Aussterben erledigt waren. Die Fürsten enthielten sich der Einmischung; nur wachten sie über dem Herkommen, daß ein erledigtes Fahnlehn nicht länger als ein Jahr unverliehen bleiben durfte, damit die Kaiser, es dem Reichsschatz einverleibend, nicht zu mächtig würden.

Kammergüter, im Reiche zerstreut, waren noch vorhanden, weit geringer an Zahl jedoch als vormals, denn die Pfalzgrafen, ursprünglich zu deren Huth bestellt, hatten, gleich den Fürsten, ihre Aemter in Erbgut verwandelt. Reichsstädte zahlten Steuern, wurden auch wohl verpfändet. Judenzins war ergiebig. Kaiserliche Kammerknechte hießen die Juden, denn sie standen unter Kaiserlichem Schutz. Rheinzölle mogten beträchtlich seyn. Gestrafte Fürsten zahlten hundert Pfund in den Schatz. Andere Einkünfte hatten die Kaiser nicht.

Krieg mogten sie führen nach Gefallen, doch Mitwirkung der Fürsten zu erlangen, war in den letzten Zeiten immer schwieriger geworden. Die sahen ruhig zu, als die Hohenstauffen in Sicilien ihr Verderben fanden; als Polen der Deutschen nicht mehr achtete; als nur ein Schatten deutscher Herrschaft noch im Königreich Arelat übrig blieb; als die Friesen das Reichsoberhaupt erschlugen, war und blieb es doch ihr stetes Streben, die Kaisermacht herabzuwürdigen; darum wählte man so gern einen Ohnmächtigen, oder zwey zugleich.

Noch immer hatten die Kaiser keine bleibende Stätte. Sie zogen herum von einer Stadt zur

andern, und waren nirgend willkommen. Man ließ auch wohl ein Vorrecht sich ertheilen, das Hoflager nicht aufnehmen zu dürfen.

Mit Kirchensachen befaßten sich die Kaiser wenig mehr, da von den alten Rechten kaum noch Spuren übrig waren. Die Belehnung durch den Scepter schien zu einer leeren Förmlichkeit herabgesunken; denn gleichwie die weltlichen Fürsten ihre Lehngüter nach Willkühr verkauften oder vertauschten, so auch die Prälaten; bis endlich, um Mißbrauch zu verhüten, sie selbst gezwungen waren, durch des Kaisers nachzusuchende Einwilligung jeden Verkauf zu bedingen. — Nur wenn seine Persönlichkeit Ehrfurcht gebot, entschied er noch bisweilen in streitigen Wahlen. — Den Eid mit Darreichung der Hände (man nannte ihn hominium) forderten die Kaiser noch, allein er wurde selten geleistet, und die bloße Erinnerung an denselben reizte manches Prälaten grobe Empfindlichkeit. Ein Erzbischoff von Salzburg predigte öffentlich, es sey Gottesraub, geweihte Hände in blutige zu legen. Als nun auf einem Reichstage zu Regensburg, in Gegenwart des Kaisers, der Herzog von Zähringen ihn ermahnte, sein hominium nicht länger zu verzögern, fuhr der Prälat ihn an: „Ihr „seyd sehr vorschnell, mein Herr Herzog. Wenn „Ihr ein Wagen wäret, Ihr würdet vor den Ochsen herlaufen. Was kümmert Euch die Sache, „die zwischen mir und meinem Herrn, dem Könige, „wohl ohne Euch verglichen wird.“ Aus Furcht, der Herzog werde in gleichem Tone ihm erwidern, legte der Kaiser schnell seine Hand auf dessen Mund. — So durften Bischöffe mit Fürsten reden; so durften sie den Kaiserlichen Rechten Hohn sprechen.

Doch

Doch freylich ziemte es auch den Fürsten nicht, darüber Vorwürfe zu verlautbaren, da sie nicht minder willkührlich die Lehne veräußerten und ver- 1255
erbten, sogar auf Töchter; oder ihre Fürstenthümer theilten, wie um diese Zeit mit Bayern, etwas später mit Brandenburg geschehn. Auch Braunschweig ward zersplittert. Aber es führten 1261
theilende Fürsten dennoch gemeinsame Titel fort.

So stand es um die Kaiser, deren Würde jetzt in Deutschland hätte ganz verlöschen mögen, ohne daß es darum besser oder schlimmer zugegangen wäre. Besser vielleicht, wenn, nach langem Kampf zwischen allen Fürsten, der Mächtigste am Ende sie Alle unterjocht, und Deutschland in ein Erbreich verwandelt hätte.

* * *

Die Geistlichkeit, durch Land und Leute mächtig, wußte doch nur Furcht oder Haß, nicht Achtung oder Liebe einzuflößen. Wer ihrer Strafen spotten konnte, achtete ihres Standes nicht. Darum klagte sie laut auf einer zu Wien gehaltenen Kirchenversammlung: „der Layen Bosheit nehme überhand; wer geschickt Kirchen berauben „könne, gelte für klug, nicht für gottlos, und rohe „Gewalt heiße Tapferkeit.“ Sogar persönlichen Mißhandlungen entgingen die Bischöffe nicht. Die Bürger von Cöln warfen ihren Erzbischoff in den Kerker, die von Fulda ermordeten ihren Abt.

Freylich reizten die zusammengerafften Kirchenschätze Neid und Habgier. Wenn Maynz, unter vielen Kostbarkeiten, ein goldenes Kreuz, sechshundert Pfund wiegend, aufzuweisen hatte, und ein Meßgewand so schwer an Gold und edlen Steinen, daß nur ein starker Mann es tragen konnte,

wäh-

während der arme Conradin, der Sohn und Enkel berühmter Kaiser, zu seiner Vermählungsfeyer Geld borgen mußte; so war empörten Gemüthern edler Layen wohl kaum zu verargen, daß sie geistlichen Blutsaugern schnöden Ueberfluß mißgönnten. Da wurde es ein gemeiner Brauch unter den Prälaten, mit dem Schwerte sich der Anfechtungen zu erwehren, und bey Bischoffswahlen gereichte es dem, den Hirtenstab Suchenden, zur Empfehlung, wenn er auch das Schwert kräftig zu schwingen wußte.

Wer mit Gewalt die Kirche nicht berauben mogte, drang sich ihr als Lehnsmann auf. Selbst der stolze Kaiser Friedrich schämte sich nicht, um einige Lehen in der Oberpfalz der Bambergischen Kirche Truchseß, und um den Besitz von Wimpfen des Wormser Bischoffs Mann zu werden. „Wo „ist ein Herzog oder Markgraf" so sprach ein Geschichtschreiber jener Zeit, „der nicht den Bischöf„fen zum Eide die Hände darstrecke, oder, zurück„gewiesen, durch Bitten und Gewalt sich eindringe?" So kam es unter andern, daß zu Würzburg der geistliche Lehnhof dreyzehn fürstliche und gräfliche Geschlechter, fünf aus dem Herrenstande, dreyhundert und siebenzig Edle und Ritter, unter seine Mannen zählte.

Soviel die Layen der deutschen Kirche an zeitlichen Gütern entzogen, so viel der Papst an geistlichen Rechten. Jeder wichtige Streithandel wurde nach Rom getragen, oder doch von einem Legaten geschlichtet. Um dieser Kränkung auszuweichen, ließ mancher Erzbischoff sich zum Legaten stempeln, dadurch bekennend, daß, ohne diese Würde, er nichts vermöge. Sonst entschuldigte sich wohl der Papst, wenn er einen Bischoff ohne des Erzbischoffs

schoffs Vorwissen die Weihe ertheilte, jetzt hielt er das für überflüssig. Persönlich mußten die Erzbischöffe das sogenannte Pallium von Rom sich holen, (eine zum Gesetz gewordene Anmaßung Gregor des Siebenten) dort eidlich angeloben, dem Papste, ihrem Herrn, treu zu dienen gegen Jedermann; Ausdrücke, die ihre Freyheit auch als Reichsfürsten beschränkten, und, nach des Papstes beliebiger Auslegung, selbst gegen den Kaiser gedeutet werden konnten. Jenes Pallium, durch Reisekosten und Geschenke theuer bezahlt, war zugleich ein Bereicherungsmittel für den päpstlichen Schatz. Dennoch saß kein Erzbischoff auf seinem Stuhle fest, und Manche wurden abgesetzt, bisweilen unter schnödem Vorwand.

Minder zwar hatten durch Rom die Bischöffe zu leiden, hingegen wurden sie hart bedrängt, von mächtigen Nachbarn, unbändigen Vasallen, stark und klug gewordenen Bürgern ihrer Städte. Gleichwie der Papst die Erzbischöffe huldigen ließ, so wiederum diese die Bischöffe. Geistliche Wahlfreyheit war nun befestigt. Der Ministeriale, der Stiftsvasall, zuvor Mitwählende, blieben ausgeschlossen. Dennoch entschied das Schwert nicht selten in streitiger Wahl.

Schon wurden der Domstifter Begabungen (Präbenden) nur dem Adel verliehn. Vom Klosterleben der Begabten (Canonici geheißen) waren nur geringe Spuren übrig. An hohen Festen speisten sie zusammen, übrigens eigne Häuser bewohnend, auf deren Bezirken große Freyheiten ruhten.

Unter dem Faustrecht schmachtend, und selbst in Laster versunken, konnte schwerlich die Geistlichkeit Zucht und Ordnung handhaben, weder im Volke, noch unter sich. Zwar hatte jener kluge

Papst, Innocenz der Dritte, den erloschenen Eifer angefacht; es wurde über Kirchenzucht in mancher Versammlung gerathschlagt, manches Gute verordnet: Stifter, Klöster und Layen sogar hatten die Pfarreyen bisher nicht dem Würdigsten, sondern dem Gnügsamsten verliehen, um von den Einkünften soviel möglich zu behalten; darum waren die Pfarrer (Vicarien genannt) gewöhnlich unwissende, niedrigdenkende, vom Volke verspottete Männer. Dieser Unfug wurde ernstlich untersagt, doch nicht vertilgt, so bitter auch die Bischöffe sich darüber aussprachen, den Stiftern vorwerfend: sie würden mit Allem, was ihr Geiz verschlungen, nicht eher zufrieden seyn, bis ihnen auch der Jordan in den Mund laufe, da hingegen die Weltgeistlichen den Armen des Propheten Michas glichen, welche Trauben nach der Weinlese und Aehren nach der Ernte suchten.

Auch dem groben, damals schon mit Ablaß getriebenen Mißbrauche sollte gesteuert, am ersten Kirchweihfeste nur auf ein Jahr, an den folgenden nur auf vierzig Tage Ablaß ertheilt werden. Doch schwiegen die Verbesserer, Haß scheuend, von jenen unbegränzten, den Kreuzfahrern zugestandenen Sündenvergebungen.

Die Rechtspflege, sonst vom Erzdiaconus verwaltet, wurde jetzt von diesem, nicht nur nach Belieben übertragen, nein, sogar verpachtet. Zwischen weltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit erhub sich der Kampf des Eigennutzes; die letztere strebte sich auszudehnen, und immer war es leicht, in jeder Sache irgend einen Umstand aufzufinden, der, vor den geistlichen Richterstuhl gezogen zu werden, sie eignete.

Drey-

Dreymal im Jahre sollte jeder mündige Christ dem Send beywohnen, dem alten Sittengericht; darüber wachte die Geistlichkeit mit Eifersucht. Da wurden lästige Abgaben, Sendrechte genannt, erhoben; da wurden Verbrechen durch Geld gebüßt. Vormals durften das nur Schwache, die nicht fasten konnten, und nicht Sendherren empfingen die Geldbußen, sondern Kirchen und Arme; jetzt strichen es Jene in ihre Seckel, und stets verhaßter wurden die Senden. Manche Fürsten nahmen ihre Unterthanen gegen sie in Schutz.

Schenkungen, Stifte und Klöster hatten sich vermindert, allein durch Kauf, Tausch und übertragene Lehen mehrten sich dennoch ihre Güter, deren Masse ewig unvereinzelt blieb, indessen adeliche Geschlechter durch Theilungen verarmten. Von weltlicher Fürsten Gerichtsbarkeit waren sie ausgenommen, (man nannte das Immunität,) selbst im Reichsdienst lau, als die Kaiserliche Macht gebrochen war; die Fahnen der Bischöffe wehten nicht mehr in Welschland, Polen oder Ungarn; die geistlichen Güter lieferten nicht mehr dem Kaiserlichen Hofe Lebensmittel; ja, die Bischöffe, um der Beköstigung des Hofes auszuweichen, machten sogar das Recht dem Kaiser streitig, in ihren Städten Hof- und Reichstage zu halten.

Lange blieb die Geistlichkeit unbesteuert. Es war der Papst, der, zum Behuf der Kreuzzüge, die ersten Auflagen erfand; den Fürsten willkommen, denn sie begehrten nun vom Papste, unter gleichem Vorwande, Vergünstigung, den geistlichen Seckel zu leeren. Auch die Bischöffe, endlich sogar die Städte, beschatzten ihre Geistlichen. Das wollte man den Städten nimmer zugestehn. Sie aber sprachen: wir müssen Mauern und Thürme bauen,

Söldner halten, zu Eurem Schutze wie zu dem unsrigen, darum auch billig, daß ihr die Kosten theilt. Bey fortgesetzter Weigerung pflegten die Bürger ihre Priester aus der Stadt zu jagen, die geistlichen Wohnungen zu plündern. Dann zischte ein Bannstrahl gegen die Stadt; der Gottesdienst wurde gehemmt; die Ausgetriebenen suchten Hülfe bey mächtigen Nachbarn; Waffen blitzten, Federn schrieben, Stimmen donnerten, bis endlich ein Vertrag zu Stande kam, der selten lange gehalten wurde.

Bewußtseyn des Bösen wohnt auch im geübten Frevler; denn was er sich zu thun nicht scheut, mag er beym rechten Namen doch nicht nennen. Darum hießen Straßenraub und Todtschlag in des Faustrechts Sprache nur ein Niederwerfen. Auch Geistliche wurden oft so niedergeworfen, ja sie vor Allen gern, weil sie ihre Freyheit mit schwerem Golde lösen konnten. Ein ganzes Burgvolk jubelte, wenn ein reicher Pfaffe heimgeführt wurde. Amtsgeschäfte und Güterverwaltung machten den Priestern unmöglich, diese Gefahr zu vermeiden, darum boten sie Alles auf, den Unfug auszurotten. Nicht nur den Räuber traf der Bann; wo ein Geistlicher gefangen saß, hörte alsobald im ganzen Sprengel der Gottesdienst auf; Priester, dem Thäter auch nur als Schreiber dienend, mußten ihn verlassen, durften nicht einmal an Einem Tische mit ihm essen; Aller Kirchenlehen gingen er und seine Nachkommen verlustig, auch sollten nimmer seine Söhne in Domstifter, seine Töchter in Klöster aufgenommen werden. Durch Hemmung aller Kirchengebräuche (man nannte es Interdict) sollte das ganze Volk gegen den zu Bestrafenden erbittert werden; denn keine Glocke hörte

man

man läuten; kein Todter wurde begraben; alle Kirchenthüren blieben verschlossen; kaum war dem Priester vergönnt, einem Kranken die geweihte Hostie zu bringen. Aber ein langes Interdict hatte böse, nicht vorausgesehene Folgen, mehr das Volk, als den Verbrecher treffend. Man entwöhnete sich vom Gottesdienst, man fand es wohl am Ende gar behaglich, das Kirchengehn zu unterlassen, auch fehlte es nie an Geistlichen, die, bedroht oder eigennützig, ihr Amt nach wie vor verwalteten; daher der Papst gezwungen war, die Interdicte einzuschränken. Ueberhaupt schien die Furcht vor dem Bannstrahl der Kirche fast erloschen, denn wer Lohn und Strafe blos in der Menschen bethörter Einbildungskraft begründen will, der muß die sonst leeren Zeichen derselben dem Volke nicht zu oft vor die Augen bringen, weil nur das Seltene die Einbildungskraft nährt, das Alltägliche sie nicht mehr weckt.

Nie würden die Päpste unmittelbaren Einfluß auf Deutschlands Wohl und Weh errungen haben, wären nicht die Könige aus dem Zauberkreise ihrer vaterländischen Macht getreten, und dadurch dem bösen Geiste verfallen, der lauernd um den Kreis schlich. Nun sollte die weltliche Macht, der Mond, sein Licht nur von der Kirchensonne empfangen; nun sollten die zwey Schwerter des Evangelisten Lucas beyde in der Hand des heiligen Peters ruhen, also daß er das Eine den Königen nur leihe. Darum konnten Heiden nicht regieren; darum konnte der Papst Preußen und Litthauen verschenken; zwischen christlichen Kronwerbern entscheiden; die Wahlen untersuchen, den Gewählten bestätigen. Schon war der Kaiserliche Stadtpräfect zu Rom dem Papste unterworfen, des

Kai-

Kaisers dortige Macht kaum noch ein Schatten. Wäre Innocenz dem Vierten gelungen, Neapel und Sicilien mit dem römischen Stuhle zu vereinen, so würde bald vielleicht die Welt Papst und Kaiser in Einer Person verehrt haben.

Das angemaßte Krönungsrecht dieses Erzprieſters, die lästigen, oft schimpflichen Bedingungen, die jeder Kaiser, vor Empfang der Krone, schriftlich verwilligen mußte, gaben Veranlassung, die deutschen Könige mehr als alle andere zu erniedrigen. In Alles mischte sich der Papst. Den Krieg, (weil er ohne Sünde nicht geführt werden konnte) die Ehen im verbotenen Grade, (weil, wegen Nuzzen und Nothwendigkeit, er sie zulassen (dispensiren) durfte), die Gelübde der Kreuzfahrer, (weil durch Geld sie gelöst werden konnten) Alles zog er vor seinen Richterstuhl. Wem das Faustrecht heimische Hülfe verkümmerte, trug seinen Handel nach Rom. Aber auch das war keinesweges leicht; denn selbst dahin zu reisen mit Lebensgefahr verknüpft, und Briefwechsel noch nicht durch Posten erleichtert. Oft wurde freylich durch ein päpstliches Schreiben irgend einem Richter außer Welschland der Urtheilsspruch übertragen; aber da mußte vor allen Dingen die Untersuchung vorausgehn, ob dieses Schreiben auch echt oder nachgemacht sey? denn letzteres geschah nicht selten. Manche verkauften sogar das echte an einen Andern gleiches Namens, der es dann mißbrauchte.

Eine andere Verwirrung entstand aus jener päpstlichen Anmaßung, befugten Obrigkeiten die, ihren Richterstühlen Unterworfenen, zu entziehen; man nannte es eximiren. Die neuen Ritterorden Alle, auch sogar die Bettelorden, konnten, selbst in Streitsachen ihre Schulden oder Güter betreffend,

treffend, nur zu Rom vor dem Papste, oder gar zu Jerusalem vor ihren Ordensmeistern, verklagt werden; sie aber mogten Jeden beym nächsten Richter belangen.

Wen der Papst belohnen wollte, dem verlieh er Kirchenämter wo es ihm beliebte, auch Präbenden in Stiftern, und es erweckt ein Lächeln, wenn man liest, wie schlau die Stifter dem auszuweichen versucht, wiewohl stets vergebens. Anfangs eilten sie, auf eine gewisse Zahl ihre Präbenden zu beschränken; da war für den zu Rom begabten Fremdling keine Stelle offen. Sogleich ertheilten die Päpste Anwartschaften. Das thaten nun die Stifter auch, und zwar so reichlich, daß oft mehr Anwarter als wirkliche Stiftsherren gefunden wurden. Allein der Papst beschränkte sie auf vier, und befahl, daß sein Begabter, auch bey geschlossener Zahl, sogleich in den Genuß der ihm verliehenen Rechte treten solle. Nun suchten die Kirchen beym Papste selbst bezahlte Vergünstigungen, (Indulte genannt) die künftig vor solchem Eindrang sie schützen sollten; allein das kostete fortan die Päpste nur einige, ihren Begabungsbriefen beygefügte, Worte mehr, nämlich: daß, ungeachtet der Indulte, der Begabte aufzunehmen sey.

So verfuhr der Hirt mit seinen Schaafen, um so härter mit Königen und Fürsten, die ihm nur Wölfe schienen; Er selbst keinem Richter unterworfen; Natur- und Staatsrechte nur in dunkeln Begriffen schwimmend. Selbst die Kaiser schwankten in diesen Vorstellungen. Wenn Einmal Friedrich der Zweyte trotzig behauptete, Er, sammt dem Reiche, erkenne in weltlichen Dingen Keinen über sich, so berief er sich ein anderes Mal von des

Pap-

Papstes Urtheil auf das einer Kirchenversammlung; oder er behalf sich mit armseligen Ausflüchten. Allgemeine Verwirrung war stets die Folge. Aber Achtung und Vertrauen konnte den Päpsten nicht erhalten werden, so lange jedem Vernünftigen einleuchtete, daß alle ihre Schritte von Geiz und Herrschsucht nur geleitet wurden. Endlich wur-
1231 zelte gar gerechter Haß, als Innocenz der Dritte, das Maß füllend, seinen Ketzermeister, Conrad von Marburg, sandte, der zum Erstenmal die Geißel der Inquisition über Deutschland schwang. Da wurden, auf einseitige Anklage, selbst Abwesende verurtheilt, mußten, bekennend, durch geschorene Köpfe das Leben lösen, oder, läugnend, den Scheiterhaufen besteigen. Kein Stand blieb verschont; von den Bauern schritt der geweihte Henker zu den Bürgern, vom niedern Adel zu dem hohen; bis nach drey Jahren der Druck unleidlich wurde; ein Graf von Sayn, ein Graf von Solms, als Ketzer geschoren, vor einer Fürstenversammlung zu Frankfurt sich rechtfertigten, und der verabscheute Conrad, auf der Straße ermordet, ein Opfer gerechter Rache fiel. — So war Deutschlands Lage in kirchlichen Verhältnissen.

* * *

Der Adel wälzte sich in rohen Lastern, obgleich das Ritterthum ihn zügeln sollte. Geboren wurde kein Ritter. Mündig mußte seyn und von erprobtem Muthe, wer diese Würde suchte. Mit großen Feyerlichkeiten ward sie ihm verliehen. Nachdem er das Knappenwamms gegen Rock und Mantel vertauscht, führten zwey alte Ritter ihn vor den Kaiser oder Fürsten, der befahl, die Sporn

dem

dem Knappen anzulegen. Sie thaten es knieend, schlugen ein Kreuz darüber, küßten ihm das Knie und entfernten sich. Nun erhob der Knappe beyde Arme; der Fürst umgürtete ihm das Schwert, legte seine Hände dem Wehrhaftgemachten auf die Schultern, hob die Rechte, und schlug ihn mit den Worten auf den Nacken: Sey ein guter Ritter! worauf er ihn umarmte. Nun führten die alten Ritter den neuen in die Kapelle. Hier fiel er auf die Kniee, legte seine Rechte auf den Altar, und gelobte: „seines Lebens Wagniß für den christ„lichen Glauben; Schutz den Kirchen, ihren Die„nern, Witwen und Waisen; ungerechten Kriegs „Vermeidung; für Unschuldige zum Zweykampf „stete Bereitwilligkeit; Turnierbesuch allein zur „Waffenübung.“ Dann zog er sein Schwert, Gott und den Heiligen es opfernd und ihren Beystand erflehend, auf daß er ein untadelicher Ritter stets erfunden würde. Hierauf reichte man dem Nüchternen ein Stück in Wein getauchtes Brot. An der Kapellenpforte harrte sein der Oberkoch, der die alten Sporen empfing, sprechend: „wenn Ihr „jemals die Ritterschaft verletzt, was Gott ver„hüte! so werde ich Euch die Sporen über den „Fersen abhacken.“ — Dann trat der neue Ritter in den Speisesaal, wo an der zweyten Tafel ihm der Ehrenplatz gebührte. Doch war ihm nicht vergönnt, von Speis' und Trank zu kosten, nicht einmal bewegen durfte er sich. Steif mußte er sitzen, das Haupt weder zur Rechten noch zur Linken kehren. Erst wenn der Fürst nach der Tafel sich entfernt, der neue Ritter, ihm folgend, in seinem Zimmer ihm gedankt, durfte er, um zu speisen, in den Saal zurückkehren. — Im Feldlager wurden solche Feyerlichkeiten abgekürzt, und der Ritterschlag geschah

schah mit dem Schwerte. Turniergesetze und französische Romane, auch Erzählungen der, aus Palästina heimkehrenden, Kreuzfahrer lieferten eines vollkommenen Ritters Musterbild; dessen Grundzüge: Tapferkeit, Redlichkeit, Ehrliebe, Schutz der unterdrückten Unschuld, vor Allen wehrloser Frauen. Es wurde Sitte, daß jeder Ritter einer edlen Frau in Zucht und Ehre huldigte, ihr Schutz gelobend vor jeder Unbill, die mit dem Schwerte sich abwenden lasse. Schwärmer, in der weiten Welt Abentheuer suchend, hießen irrende, fahrende Ritter, deren Zahl jedoch in Deutschland, wegen Mangel erregbarer Einbildungskraft, nur gering seyn mogte.

Zu großen Thaten spornte freylich der Ritterorden, auch wohl zu guten, wenn sie Vortheil oder Ruhm verhießen, und manchem Jammer, den das Faustrecht über Deutschland brachte, mag die Ritterpflicht gemildert haben; doch gleichzeitige Schriftsteller, den heutigen Lobrednern grell widersprechend, entwerfen ein schwarzes Gemälde von jenem gepriesenen Stande. „Der Ritterorden" hieß es, „besteht in Unordnung. Wer, im Zotenreißen „und Fluchen der Unverschämteste, Gott am wenigsten fürchtet, dessen Diener beschimpft, der „Kirche nicht achtet, der ist heutzutage der Tapferste, der Berühmteste. Das Schwert vom Al„tar empfangend, kehrt er alsobald es gegen die „Gesalbten des Herrn, plündert die Armen, pei„nigt die Unglücklichen, und stillt seine Lüste in „fremden Schmerz. Der deutschen Ritter und Barone Mehrzahl nennt die Chronik Räuber.

Im Umgang mit solchen Wüstlingen, an ihren rohen Vergnügungen Theil nehmend, konnte wohl auch das zartere Geschlecht die Sanftmuth nicht behaup-

behaupten, die es liebenswürdig macht. Bey kriegerischen Schauspielen gewöhnten sich die Frauen, Blut fließen zu sehen, wohl gar das Blut geliebter Männer. Selten endigte ein Turnier, ohne Todte auf dem Sande zu lassen. In Sachsen fielen sechzehn Ritter in Einem Jahre. Deßhalb verdammten Päpste und Bischöffe diese Wettkämpfe, und versagten den Ermordeten ein christliches Begräbniß. Daran kehrten sich die Ritter nicht. Die Lust an solchem Getümmel war unbezwinglich. Eines Fürstensohnes Wehrhaftmachung wurde mit größerm Jubel gefeyert, als dessen Geburt; Königreiche und Fürstenthümer steuerten zu den Kosten; auch der gemeine Ritter schonte nicht seines letzten Pfennigs, um des Sohnes Ehrentag stattlich zu begehen.

Mit Wappen wurde nun viel Prunk getrieben; Bildnisse grimmiger Thiere aller Art drohten auf Schildern, nickten von Helmen herab und prangten später auf den Siegeln; Helden ihre Namen leihend, deuteten sie bildlich auf Grabsteinen der Verstorbenen Tugenden an. Da der Ritter sich mit keinem in den Waffen üben, der Domherr sogar mit keinem singen und beten wollte, der ihm nicht ebenbürtig war; so entstanden nun die Ahnentafeln. Kein Geistlicher, kein Bauer durfte ein Wehrgehäng tragen, der Kaufmann, auf Reisen zu seiner Sicherheit bewaffnet, das Schwert nicht an die Hüfte, sondern nur an den Sattel hängen. Sonst waren die Sitten noch einfach, selbst eines Fürsten Haushalt kaum hervorstechend. Nur an hohen Festen und Prunktagen pflegte er Hof zu halten. Da mußten die hohen Beamten, sonst auf ihren Gütern hausend, den weltlichen oder geistlichen Lehnsherren öffentlich bedienen. Da

wur-

wurden die Gäste bey Tausenden eingeladen, und, weil kein Gebäude die Menge faßte, Gastmähler und Tänze unter freyem Himmel gehalten.

Da das ganze Kriegswesen einzig auf dem Lehnsverband beruhte, so wurden des Adels Güter nicht nach Ertrag an Geld und Früchten, sondern nach der Zahl ihrer Mannen geschätzt. Eines Andern Mann werden hieß: gegen ein Lehn sich ihm zum Kriegsdienst verpflichten. In dem Begriff lag immer etwas Erniedrigendes; auch sprachen die geschriebenen Rechte, der sogenannte Sachsen- und Schwabenspiegel: es haben die Layen-Fürsten ihren Heerschild erniedrigt, seitdem sie der Bischöffe Manne geworden; doch Eigennutz erstickte des Ehrgefühls Bedenklichkeiten. Der Mann von seines Gleichen werden, wurde in der Regel für Schimpf geachtet, einem Höhern sich verpflichten, war nicht ehrenrührig. Prälaten hätten lieber ihre Pfründen geopfert, ehe sie, den Kaiser ausgenommen, irgend eines Layenfürsten Manne geworden wären. Denn in welchem drückenden Verhältniß diese zu dem Lehnsherrn standen, beweisen die, in noch vorhandenen Lehnrechten aufgeworfenen, Fragen: ob erlaubt sey, daß ein Vasall in Gegenwart des Herrn niese, huste, spucke, oder die Nase säubere? ob strafbar sey, wenn er die Mücken verjage? — Auf Treu und Glauben hatte man zuvor die Lehnsverbindlichkeiten blos verabredet, doch Erfahrung lehrte, wie viel im Lauf der Zeit schwankend oder vergessen wurde; darum faßte man sie schriftlich ab, ein Ursprung der spätern Lehnhöfe.

Nirgend behauptete deutscher Adel größere Freyheit, als in Schwaben, Franken und am Rheinstrom, weil, nach dem Untergang des Hohenstauffi-

schen

schen Hauses, kein Fürst in diesen Gegenden Macht genug besaß, ihn zu unterdrücken.

Der niedere Adel war so zahlreich, daß Viele dieses Standes, im Vaterlande unberathen, fremde Dienste suchen mußten. Darum gab es deutsche adeliche Söldner des griechischen Kaisers; darum hatte der König von Ungarn eine deutsche adeliche Leibwache, welcher nachgerühmt wird, daß sie die Ungarn gebildet habe; darum fehlte es auch dem Ritterorden in Preußen nie an Ergänzung, wenn die Heiden ihn gelichtet hatten.

Faustrecht, des Adels Nahrungsquelle, blieb gegen den Geringern unbeschränkt, auch unter Gleich und Gleich durch jene Furcht nicht mehr gezügelt, daß etwa ein strenger Kaiser den Raufbold zum Hundetragen verurtheilen werde. Doch eine Art von Ehrlichkeit war, durch ein Gesetz Kaiser Friedrichs, im Faustrecht üblich: es sollte nämlich die beschlossene Fehde drey Tage vor ihrem Ausbruch durch einen sichern Boten dem Befehdeten angezeigt, er nicht unverwarnt überfallen werden. Noch durch manche, schlecht befolgte, Verordnung suchte Friedrich den Gräueln des Faustrechts vorzubeugen. Reichsacht sollte jeden Brandstifter treffen, auch die Verwüster von Obst- und Weingärten. In seinem Landfrieden erlaubte Er die Befehdung nur Solchen, die auf keinem andern Wege Recht finden mogten. Allein wer kehrte sich daran? Die Raubschlösser mehrten sich zahllos, und auch der Friedliebende, wollte er seines Lebens, seiner Habe sicher seyn, mußte sich in eine feste Burg verschließen. Der Mindervermögenden traten mehrere zusammen, und bauten eine solche mit vereinten Kräften, woraus die sogenannten Ganerbschaften entsprungen sind. Freunde

ver-

vergönnten einander in Gefahren wechselseitig Zuflucht in ihren Vesten; man nannte solche Vergünstigung das Oeffnungsrecht. Reisende bedurften einer bewaffneten Begleitung zu ihrem Schutze, und so entstand das wohlbezahlte Geleitsrecht, vom Adel gern geübt, weil er auf solche Weise einen Theil der Söldner auf fremde Kosten nährte; aber auch ein oft mißbrauchtes Recht, nicht selten mit Gewalt auf Reisende ausgedehnt, die kein Geleit begehrten, oder auf ein fremdes Gebiet, dessen Herr gleichermaßen Durchziehende beschatzen wollte; eine Quelle mancher blutigen Händel zwischen Nachbarn.

Krieg, sonst ein adeliches Vorrecht, nun der Söldner Handwerk, die zu bezahlen die ersten Auflagen entstanden, von welchen doch der Adel unbeschwert blieb. Noch immer lag die Kriegskunst in der Wiege. Nur die Befestigungskunst machte geringe Fortschritte. Man erfand Mauerbrecher, Mauern untergrabende Werkzeuge, Gerüste, um Steine zu schleudern und Pfeile abzuschießen. Lanze und Schwert zwar die stets beliebten Waffen; doch hatten die Kreuzfahrer im Morgenlande der Saracenen Pfeile fürchten gelernt, darum auch im Abendlande Pfeilschützen und Armbrusten jetzt höher geachtet wurden, obgleich der Papst die neue Mordkunst bey Strafe des Bannes untersagte. — So des deutschen Adels Zustand und Beschaffenheit.

* * *

Wenn es draußen stürmt, so veröden die Straßen, und die Menschen flüchten in sichere Häuser. Darum wuchsen die deutschen Städte, als das Land der Deutschen ein Raub der Verwüstung war.

war. Ihre Kräfte fühlend und die welschen Muſter nachahmend, trachteten ſie vor Allem nach Selbſtregierung, wählten aus eigner Mitte Burgemeiſter und Rath. Zwar ſetzte noch der Kaiſer ſeinen Vogt oder Schultheiß in den Reichsſtädten, doch ſaßen ſchon die Bürgerſchöppen mit zu Gericht. Biſchöffliche Beamte wurden minder noch geachtet, da, bey entſtandenem Zwiſt, die Bürger ſtets an ihren eigenen Obrigkeiten hielten. Oft kauften oder pfändeten ſie auch von einem geldbedürftigen Fürſten die Gerichtsbarkeit für immer. Aufſicht über Maß und Gewicht, Marktrecht und öffentliche Sicherheit wußten ſie, trotz manches Widerſpruchs, in ſtets erweitertem Umfange ſich zuzueignen. Darob klagende Fürſten empfing der Kaiſer gewöhnlich lau, weil er nicht ungern deren Gewalt verringert ſah. Alſo ſchritten die Städte mächtig vorwärts zu gänzlicher Befreyung von der Landesherren Gerichtsbarkeit. Wer Glück in Deutſchland ſuchte, fand bisweilen es in Städten, vielleicht noch hier und da in einzelnen friedlichen Schlöſſern. Aber Glück und Hoffarth ſind Geſellen. Vormaligen Druck vergalt nun oft des Bürgers Uebermuth. So zum Beyſpiel nöthigten die Maynzer ihrem Erzbiſchoff das Verſprechen ab, nie mehr Begleiter in ihre Stadt zu bringen, als ihnen zuzulaſſen belieben werde.

Gleichwie in Welſchland zogen der Adlichen Viele vom Lande in die Städte, und erwarben Bürgerrecht, aber dort gezwungen, in Deutſchland freywillig; denn ſo entging der Ruhe-liebende Rittersmann vielem Ungemach, und, was etwa in ſeiner Brüder Meinung er verlor, das erſetzte ihm oft der, an der Stadtregierung ihm verliehene, Antheil. — Immer häufiger wurden auch die

Pfahl-

Pfahlbürger, nämlich fremde Unterthanen, die, auf fremdem Gebiete wohnend, das Bürgerrecht der nächsten Stadt mißbräuchlich erlangten, dadurch von ihres Herrn Gerichtsbarkeit und Steuern sich befreyt wähnten, also daß kein Fürst mehr seiner Unterthanen sicher war, und, wenn er es nicht dulden wollte, eine blutige Fehde mit jener Stadt ausfechten mußte.

Billiger dachten die sogenannten Ausbürger, die, ohne Kränkung älterer Pflichten, ein Bürgerrecht gewannen.

Auch eine Geburt des Bürgerstolzes waren die Zünfte; zwar im Anfang heilsam, weil sie (gleich der Ritterzunft, die des Adels Ehre bewahren sollte) Sinn für Bürgerehre weckten; weil Künste und Handwerke, nun in wohlvertheidigten Mauern sich sammelnd, durch löblichen Wetteifer vorwärts schritten; aber auch bald, durch angemaßtes Alleinrecht (Monopol) den geschickten Unzünftigen unterdrückten, und, von verwegenen Häuptern mißgeleitet, eignen Obrigkeiten oft Gesetze vorschrieben. Denn waffenfähig waren nun auch Handwerker, und die, in ihren Trinkstuben durch Wein erhitzten, Köpfe erregten nicht selten blutige Händel. Die Bürger, in Fahnen und Rotten getheilt, sammelten sich auf Waffenplätzen sobald die Sturmglocke ertönte, und plötzlich stand das Rathhaus von Geharnischten umringt. Auch erregte bald der aufgenommene Adel Gährungen, die nicht selten innerhalb der Mauern blutige Zwietracht gebaren. Denn, so keck sich auch die Bürger oft die Waffen zu führen weigerten, wenn die eigentlichen Herren ihrer Städte es verlangten, so schlagfertig erschienen sie doch jederzeit, wenn eigne Händel auszufechten waren; und konnten sie,

allein

allein zu schwach, den Kampf nicht bestehen, so trotzten sie auf die Verbündeten, auf jene mächtig heranwachsende Hanse.

Also begab es sich, daß, mitten im Gräuel des Faustrechts, doch der Handel blühender wurde. Aus Deutschland holte der arme Norden seine Bedürfnisse. Durch Lübeck's günstige Lage verarmte Bardewyk, obschon Heinrich der Löwe durch Gewalt den Handel nach Lübeck hemmen wollte. Bald begriffen auch die Städte, es sey gewinnreicher, den Fremden ihre Waaren selbst zuzuführen, und so entstand die Schiffarth auf der Ostsee; begonnen durch Bremen und Lübeck nach Liefland, schnell ausgebreitet, nachdem der deutsche Orden Preußen überwältigt, und Einzöglinge ohne Zahl dort, in selbst erbauten Städten deutsche Sprache und Sitten verbreitend, auch ihren Kunstfleiß, ihren Handel übten.

Wenn gleich der Scharlach, den Heinrich der Löwe dem griechischen Kaiser schenkte, ein Erzeugniß Englands war, so durften doch die Deutschen sich rühmen, die feinste Leinwand zu liefern. Die Werkstühle von Regensburg und Quedlinburg versorgten, so die Heimath als die Fremde, mit Tüchern, Barchent, und mancherley Kleidungsstücken.

Doch seine wichtigste Bedeutung empfing der deutsche Handel durch die fremden, südlichen Erzeugnisse, die er dem Norden zuführte: Seide, Baumwolle, Zucker, Gewürze, diese bezahlend mit deutschem Silber, englischem Zinn und Allem, was der Schiffsbau bedarf. Ueber Welschland fanden solche Waaren den Weg nach Aegypten. Unbeschränkte Handelsfreyheit gewährte England schon

damals, ruhig sogar verstattend, daß böhmisches Zinn auf seinen Märkten erschien.

So geschah es, daß der deutsche Handelsbaum seine fruchtbeladenen Zweige nach allen Himmelsgegenden streckte. Die höchste Reife gab diesen Früchten die aufsteigende Sonne des hanseatischen Bundes, der in der Folge den Sund beherrschte; den Handel mit Dänemark, Schweden, Polen und Rußland ausschließlich behauptete; einst Frankreich zwang, den Britten seine Küsten zu sperren; mit hundert Schiffen Lissabon eroberte; von England zehntausend Pfund Sterling für einen Frieden erpreßte; Dänemark feil bot, und in allen Kriegen durch seine Macht den Ausschlag gab. Solche Wunder geschahen, von keinem Fürsten, keinem Prälaten begünstigt, vielmehr aus allen Kräften gehemmt. Dazu mißbrauchten vor Allen die Geistlichen das Christenthum, mit bitterm Eifer den Zins verdammend, den sie, auch den mäßigsten, Sünde zu nennen beliebten. Die Folge war, daß Juden, keiner Kirchensatzung unterworfen, trotz ihres Wuchers unentbehrlich wurden. Es ließ wohl mancher Fürst sich ein Recht verleihen, Juden zu hegen, während an andern Orten der Pöbel, von ausgesogenen Schuldnern aufgehetzt, die reichen, unchristlichen Gläubiger ermordete.

Doch in Gewinnsucht blieben auch die Christen nicht zurück. Welsche Wucherer, Lombarden, unter dem Vorwand des Gewürzhandels Deutschland durchziehend, (darum Gewertschen genannt,) verkauften Geld um hohen Zins, und konnten, mit Welschlands Städten in Verbindung, jede beliebige Summe herbeyschaffen. Selbst geistliche Fürsten, sonst gegen den Wucher predigend, borgten bisweilen so viel, daß einst in Maynz befürch-

tet

tet wurde, sämmtliche Kirchengüter mögten nicht hinreichen, den Zins nach Welschland zu entrichten. Vergebens eiferten Andere dagegen; die Gewertschen wußten sich sogar durch päpstliche Vorrechtsbriefe zu schützen. Auch Münzenverfälscher gab es häufig, wenn gleich die Kaiser schwere Strafen über dieses Verbrechen verhängten, und streng geboten, daß jede Münze ihr gebührendes Gewicht haben und weiß seyn sollte; daher der Name Weißpfennige den echten Münzen aus gutem Metall beygelegt wurde. Am meisten hielten noch die Städte auf gute Münze, und konnten es, als Herren des Handels. Ihnen war das Recht verliehen, für Waaren und Lebensmittel nur in eignem Gelde Zahlung anzunehmen.

Da es der Münzen so vielerley gab, so mußte, bey großen Zahlungen, das Geld gewogen werden, daher die Pfunde. Auch von Marken, besonders Cölnischen, wurde schon geredet, und von Hellern, deren drey auf einen Pfennig gingen. Bergwerke und Handel hatten des Geldes Menge vermehrt, allein noch immer nicht zu vergleichen dem heutigen Uebermaß. Darum schien zehn und zwölf vom Hundert ein mäßiger Zins, und solchen Ertrag begehrte auch der Käufer eines Gutes. Wie wenig ganze Länder damals abwarfen, mag Steyermark, das Herzogthum, beweisen, das, der Kammergüter Frohndienste eingerechnet, nicht mehr als 7334 Mark in des Herzogs Seckel lieferte. Das ganze Eichsfeld wurde um 1600 Mark verkauft. Große Reichthümer waren nur durch Raubkrieg, sicherer durch Handel zu erwerben; daher die Städte auf jedem, auch unrechtlichen, Wege ihres Handels Zuwachs zu ertrotzen strebten; neue Straßen anlegten, und Reisende zwingen wollten, auf der al-

ten Straße nicht zu fahren, oder ausschließlich ihre Märkte zu besuchen; Anmaßungen, welche Kaiser Friedrich ausdrücklich verpönen mußte. — So der deutschen Bürger Zustand und Beschaffenheit.

* * *

Einzelne Gelehrte gab es wohl, keinen Gelehrtenstand, auch keine fruchtbringende Gelehrsamkeit. Alles in Allem war und blieb Aristoteles, dessen Streitkunst, in die Gottesgelahrtheit übergetragen, ketzerische Spaltungen, dürre Spitzfündigkeiten, wütende Zungengefechte veranlaßte. Zweifelfragen vom Daseyn Gottes, der Dreyeinigkeit, des Erlösers im Abendmahl, führten wiederum auf Grübeleyen über bestimmte und unbestimmte Dinge; ob die letztern in oder ausser dem Verstande vorhanden wären? Daher die Secten der Realisten und Nominalisten, die mit allen Waffen der Dialectik und mit aller Wuth der Rechthaberey sich bekämpften und verketzerten. Man stritt heftig, ob der Urstoff aller Dinge ein quid, ein quantum oder ein quale sey? Auf solche Weise vermogte selbst Naturgeschichte, durch Aristoteles nun bekannt geworden, den gemeinsten Aberglauben nicht auszurotten, und ein Propst von Hildesheim überredete im Ernst die Deutschen, es habe Virgil, Neapel erbauend, alle Schlangen hinter einer Pforte verschlossen, welche man die eiserne nannte, und welche darum deutsche Krieger, unter Heinrich dem Sechsten, nicht einzureißen wagten. Solcher Mährgen gab es viele.

Länder- und Sternkunde strebten auf, mehr noch Sterndeuterey. Daß ein Mönch zu

Worms

Worms eine Sonnenfinsterniß voraus verkündete, galt für ein halbes Wunder.

Das römische Recht erwarb sich steigende Achtung, zumal da die Kaiser, aus ihm ihre Weltherrschaft herleitend, es begünstigten. Auf der hohen Schule zu Bologna zehntausend Lehrlinge des Rechts bey einander zu erblicken, war nichts ungewöhnliches. Ein Mönch, Gratian, verfaßte ein neues, mangelhaftes Kirchenrecht, welches der Papst in Bologna zu lehren empfahl. Auch ließ Gregor der Neunte aus der großen Menge päpstlicher Verordnungen Auszüge sammeln, die noch heute des canonischen Gesetzbuchs größern Theil füllen. Zum allgemeinen Frieden sollte diese Sammlung nützen, so vermeinte Gregor; allein je mehr Gesetze, je mehr Hader. So oft eine geistliche Würde oder Pfründe in Deutschland erledigt wurde, so oft entstanden bittere Händel, die zuletzt der Papst entscheiden mußte. Nicht um den Frieden zu erhalten, nur um als Richter oder Sachwalter sich zu bereichern, studirten Pfaffen diese neuen Vorschriften, aus welchen nebenher das Uebergewicht der geistlichen Gerichtsbarkeit zu erweisen war. Manche im Streit Befangene mogten auch lieber dem geistlichen Richterspruch sich fügen, als wagen, daß ein weltlicher Ritter etwa zum Zweykampf sie verurtheile.

Was in Deutschland rechtlichen Herkommens war, das wurde gleichfalls aufgezeichnet, um sich daran zu spiegeln, und so entstanden die Sachsen- und Schwabenspiegel. Aber seitdem die Fürsten, den ursprünglichen Begriff ihrer Würden vergessend, die Rechtspflege an Schultheissen, Vögte, Amtleute, Gaugrafen u. s. w. verliehen oder verkauften, die sich wohl gar befugt hielten,

sie

sie wiederum an solche zu vermäkeln, die keiner andern Eigenschaft bedurften, als: freye Männer zu heißen; seitdem war der beste Richter, wer das meiste Geld erpressen konnte. Nach einmal angebrachter Klage wurde nicht einmal ein friedlicher Vergleich verstattet, damit die Gebühren nicht geschmälert würden. Nur im peinlichen Rechte, wo vormals Geld Alles ausglich, war Blut an dessen Stelle getreten, und zum Rade der Dieb verdammt, der einem Ackersmann den Werth von drey Pfennigen stahl; verbrannt der Christ, der eine Jüdin beschlief, der Jude, der mit einer Christin buhlte; verbrannt der Ketzer oder Zauberer.

Konnte ein Kläger durch sechs schwörende Zeugen die Klage erhärten, so fällte der Schöppe sogleich den Spruch und vollzog ihn auch, denn das Henkeramt war noch nicht entehrend. Haupt oder Hand durch das Beil verlieren, hieß eine Strafe zu Hals und Hand; Staupenschlag und Haar abschneiden, hieß eine Strafe zu Haut und Haar. Den durch Zeugen nicht Ueberwiesenen reinigte sein Eid oder ein Gottesurtheil: glühendes Eisen, siedendes Wasser, Zweykampf; letzterer stets mit Feyerlichkeiten, deren genaue Kenntniß auch eine Wissenschaft wurde: die des Kampf-Rechts.

Um eines Urtheils Vollstreckung zu sichern, ward ein seltsames Mittel erfunden. Es mußte ein angesehener Mann sich verbürgen, an einem bestimmten Orte so lange sich aufzuhalten, bis dem Spruche ein Gnüge geschehn; das nannte man Innlager. Schiedsrichterliche Urtheile hießen Austräge.

Grausamer noch als schnell vollzogene Todesstrafe schien die Achtserklärung; im einzelnen

Ge-

Gerichtsbezirk, Unteracht, im ganzen Reiche gel-tend, Oberacht genannt. Da wurde der Verur-theilte für rechtlos, dessen Weib und Kinder als Witwe und Waisen erkannt, sein Leib und Fleisch den Thieren des Waldes, den Vögeln und Fischen preis gegeben; auf allen Straßen durfte Jeder-mann ihn morden, und dieser Fluch ward über ihn ausgesprochen im Namen des Teufels!

Solche Wissenschaften, solche Kunde zu erwer-ben, war das Bemühen derer, die sich Gottes- und Rechtsgelehrte nannten, oder am Himmel das Loos der Sterblichen erspähten, oder auf Erden den Ver-suv in Flammen setzten, weil ein Mann von Erz einen Pfeil auf ihn abgeschossen. Weniger mogten Virgils Gebeine, solcher Wunder angeklagt, da-durch beunruhigt werden, als durch die rauhe Ue-bersetzung seiner Aeneide, welche um diese Zeit ein Edelmann, Heinrich von Veldegg, lieferte. Doch billig ist zu rühmen, daß Dichtkunst von Fürsten und Rittern geliebt und geübt wurde, die Minnesinger am Kaiserhofe wie unter dem Volke in Ansehn standen. Oefter wie heute ver-mählte das Schwert sich damals mit der Leyer. Aber darum schmiegte sich auch die Leyer nur an die rohen Sitten jener Zeit, pries Mord und Raub, wenn nur heldenmäßig verübt, prägte folglich den raubthierischen Hang, Heldengeist genannt, nur noch tiefer in die Gemüther. Das Lied der Ni-belungen konnte für ein Gesetzbuch des Stärkern gelten.

Es ist noch übrig von dem Stande zu reden, ohne welchen, obgleich der geringste, die übrigen kein Daseyn hätten. Gleich einer blühenden Insel, auf die Korallenschöpfung verachteter Insecten ge-baut, ruht der Staat auf dem Fleiße der Bauern.

Das

Das erkannte endlich Kaiser Friedrich, bey seiner Krönung verordnend, daß Niemand Ackersleute, ihr Gesinde, Vieh, Geräthschaft beschädigen solle. Die Waffen zu tragen war der Bauer nicht verpflichtet, nach alten Gesetzen der Krieges-Ehre durfte er es nicht einmal. Seinem Priester, seinem Ritter gab er schweren Zins, damit Jener für ihn beten, dieser für ihn fechten sollte. Aber im steten Kriegsgewühl um ihn her, konnte er dennoch der Früchte seines Fleißes nimmer froh werden. Zwar gab es keine Heere von hunderttausenden wie heute, auch selten lange dauernde Fehden; hingegen entstanden sie um so häufiger und plötzlicher; der Landmann blieb unverwarnt, und keine andere Zuflucht ihm, als die Kirche, wohin er sich und seine beste Habe flüchtete, die oft eitle Hoffnung nährend, sein Heiliger werde den rohen Kriegern Ehrfurcht gebieten. Die Bauern begannen ihre Kirchhöfe mit Mauern zu umgeben, innerhalb derselben ihre Vorräthe in Kellern bewahrend, wohl auch gegen einzelne Scharen mit gewaffneter Hand sie vertheidigend. Doch gleichbedeutend waren die Worte: Bauern und arme Leute oder Elende, obschon Leibeigenschaft jetzt nach und nach verschwand; nicht durch Verordnungen oder urkundliche Briefe, sondern still. Auf welche Weise? darüber wird gestritten. Man meinte, die Fürsten hätten, um den reichen Adel einzuschränken, die Bauern begünstigt; oder diese, als der adelichen Geschlechter so viele in den Kreuzzügen erloschen, sich ohne Widerspruch selbst erhoben; oder wachsende Bevölkerung habe ihren Werth als Leibeigene vermindert; oder des römischen Rechts Gebrauch ihren Zustand verbessert; oder auch der Grundsatz immer weiter sich verbreitet, daß den

göttlichen Gesetzen Leibeigenschaft zuwider sey. Vielleicht erkannten auch schon manche Herren, welche ihre Güter mit Zuneigung bewirthschafteten, daß die Kraft des Leibeigenen in keinem Verhältniß zu der des freyen Arbeiters stehe. Vielleicht wurden sie auch milder aus Noth, weil die Bauern jetzt der alten Strenge durch Flucht in Städte wohl entweichen konnten; oder weil die Reihen der Söldner, in ewigen Fehden täglich zerlückt, ohne Bauern nicht mehr auszufüllen waren, folglich nur die Wahl blieb, sie fortan für Freye zu achten, oder das Kriegshandwerk durch Leibeigene zu besudeln. — Damals entstanden die, bis auf unsere Zeit fortgepflanzten, Holländereyen; Ansiedelungen niederländischer, durch Wassersnoth aus ihrem Vaterlande vertriebener, Bauern, die, als Pächter willig aufgenommen, auch wohl das Gedeihen eines Standes freyer Landleute befördern mogten.

Noch eine Frage wird aufgeworfen: Wie war es möglich, daß Deutschland, durch Krieg zerrüttet und verödet, doch Jahr für Jahr eine so ungeheure Menschenmenge ausstoßen konnte, als erforderlich war, Pommern, Liefland, Preußen zu bevölkern? — Man löst das Räthsel, vermuthend, es sey die Zahl der Bauern darum so angewachsen, weil sie nicht, wie heute, zum Kriegsdienst ausgehoben wurden. — Allein die starken Heere, die bald nach Süden bald nach Norden wandern mußten, woraus bestanden sie denn? die Ansiedler in den genannten Ländern, waren es nicht Krieger? — Freylich, zum Kriegsdienst nur der Lehnsmann verpflichtet; doch mußte er sich mit einem stattlichen Gefolge umgeben, und wo nahm er es her? — Auswanderung ist nicht immer ein Beweis von Uebervölkerung, oft nur von heimischer Noth.

Diese war unläugbar in Deutschland, jene bleibt unerwiesen.

* * *

Im Ganzen schildert ein heimischer Chronikenschreiber die Deutschen jener Zeit wie folgt: „Sie „sind kriegerisch, grausam, verschwenderisch, ver„nunftlos; ihr Wille ist ihr Recht, ihr Schwert „unüberwindlich; nur Leuten ihres Volkes ver„trauen sie; ihren Heerführern treulichst ergeben, „magst du ihnen wohl das Leben, doch nicht ihre „Treue rauben.“ — Ein Franzose, der die Völkerströme in Palästina sich mischen sah, fand keinen Unterschied zwischen Deutschen, Franzosen, Engländern und Bretagnern; sie Alle schilderte er unmäßig und voreilig, aber andächtig und herzhaft. Die hohe Gestalt der Deutschen wurde noch gerühmt; ein Grieche nannte sie Säulen von Erz.

Auch in diesem Zeitraum wird der Mimen und Gaukler oft erwähnt, nur nie mit solcher Klarheit, daß zu errathen wäre, was sie eigentlich getrieben. An Höfen wurden sie gehegt und geehrt, obgleich der Sachsenspiegel sie rechtlos nannte, und ihre Habe, wenn sie starben, der Obrigkeit anheim fiel. Mönche in Klöstern stellten bisweilen eine Art von Schauspielen dar, deren Eines, der Antichrist, uns erhalten worden. Die gewöhnlichste Belustigung, des Volkes wie der Edlen, blieben Trunk und Spiel.

* * *

Wer mögte noch das Mittelalter preisen, wenn er liest: die Kaiserliche Macht war zu Boden getreten durch Fürsten und Pfaffen — die Priester häuf-

häuften erpreßte Schätze — wer es vermogte, beraubte sie deren durch Gewalt oder List — Seelsorge an den Meistbietenden vermäkelt, Ablaß verkauft — das Sittengericht mißbraucht, um der Sendherren Seckel zu füllen — durch Hemmung des Gottesdienstes, um besonderer Rache willen, häufig ein ganzes Land bestürzt — fast in jedem Rechtshandel der Kläger gezwungen, nach Rom zu wandern, oder, wenn er's nicht vermogte, seufzend Unrecht zu dulden — Inquisition ihre Geißel schwingend — Ritter in Räuber und Mörder verwandelt — Adels-Uebermuth und schnöde Habgier — Unsicherheit der Straßen, lästiges Geleite — Plünderungs-Fehden, Verwüstungs-Kriege von allen Seiten — in Städten Druck durch Zünfte, ewiger Hader, bald der Bürger unter sich, bald mit ihren Herren oder Nachbarn — Aussaugungen durch Juden, fremde Wucherer, falsche Münzer — auf dem Lande der Ackerpflug durch Todesstrafe nur gesichert — des Landmanns Habe kaum in der Kirche dem Raube entzogen — Rechtspflege nur ein Beutelfegen oder ein Blutgericht — Reichsacht schlimmer als Tod — keine tröstende Religion, nur Formeln und gelehrter Hader — keine erfreuende Kunst, keine geistnährende Wissenschaft — überall die rohe Gewalt Recht und Vernunft besiegend — Wen konnte Liebe an das mit Fluch beladene Vaterland fesseln?

Gewiß mehr als Religionsschwärmerey führte der, von jedem Einzelnen bald mehr bald minder gefühlte, Druck dieses heillosen Zustandes die Scharen der Auswanderer nach Palästina und Preußen. Es hätte nicht des heiligen Grabes bedurft, um sie ins Morgenland zu schwatzen; jeder scheinbare Vorwand wäre von den Meisten mit gleicher

Begierde ergriffen worden; denn wo kein Stand seines Daseyns froh wird, wo nur der Abschaum aller Stände zischend oben auf schwimmt, da lechzen Alle nach Veränderung, selbst Hirngespinnste gierig umfassend.

Man glaubte gewöhnlich, das Mittelalter habe durch Religiosität sich ausgezeichnet. Dem ist nicht also. Wie hätte diese Tochter des Friedens und der Tugend den Weg in Deutschlands Raub- und Mordhöhlen finden sollen? — Durch die Waffensäle eroberner Fürsten? durch die Hörsäle geistlicher Zungendrescher? durch die Raubschlösser des Adels? durch die Krämerhallen der Bürger? Alle diese Stände verfolgten andere Zwecke, Allen, in der Wahl der Mittel, Gewissenlosigkeit gemein. Aberglaube und Furcht vor geistlichen Strafen war des Mittelalters Religion. Ablaß gewinnen, Gläubiger betrügen, verdienter Züchtigung entrinnen, fremde Völker plündern, zügellos leben, sich der Leibeigenschaft entziehen, das waren in der Regel die Bewegungsgründe, welche die zahllosen Kreuzfahrer aus dem Vaterlande trieben; die bessern oder vornehmern mogte Ruhmsucht verlocken; doch sicher sehr gering die Zahl Derjenigen, die mit heißer Sehnsucht nur an dem Gedanken hielten, das heilige Grab zu befreyen; die das rothe Kreuz in wahrhafter Begeisterung bis an's Ende trugen.

Heilsame Folgen der Kreuzzüge, für Deutschland wie für ganz Europa, sind von Manchem ergrübelt worden, doch jene schwerer zu erweisen, als die Mißbräuche, deren Quelle sie waren. Durch sie erhob die päpstliche Macht sich über die weltliche, indem sie befahl und leitete, ihr gefährlich scheinende Helden durch entlockte Gelübde verbannte, die Fürsten ihrer bekreuzten Unterthanen

beraubte, durch mancherley Auflagen, wie durch verschleuderte Güter, sich bereicherte, und endlich durch Verfolgung morgenländischer Ketzereyen sich furchtbar machte. Kreuzzüge waren es, welchen das wackere Volk der Preußen unterlag; eine der schimpflichsten Eroberungen, mit welchen je das christliche Schwert sich besudelt hat. Durch Kreuzzüge verarmte des deutschen Adels größter Theil, lieferte seine kräftigsten Söhne auf die ferne Schlachtbank, oder gewöhnte sie, in rechtloser Gewalt üppige Versorgung zu suchen.

Die Kreuzzüge sollen den Geist des Ritterthums erweckt haben. Doch wohl nicht in Deutschland, wo die Worte Räuber und Ritter nach wie vor gleichbedeutend blieben? Manche Dichtergabe mogte, aufgeregt durch jene Abentheuer, in kräftigern Liedern ausströmen; Wappen- und Geschlechtsnamen mogten durch Bedürfniß und Eitelkeit allgemeiner werden; glänzende Turniere mogten sich vervielfältigen. Karger Ersatz für so vieles Böse! für die Ritterorden der Templer, Johanniter und Marianer, die, zur Qual schuldloser Völker gestiftet, unter dem heillosen Vorwande, Heiden zu bekehren, im Blute dieser Unglücklichen schwelgten! und nebenher des Papstes Allgewalt gegen ihre Fürsten unterstützten.

Mit Unrecht wird den Kreuzzügen das Gedeihen der Städte und des Bürgerstandes zugeschrieben, da solches einzig aus dem Bedürfniß hervorging, dem schweren Druck der höhern Stände durch vereinte Kraft zu widerstehn, und Freyheit zu ertrotzen. Freylich mogte so vieler Peiniger Entfernung ihr Streben erleichtern. Wenn der Handel mit der Levante damals lebendiger wurde, so bereicherte das nur im Süden Deutschlands ei-

nige

nige Städte, vor Allen Wien und Regensburg, weil der Verkehr mit Constantinopel auf Ungarns viel betretenen Straßen lebhafter sich erneuerte.

Wahr ist, durch die Kreuzzüge wurden viele Leibeigene frey, denn das Kreuz zu nehmen durfte keiner gehindert werden, und die zahllosen Scharen, die nach Palästina strömten, beweisen, daß Viele die Gelegenheit ergriffen, ihr hartes Joch abzuschütteln. Aber wohlthätige Folgen für den Bauerstand gingen nicht daraus hervor; denn von diesen Scharen kam fast keiner zurück; das Schwert der Saracenen, mit der Pest im Bunde, fraß ganze Heere. Die Wenigen aber, die ihr Vaterland wieder sahen, waren nicht mehr Bauern, nur lüderliches Gesindel. Den Werth des Menschen mogte nach und nach der entstandene Menschenmangel erhöhen, doch warlich nicht zum Lobe der Kreuzzüge.

Wenn Europa diesen die Seidenwebereyen, manche Farben und das Zuckerrohr verdankt; wenn die Gegenstände der Prachtliebe, Gewürze, Rauchwerk, seidene Kleider, an Höfen und in Städten allgemeiner sich verbreiteten, durch sie des häuslichen Lebens Einfachheit verbannt wurde; so darf bedenklich noch immer gefragt werden: ob, was Gewerbfleiß dabey gewann, nicht Sittlichkeit verlor?

Manche neue Kenntnisse haben die Kreuzfahrer aus dem Morgenlande mitgebracht, denn Constantinopel war der Sitz der Wissenschaften: das Vergnügen an den Geisteswerken der Griechen; einige noch unbekannte Schriften des Aristoteles; einige Bereicherungen der Erd- und Länderkunde, auch wohl der Arzneywissenschaft; aber auch neue Krankheiten, den fürchterlichen Aussatz! der in ganz Europa die Errichtung zahlloser Krankenhäu-

ser.

ser nothwendig machte. Der den Wissenschaften zugeschriebene Gewinn zeigte sich so unbedeutend, daß vielmehr das folgende Jahrhundert unter Allen das finsterste wurde. Der Verlust hingegen, den sie dadurch erlitten, daß die Kreuzfahrer Constantinopel mit seinen unschätzbaren Büchersammlungen in Asche legten, ist unbezweifelt überwiegend, wird ewig beweint, und dessen Urheber ewig verflucht werden.

Immer ist unmöglich, wohlthätige Folgen einer rechtlosen Handlung zu erweisen; denn wer kann läugnen, daß deren Unterlassung noch wohlthätiger gewirkt haben könnte, indem eine andere, nun gehemmte Verkettung der Begebenheiten vielleicht die nämlichen Folgen auf eine rechtliche Weise herbeygeführt hätte? gesetzt aber auch, eine heilsame Wirkung sey offenbar aus unreiner Quelle hervorgegangen; so soll doch nimmer die Geschichte von dieser Quelle mit einer Art von Achtung sprechen, soll nimmer darauf hindeuten, als auf eine Wohlthat, die der Nachwelt Dank erheische; denn das hieße einen Nero heilig sprechen, weil nach Roms Brande die Häuser schöner wieder aufgebaut wurden. Man darf kühn behaupten, es werde in der Weltgeschichte keine böse That gefunden, die nicht irgend eine wohlthätige Folge, wenn auch erst nach Jahrhunderten, erzeugt habe; darum bleibt sie doch fluchwürdig! Die richtende Nachwelt soll sich auf den Standpunct der Zeitgenossen stellen, sonst ist sie nur ein bestochener Richter, hat ihren Vortheil nur vor Augen, und nimmt Theil an den Verbrechen, über die ihre Väter seufzten. Recht soll der einzige Maßstab der Geschichte seyn.

Ende des zweyten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Geschichte des Deutschen Reiches von dessen Ursprunge bis zu dessen Untergange

Bd.: 2

Leipzig (1815)

Bibl.Mont. 2717-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10720937-9